This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 29 352

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Accession 96903 . Class 952e .
H52

Frommanns Klassiker der Philosophie

herausgegeben

von

Richard Falckenberg

Dr. u. o. Professor der Philosophie an der Universität Erlangen.

XI.

THOMAS CARLYLE

VON

PAUL HENSEL.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

T. Carlyle

THOMAS CARLYLE

PAUL HENSEL

MIT BILDNIS

STUTTGART
F. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1901.

T. Carlyle

THOMAS CARLYLE

VON

PAUL HENSEL.

MIT BILDNIS.

STUTTGART
FR. FROMMANNS VERLAG (E. HAUFF)
1901.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

WILHELM WINDELBAND

zugeeignet.

96903

Inhalt.

Kapitel	Seite
1. Anfänge	9—20
2. Vorbedingungen und innere Kämpfe	21—38
3. Bis zur Uebersiedelung nach London	39—62
4. Der Mensch und die Natur	63—97
5. Leben in London bis zum Tode von Jane Welsh Carlyle	98—123
6. Geschichtsphilosophie	124—160
7. Das gegenwärtige Zeitalter	161—197
8. Ende	198—207
Synchronistische Tabelle für Carlyles Leben und Schriften	208—212

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Kapitel 1.

Anfänge.

Thomas Carlyle wurde am 4. Dezember 1795 zu Ecclefechan (Grafschaft Dumfries) in Schottland geboren. Seine Familie war ursprünglich auf der englischen Seite der Grenzlinie angesessen, aber deshalb Carlyle nicht als Schotten ansehen zu wollen, wäre ungerechtfertigt. Auf beiden Seiten der Grenze sass derselbe zähe, ausdauernde, wortkarge Menschenschlag, der alle Kennzeichen der Schotten des Tieflandes zeigt und sich von den Engländern fast noch mehr unterscheidet als von den gälischen Bewohnern der Hochlande. Wie seine Sprache, die in Wortschatz und Aussprache sich viel mehr an das Deutsche anlehnt, als es das Englische mit seiner verhältnismässig starken Beimischung normannisch-französischer Worte thut, so ist auch der Volkscharakter viel freier von fremden Bestandteilen und hat sich die Eigenart des niederdeutschen Stammes reiner bewahrt. Die römische Kultur hat hier weniger sichtbare Spuren zurückgelassen; die normannische Invasion hat bis hierhin nicht gebrandet. In den Jahrhunderte langen Kämpfen gegen das übermächtige England einerseits, die räuberischen Bewohner des Hochlandes andererseits, im Kampf mit dem kärglichen Boden, der so sehr von den gesegneten Fluren Englands absticht, wuchs hier ein trotziges, arbeitsames und sparsames Geschlecht empor, das von der Welt wenig Freude und wenige Güter zu erwarten hatte, und dem die pünkt-

lichste Pflichterfüllung, die schweigende Ergebung in den Willen Gottes zur zweiten Natur wurde.

Buckle hat darauf aufmerksam gemacht, wie stark die Neigung zu theologischer Spekulation in Schottland sich ausgebildet hat, er ist aber dem eigentlichen Grund für diese Erscheinung wenig gerecht geworden. Die Reformation ist in Wahrheit für Schottland wie für das nördliche Deutschland die entscheidende Epoche des geistigen Lebens gewesen. Während in England die Staatskirche einen klugen Kompromiss zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus darstellte, welcher im ganzen einen entschiedenen Sieg des englischen Königtums bedeutete und die Volksseele gegenüber den gewaltigen Erschütterungen anderer Länder verhältnismässig wenig berührte, während hier der eigentliche Protestantismus von vornherein auf Sektenbildung hinauslief, sehen wir in Schottland ein ganz anderes Schauspiel. Der strengen und harten Konsequenz des schottischen Geistes musste die unerbittliche Logik des Calvinismus die ihm kongenialste Religionsform bieten. Die staatliche Gewalt, die sich auf Seiten des Katholizismus gestellt hatte, war zu schwach, dem mächtigen geistigen Strom zu widerstehen. John Knox drückte den Stempel seines Geistes der schottischen Kirche ebenso auf, wie es Calvin dem Genfer Gemeinwesen gethan hatte. Nur in dem Masse, in dem ein Volk geistige Güter erkämpft hat, können sie in ihm lebendig werden. Verglichen mit der Inbrunst und Standhaftigkeit, womit unter den härtesten Verfolgungen, den unmenschlichsten Martern „der feierliche Bund und Vertrag" zwischen Gott und dem schottischen Volk gehalten wurde, erscheinen die Opfer, welche das englische Volk seiner religiösen Ueberzeugung zu bringen geneigt war, als recht unerheblich. Während den Engländern religiöse Fragen immer mehr und mehr zu politischen oder sozialen Fragen wurden, fand der Schotte in den Lehren seiner Religion eine vollständige und genügende Weltanschauung. Vor

die unendliche Entscheidung über Seligkeit und Verdammnis gestellt, wurde ihm das ganze Leben zu einem „Suchen des Herrn". Nicht nur der Sabbat, sondern jede Stunde des Lebens, alle Arbeit und alle Erholung waren durch religiöse Gesichtspunkte beherrscht. So hatte das schottische Volk den unendlichen Vorteil, mit dem Aufgeben der Weltanschauung des Katholizismus vom Mittelalter unmittelbar in die neuere Zeit einzutreten, ausgerüstet mit einer neuen, tieferen, verinnerlichten Weltanschauung, die in noch ungleich höherem Grade als jene das ganze Leben in ihren Dienst zwang.

Freilich, wie die schottische Landschaft ernst und reizlos dem verwöhnteren Auge des Engländers erscheint, so war auch das Leben der Bewohner sehr unterschieden von dem lustigen Treiben Englands. Systematisch drängten diese schweigsamen Menschen die Ausbrüche heiterer Lust, die unschuldige Freude am Schönen zurück. Sogar die innigen Beziehungen innerhalb der Familie, die Liebe der Kinder zu ihren Eltern, der Eltern zu den Kindern, wurden aller weichen Zärtlichkeit entkleidet. Die Pflichterfüllung, der strenge Gehorsam trat an die Stelle der Aeusserungen naiver und herzlicher Zuneigung. Solcher Art war die Familie, in welcher der junge Carlyle aufwuchs. Wir sind über seinen Vater James Carlyle gut unterrichtet durch die merkwürdigen Aufzeichnungen, die der Sohn im Jahre 1832 unter dem frischen Eindruck der Nachricht vom Hinscheiden des Vaters geschrieben hat. Wir sehen hier nicht nur den Stolz des Sohnes, diesen treuen und wahren Mann seinen Vater nennen zu können, wir sehen auch, dass dieser Stolz berechtigt war, und dass Carlyle sich und den Vater richtig beurteilte, wenn er sich „als eine Fortsetzung und als zweiten Band meines Vaters" bezeichnete. Vor allem war es die absolute Wahrhaftigkeit, die den Grundzug seines Wesens ausmachte, und damit in Verbindung stehend seine Abneigung gegen alles Pfuschwerk. „Ich will meine Bücher

schreiben, wie er seine Häuser baute", sagt sein Sohn; seine Tagesarbeit nicht um Lohn zu leisten, sondern damit etwas Tüchtiges, Dauerndes hergestellt würde, war der Gesichtspunkt, aus welchem der Vater seine Arbeit that. Und ebenso war ihm jedes leichtfertige Wort ein Greuel. Schweigsam und verschlossen, wie er für gewöhnlich war, konnte er leerem Geschwätz gegenüber durch ein kurzes „ich glaub' dir nicht" oder durch wenige scharfe Worte den Schwätzer in sehr entschiedener Weise zur Ruhe bringen. Ohne Menschenfurcht verstand er es auch, den höher Gestellten fühlen zu lassen, dass ihm hier das Höchste, ein wahrer Mann, gegenübertrat. Dieser glühende Kern seines Innern kam aber selten zu Tage. „Er hatte nicht die Gabe, frei und offen sein Inneres zu erschliessen", auch für ihn war „die göttliche Macht des Schweigens" sein eigentliches Element: „Meine Mutter hat mir gestanden, dass sie ihn nie hat verstehen können, dass ihre Liebe — unter einem gewissen Drucke stand", und dasselbe war bei seinen Kindern der Fall. Um so inniger kam diese Kindesliebe in dem Verkehr mit der Mutter, Margarete Aitken, zum Ausdruck. Bis zu ihrem Tode (Januar 1854) stand Carlyle im regsten schriftlichen Verkehr mit ihr, die, um seine Briefe lesen und beantworten zu können, die schwierige Kunst des Schreibens erlernt hatte. Rührend ist es, wie sie, in dem einfachen Glauben der Väter stehend, mit innigster Angst und Sorge die steilen Pfade verfolgt, auf denen ihr Sohn emporklimmt, wie ihre Mahnung, sich den Glauben der Kindheit zu bewahren, ängstlicher und ängstlicher ertönt. Ebenso schön aber auch die Antworten des Sohnes, der nicht müde wird, darauf hinzuweisen, dass bei verschiedener Form der Inhalt ihres Glaubens derselbe sei, und dies nicht als leere Beschwichtigung meint, sondern als Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung. Wenn sie dann bei gelegentlichen Besuchen des berühmt gewordenen Sohnes die lange Thonpfeife rauchend an seiner Seite

einherschritt, dann überwog in ihrem Mutterherzen den Stolz auf ihren Erstgebornen doch die beglückende Ueberzeugung, dass er die Wahrheit gesprochen, und sie lernte allmählich durch seine klareren Augen die Welt zu betrachten.

Das Leben im Elternhause war vom denkbar einfachsten schottischen Zuschnitt. Die Nahrung Haferbrei, Milch und Kartoffeln, Schuhe ein unbekannter Luxus, die Kleidung ärmlich aber immer reinlich. Die ersten Jahre besuchte Carlyle die Dorfschule, später entschloss sich sein Vater, auf Rat des Geistlichen Johnstone, ihn im Alter von 9 Jahren auf die Lateinschule in Annan zu schicken. Er wusste genug von seinem Sohn, um die Warnung eines Nachbars, dass als Resultat einer besseren Erziehung der Sohn seine ungebildeten Eltern verachten lernen würde, unberücksichtigt lassen zu können. Ebenso wie Carlyle später in seinem Roman „Sartor Resartus" sein Heimatsdorf unter dem Namen „Entepfuhl" geschildert hat, tritt die Schule von Annan unter dem wenig ehrenvollen Namen des Gymnasiums zu „Hinterschlag" auf. Die Schuldisziplin war hart, fast grausam, der Lernstoff dürftig, vielleicht war es gut für den Knaben, dass er schon hier lernte, geistig auf eigenen Füssen zu stehen. „Jedes Buch das ich bekommen konnte, verschlang ich." Die Schule wurde durchaus im Geist schottischer Orthodoxie geleitet; die Annahme, dass schon hier irgend welche religiöse Skrupel sich in Carlyle geregt hätten, findet in dem uns zugänglichen Material keine Stütze.

So konnte er denn im November 1809, noch nicht 14 Jahre alt, zur Universität nach Edinburgh wandern, um dort Theologie zu studieren. Das Wandern ist hier ganz wörtlich zu nehmen. Zu Fuss legten die schottischen Studenten dieser Zeit den Weg von ihrer Heimat zur Universität zurück, und das Leben, das sie dort führten, entsprach vollständig der bescheidenen Art ihres Einzuges. Auch hier muss der deutsche Leser den Unterschied zwischen England und Schottland scharf im

Auge behalten. Die englischen Universitäten, im Besitz reicher Stiftungen mit ihren Palästen, die Oxford und Cambridge zu den schönsten Städten machen, die in dem schönen England zu finden sind, geben ihren überwiegend den höheren Ständen angehörenden Studenten nicht nur geistige Nahrung, sondern auch eine höchst bequeme materielle Existenz. Wer nur irgend durch Fleiss und Tüchtigkeit befriedigt, wird durch die reichen Pfründen seines Colleges einer auskömmlichen Versorgung für sein Leben sicher. In Edinburgh gab es nichts derart. Die Studenten lebten in der Stadt, in ihrem Wandel wie in ihren Studien durchaus selbständig, aber auch ohne jede materielle Beihilfe von seiten der Universität. Der Armut des Landes entsprechend wurden die Vorlesungen nur im Herbst und Winter gehalten, im Sommer gingen die Hörer auf das Land zu ihren Eltern zurück, um ihnen bei der Ernte behilflich sein zu können. Die sprichwörtliche schottische Sparsamkeit steigerte ihre Lebenshaltung zu wahrhaft spartanischer Bedürfnislosigkeit. Aus Carlyles Briefen sehen wir, dass seine Nahrung ganz oder zum grössten Teil aus Hafermehl bestand, das ihm die Eltern zusendeten, mit gelegentlichen Extrasendungen heimatlicher Butter. Der daraus zusammengekochte Brei — das schottische Nationalessen, ein beständiger Gegenstand des Spottes für die Engländer, die den Hafer nur als Pferdefutter kennen — bildete allerdings einen erheblichen Gegensatz zu der reichlichen Mittagstafel englischer Studenten.

Das theologische Studium zerfiel in zwei Teile: ein vorbereitender Kursus von vier Jahren nach dem früher auch in Deutschland geltenden Schema, der alte Sprachen, Philosophie und namentlich Mathematik enthielt, und das eigentliche theologische Studium, das für diejenigen, die einen längeren Aufenthalt in Edinburgh ermöglichen konnten, drei Jahre umfasste. Wiederum aus ökonomischen Gründen war es aber auch gestattet, ausserhalb Edinburghs auf eigene Hand die Studien fortzusetzen,

wobei als einzige Verpflichtung die Zahlung einer mässigen Gebühr und jährlich eine Predigt vor der Fakultät vorgesehen war. Den ersten Kursus hat Carlyle vollständig durchgemacht; als eine Vorbereitung aber zum theologischen Studium kann man die von ihm erworbenen Kenntnisse kaum betrachten. Auch hier war er überwiegend auf eigenes Suchen angewiesen. Mag auch die Schilderung im Sartor Resartus übertrieben sein, wo die Universität mit einem eingezäunten Platz verglichen wird, in welchem eine Büchersammlung steht, und an dessen Eingang einige schwarz gekleidete Männer postiert sind, die erklären, dass dieses eine Universität sei, und nach dieser Erklärung elfhundert Jünglinge in das Gehege hinein lassen, damit sie dort thun und lassen können, was sie wollen — soviel bleibt sicher, dass nur für den Professor der Mathematik, Leslie, Carlyle aufrichtige Dankbarkeit empfand. Namentlich die Geometrie war Jahre lang seine Lieblingsbeschäftigung, und die Mathematik ermöglichte es ihm, der Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts nahe zu treten, wodurch die wichtigste Epoche seiner geistigen Entwickelung bedingt werden sollte. Leider entbehrte er auf philosophischem Gebiet der sicheren Leitung, die ihm in der Mathematik zu teil wurde. Dugald Steward hatte die Universität verlassen, und sein Nachfolger Brown hatte bei aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit nicht die Gabe, seinen Hörern zu einer philosophischen Weltanschauung die Wege zu weisen. So sah sich Carlyle auf Bücher und nichts als Bücher angewiesen, und es begann sich bei ihm leise, aber mit immer zunehmender Stärke jener „verbietende Zweifel“ zu melden, der ihm die Fortsetzung des theologischen Studiums unmöglich machen sollte. Nach der Beendigung des vorbereitenden Kursus verliess Carlyle Edinburgh (1814), um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Eine Stellung als Lehrer der Mathematik in Annan, welche den Vorteil hatte, ihn in die Nähe seiner jetzt in Mainhill lebenden

Familie zu führen, ermöglichte es ihm, seinen Studien zu leben, die in dieser Zeit sich vorwiegend auf das Erlernen der deutschen Sprache und die Bekanntschaft mit deutscher Litteratur richteten. In einem „trockenen Graben" bei Mainhill las er zum erstenmal den Faust. Eigentliche Freude an seiner Thätigkeit fand er nicht. Er that pünktlich und gewissenhaft seine Pflicht, aber er war zu sehr mit sich selber beschäftigt, fühlte sich selber zu unfertig, um andern ein Lehrer sein zu können.

Ebensowenig war Carlyle in dieser Zeit in der Lage, mit anderen Menschen als den zu seiner nächsten Familie gehörigen verkehren, sein Herz ihnen öffnen zu können. Hierin ganz seinem Vater ähnlich, vermochte er es nicht, über Dinge zu sprechen, die er nicht vollständig durchdacht hatte. Er musste in Schweigen verharren, bis sich die Worte von selber fanden, die sich erst nach vollkommener Durchdringung des Stoffes bei ihm zur Rede fügten. Nur einem durchaus verstehenden Freunde, der die Wege des Zweifels gleichfalls gegangen war, konnte es gelingen, das Eis seines Schweigens zum Schmelzen zu bringen, und Carlyle hat es als eine besondere Gunst des Schicksals betrachtet, dass ihm an diesem Wendepunkt seines Lebens ein solcher Freund nahe trat. Es war Edward Irving.

Schon früher war es zu flüchtiger Bekanntschaft zwischen den beiden Landsleuten gekommen. Aber Irving, der etwas ältere, hochbegabte Jüngling, der bereits eine ehrenvolle Studienzeit vollendet hatte, auf den die früheren Lehrer mit stolzer Hoffnung blickten, flösste dem schweigsamen, gegen sich selber misstrauischen, durchaus nicht mit der Gabe zu glänzen ausgestatteten Carlyle mehr scheue Achtung, vielleicht Bewunderung, ein, als dass von einem Freundschaftsverhältnisse hätte die Rede sein können. Nun führte sie das Schicksal merkwürdig genug zusammen. Irving war der Vorsteher einer Schule in Kirkcaldy geworden, die er mit völliger Hingabe, aber nicht zur Zufriedenheit eines Teils der Eltern seiner Zög-

linge, leitete. Diese Gegenpartei beschloss, eine eigene Schule zu gründen, und als Leiter dieser Schule wurde Carlyle berufen. Er kam also als Konkurrent Irvings nach Kirkcaldy, aber Irving war über alle kleinlichen Gesichtspunkte nach seiner „schönen, mannhaften, geselligen Art“ weit erhaben, und so begann von 1816 an eine enge Freundschaft zwischen beiden, in der Carlyle anfangs zweifellos mehr der empfangende als der gebende Teil war. Irving schien dem jüngern gegenüber als ein fertiger Mann, der die Probleme, mit denen Carlyle sich innerlich wund rang, durchdacht und gelöst hatte. Aber er war der Mann, in dem jüngern schon jetzt das zu sehen, was sich später aus ihm entwickeln sollte, und er stellte sein ganzes nicht unerhebliches Wissen, seine ganze reiche und treue Natur rückhaltlos dem Freunde zur Verfügung. So schmolz denn das Eis des Schweigens, das Carlyle um seine Seele gelegt hatte, und an einem Abend, der das Ende einer gemeinschaftlichen Fusswanderung war, auf dem einsamen Torfmoos von Drumclog entlockte Irving Carlyle „Schritt für Schritt auf die zarteste Weise das Geständnis, dass ich nicht wie er über das Christentum dachte, und dass es für mich aussichtslos sei, zu denken, dass ich es je könnte oder würde; wenn es so wäre, so hatte er sich vorher verpflichtet, es ohne Groll von mir aufzunehmen — und recht treulich hat er's gehalten; bis an sein Lebensende brauchten wir über diese Punkte keine Heimlichkeiten; das war wirklich ein Schritt vorwärts“. Wie über seinen Vater, so hat Carlyle auch über den Freund seine Erinnerungen niedergeschrieben, denen die vorstehenden Worte entnommen sind.

Es empfiehlt sich hier, in Kürze auf die weitere Entwickelung Irvings einzugehen, weil sie in Carlyles Augen typisch war, und aus seinen Aeusserungen klar hervorgeht, dass sie ihn, wenn auch nur in warnendem Sinne, in der Wahl seines eigenen Lebensweges beeinflusst hat. Auf lange Jahre hinaus schien die Laufbahn

Irvings sich immer glänzender gestalten zu sollen. Ein Kanzelredner von ungewöhnlichen Gaben, mit hinreissender Beredsamkeit ausgestattet, eine liebenswürdige Erscheinung, der alle Herzen zuflogen, entfaltete er zuerst als Hilfsgeistlicher des berühmten Dr. Chalmers eine grosse Wirksamkeit, die zu einem Ruf als Prediger an die schottische Gemeinde zu London führte. Und hier war sein Erfolg ein glänzender, augenblicklicher, sinnbethörender. Kein Platz in seiner Kirche war frei, wenn er predigte, die vornehmsten Damen, die geistvollsten Männer der verwöhnten Londoner Gesellschaft scharten sich um ihn, er wurde der Held des Tages. Diesem Erfolg war Irving nicht gewachsen, oder vielmehr er deutete ihn falsch. Er glaubte sich zum religiösen Reformator der Hauptstadt berufen, er wollte inniges religiöses Leben da erwecken, wo bis jetzt nur Weltlichkeit zu Worte gekommen war, und er ahnte nicht, dass er selbst doch nur ein vorübergehendes „Ereignis" in diesen geistreichen Zirkeln war, die, ewig sensationsbedürftig, ihn unter genau demselben Gesichtspunkt auffassten, wie den Autor irgend eines erfolgreichen Romans, den Reisenden, der von irgend einer bisher unbekannten Gegend zu erzählen wusste. Er war der „Löwe" einer Saison und wurde, wie andere Löwen, über neue Gegenstände der Neugierde vergessen. Es gelang Irving nicht, sich in sich selbst wieder zu finden. Er war aufrichtig genug, den Erfolg als Scheinerfolg zu erkennen, aber er vermochte nicht, sich durchaus auf sich selber zurückzuziehen. Immer wilder wurden seine Spekulationen, immer mehr veränderte sich seine Gemeinde zum fanatischen Conventikel. Aus der schottischen Kirche ausgestossen, wurde er der Gründer einer eigenen Sekte, und mit tiefem Grauen sah sein Freund ihn von einem Kreis hysterischer, geistig überspannter Anhänger umgeben, deren „Zungenreden" Irving unmöglich als göttliche Offenbarung ansehen konnte, und welche abzuschütteln ihm doch die geistige Spannkraft fehlte.

Im Jahre 1834, bald nach Carlyles Ankunft in London, starb Irving, ein gebeugter, vernichteter Mann. Was ihn im wesentlichen von Carlyle unterschied, worin in letzter Linie die Ursache seines Misserfolges lag, war das Bedürfnis, nach aussen zu wirken. Dieses Wirken fasste er niemals als das Mittel eigenen Erfolges auf. Immer stand ihm das geistige Wohl, die religiöse Erhebung seiner Gemeinde im Vordergrunde. Aber dieses Wirken nach aussen hatte zu früh seine Seele ergriffen, unmerklich hatte er seinen geistigen Schwerpunkt aus sich heraus in seine Umgebung verlegt, er hatte kein stabiles Gleichgewicht, sondern mehr nur ein labiles. Allmählich ging ihm die Möglichkeit verloren, zwischen einem augenblicklichen Einfall, mit dem er in blendender Rede seine Hörer hinreissen konnte, und einer festen, selbst erarbeiteten Ueberzeugung zu unterscheiden, und damit war auch seine Wirksamkeit selber gefährdet und zu einem Tageserfolg prädestiniert. Die völlige Gleichgültigkeit gegen äusseren Erfolg, der feste Entschluss, nie auch nur mit einem Wort hervorzutreten, das nicht unwiderstehlich darnach rang, ausgesprochen zu werden, dieser auffallendste Zug in der Lebensführung Carlyles war ja in seinem Charakter bereits angelegt; allen Versuchungen gegenüber befestigt wurde er zweifellos durch das warnende Beispiel des geliebten und betrauerten Freundes.

Bald nach Irvings Fortgang von Kirkcaldy hörte auch Carlyles Wirksamkeit auf. Er fühlte, dass er zum Lehrer an einer Schule nicht geschaffen sei. Misshelligheiten in seinem Lehramt kamen dazu, vielleicht wirkte auch der traurige Ausgang einer ersten Herzensneigung zu Margaret Gordon, der er in der Blumine des Sartor Resartus ein Denkmal gesetzt hat, dazu mit, ihm den Aufenthalt zu verleiden. So ging er 1818 nach Edinburgh zurück, eigentlich ohne bestimmten Lebensplan. Mit der theologischen Laufbahn hatte er abgeschlossen. Ein späterer Versuch, Jurisprudenz zu studieren, blieb, um dies

gleich vorauszunehmen, erfolglos; es war ein mühseliges, trostloses Leben, das er führte, ein Leben nicht nur reich an Arbeit, vor welcher Carlyle nie zurückschreckte, sondern auch an körperlichen und geistigen Qualen, die es zur Hölle machten. Durch ungenügende Ernährung bildete sich ein Magenleiden aus, wahrscheinlich dasselbe, dessen unerträgliche Schmerzen (Carlyle vergleicht sie mit dem Nagen einer Ratte am Magenmund) de Quincey und Coleridge zum Opium greifen liess. Durch unzweckmässige Behandlung verschlimmert, verbitterte ihm dieses Leiden lange Jahre seines Lebens. Immer mehr stellte es sich ihm heraus, dass das Leben eines Schriftstellers für ihn das einzig mögliche sei, und so finden wir ihn in diesen Jahren in eifriger Lohnarbeit an allen möglichen encyklopädischen Unternehmungen. Namentlich in Brewsters „Edinburgh Encyclopaedia" erschienen eine Reihe von Artikeln biographischer und geographischer Art, denen er mit Recht die Aufnahme in seine gesammelten Werke versagte. Sie sind tüchtig, aber durchaus handwerksmässig mit guter Benutzung des litterarischen Materials geschrieben, von dem späteren Carlyle findet sich in ihnen kaum eine Spur. Es war litterarische Handlangerarbeit, unternommen, um leben zu können, auf die, abgesehen von diesem Zweck, Carlyle keinen Wert legte*). Er war weit davon entfernt, in dieser Thätigkeit aufgehen zu wollen, eifrig setzte er seine Studien auf der „Bibliothek der Advokaten" fort, die durchaus nicht nur juristische Bücher enthielt, und die er sein Leben lang in dankbarer Erinnerung behielt. Seine Hauptaufgabe aber war, mit sich selber ins reine zu kommen, zu sehen, was für eine Weltanschauung erreichbar und für ihn möglich sei, und der Durchbruch zu dieser Weltanschauung, der in dieser trübsten Zeit erfolgte, kann als das Ende von Carlyles Lehrlingsjahren betrachtet werden.

*) Sie sind 1897 von Crockett herausgegeben worden.

Kapitel 2.

Vorbedingungen und innere Kämpfe.

Um eine Uebersicht über die Gedankengänge zu gewinnen, welche Carlyle aus der im Elternhause empfangenen religiösen Weltanschauung des Calvinismus hinausführten, ist es notwendig, die philosophische Bewegung, die sich in England und Schottland vollzogen hatte, den Umrissen nach zu verfolgen. Es ist dies deshalb notwendig, weil es unthunlich ist, Carlyle als Anhänger oder Fortbildner irgend eines bestimmten Systems in dieser oder in seiner späteren Zeit zu bezeichnen. Das einzige grosse System, das in England in der neueren Zeit entstanden ist, das System Hobbes', ist sicherlich ohne jeden Einfluss auf ihn geblieben, ja es ist als zweifelhaft zu betrachten, ob er mit ihm aus eigenen Studien jemals bekannt geworden ist. So müssen wir denn die einzelnen geistigen Strömungen, die sich im England des 18. Jahrhunderts mannigfach durchkreuzten, in grossen Zügen uns vergegenwärtigen und zwar unter dem Gesichtspunkt, was sie in ihrer Totalsumme einem wahrheitsuchenden jungen Geist zu geben vermochten. Ich glaube, dass wir diese Gedankenmassen am besten nach drei Gruppen ordnen werden, der Associationspsychologie, der Ethik und der Nationalökonomie.

Während die Psychologie im Mittelalter auf das engste mit theologischen Bedürfnissen und Forderungen zusammenhängt, während sie noch bei Descartes und

Spinoza im engsten Zusammenhang mit einer bestimmten Metaphysik auftritt, hatte Locke das grosse Wagnis versucht, sie jedenfalls dem Prinzip nach rein empirisch, als Naturwissenschaft zu behandeln. Es braucht hier nicht darauf eingegangen zu werden, inwieweit er diese Forderung selber erfüllte, genug, dass seine Absicht, sie zu erfüllen, deutlich hervortritt. Er suchte die Bildung unserer psychischen Erscheinungen dadurch anschaulich zu machen, dass er sie aus einfachen Elementen konstruierte, und diese einfachen Elemente zerfallen für ihn in zwei Klassen, die der Empfindungen (sensations) und der Thätigkeit des inneren Sinnes (reflexion). Während wir in den Empfindungen von den äusseren Gegenständen abhängig sind, kam Locke bei der Reflexion über ein gewisses Schwanken nicht hinaus. Einesteils wollte er die Reflexion als unabhängigen Stamm der Erfahrung nicht aufgeben, andererseits musste er selber darauf hinweisen, dass die Sensation das zeitlich Frühere ist, dass alle unsere Seelenthätigkeit mit Empfindungen beginnt, und dass der Stoff, an dem sich unsere Reflexion bethätigt, doch das uns durch die Sinne Gegebene ist. Die Voraussetzung dieser Theorie, die nur deshalb nicht als metaphysisch erschien, weil sie die Metaphysik des naiven Bewusstseins ist, besteht in der Annahme äusserer von uns unabhängiger Dinge, die durch unsere Empfindungen und die aus jenen gebildeten Begriffe in irgend einer Weise abgebildet werden sollen, und so ist es erklärlich, dass die Sensation, die unmittelbar auf die Dinge, die sie hervorgerufen, verweist, erkenntnistheoretisch höherwertig zu sein schien, als die Reflexion, die eine Eigenmächtigkeit des Individuums gegenüber dem ihm von aussen zugewiesenen Material der Erfahrung zu bedeuten schien. Eine Rehabilitation des inneren Sinnes schien für die Nachfolger nur so möglich, dass sie den Gedanken einer Selbstständigkeit der Reflexion aufgaben und dafür um so energischer den andern auch bereits von Locke

vorgezeichneten Weg verfolgten, die Erscheinungen der Reflexion restlos auf Kombinationen von Empfindungen zurückzuführen. Als letztes Resultat musste sich hierbei die Auflösung des metaphysischen Begriffs der Seele ergeben. Hume zeigte, dass die von Berkeley zum Grundstein seines Systems gemachte Lehre von der Seele als einziger Substanz nicht berechtigt sei. Die Anwendung des Substanzbegriffes ist sowohl in der äusseren als in der inneren Erfahrung unzulässig, denn jedes dieser Erfahrungsgebiete zeigt uns nur gewisse mehr oder minder dauernde Empfindungen, zu welchen eine dauernde Substanz hinzuzudichten wir kein Recht haben. Somit ist die Seele nichts anderes als ein „Bündel von Vorstellungen", die nach bestimmten räumlichen und zeitlichen Verhältnissen, sowie nach Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten angeordnet werden.

Es ist klar, dass auf diesem Standpunkt auch die Voraussetzung Lockes von einer von uns unabhängigen Körperwelt problematisch wurde. Humes letzte Konsequenz war theoretische Skepsis, und diese Seite seines Systems enthielt bekanntlich den Punkt, an welchem Kant einsetzen konnte. Die französischen und englischen Denker des 18. Jahrhunderts waren weit davon entfernt, Humes skeptische Gedanken konsequent zu Ende zu denken, sie begnügten sich, die vollständige Ausbildung der Associationspsychologie als wertvollen Bestandteil weiterer Untersuchungen mit Dank entgegenzunehmen. Eine andere Gedankenströmung hatte nämlich dazu geführt, der Aussenwelt eine erheblich grössere Realität zu geben, als dies für Humes Skepsis möglich gewesen war. Es war dies durch die erstaunliche Entwickelung der Mechanik seit Newton bedingt. Durch die Anwendung der Mathematik auf die Körperwelt war eine so exakte Erkenntnis der Gesetze der körperlichen Vorgänge gewonnen worden, die Idee einer allgemeinen Mechanik schien in so hohem Grade realisiert zu sein, dass Carlyle bei seiner Vorliebe für Mathematik sich dem imponierenden Eindruck dieser

Gedankenmassen unmöglich entziehen konnte. Und auch auf dem Gebiet der Organismen hatte dieselbe Methode der Erkenntnis reiche Frucht getragen. Durch Harveys Entdeckung des Blutumlaufs war ein grosser Schritt dazu gethan, den menschlichen Organismus als einen sehr komplizierten Mechanismus aufzufassen, und Hartley wie Priestley hatten bereits den Anschluss an die Associationspsychologie durch das Studium der den psychischen Erscheinungen parallelen Vorgänge im Centralorgan gesucht. Auch hier ist wiederum darauf hinzuweisen, dass der Schritt zu einer vollständigen mechanischen Weltanschauung von keinem dieser Männer gemacht wurde. Ein Vertreter des Materialismus, wie ihn in Frankreich Helvetius und in seiner letzten Zeit Diderot gelehrt hatten, ist in England in dieser Zeit nicht zu finden. Es ist bekannt, wie weit Newton von dieser Denkart entfernt war, aber auch Hartley hielt an dem qualitativen Unterschied der räumlichen Bewegungen im Gehirn von den psychischen Erscheinungen durchaus fest, und Priestley, der den Gedanken einer durchgängigen Abhängigkeit unseres Seelenlebens von den materiellen Vorgängen noch viel schärfer fasste, verwahrte sich ausdrücklich und ohne Zweifel aufrichtig gegen die materialistische Lehre.

Dieselben Motive wirkten auf die Gestaltung der englischen Ethik bestimmend ein. Auch hier können wir schrittweise die Loslösung der Ethik von Theologie und Metaphysik verfolgen, auch hier ist die Tendenz vorhanden, das ethische Leben in seiner ganzen Kompliziertheit aus einfachsten Elementen zu konstruieren und damit verständlich zu machen. Diese einfachsten Elemente fanden sich in den Gefühlen von Lust und Unlust, wobei der Anschluss an die Mechanik Newtons durch eine Identifizierung der Lust mit der Attraktion, der Unlust mit der Repulsion, den Grundeigenschaften der Materie, gefunden wurde. Aber ebenso liess sich auch hier im Anschluss an Locke die Fühlung mit der Associationspsychologie

erreichen. Denn dass diese Gefühle sich im Anschluss an Sensationen einstellen und mithin von diesen Sensationen abhängig sind, wurde nicht sowohl im einzelnen bewiesen, als prinzipiell vorausgesetzt. Und hier erscheint nun eine interessante Analogie zu dem Kampf um die Reflexion, den wir auf psychologischem Gebiet verfolgt haben. Ursprünglich wurden auch hier zwei auf einander irreducible Stämme der Lust- und Unlustgefühle angenommen, der eine umfasste die Gefühle bei eigenem Leid und eigener Freude — die egoistischen — der andere die bei der Wahrnehmung fremden Leides und fremder Freude entstehenden — die sympathischen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Abschluss, den die Gedankenentwickelung auf dem ethischen Gebiet zunächst erreichte, nämlich die Anerkennung der Selbstständigkeit der sympathischen Neigungen, die auf eine ursprüngliche soziale Anlage des Menschen leiten musste, auf die tiefe Kontrastwirkung zurückführt, die das System von Hobbes auf das englische Denken hervorgebracht hatte. Shaftesbury, der Hauptvertreter dieses Gegensatzes, stellte es als unmöglich dar, die sozialen Affekte durch verstandesmässige Ueberlegung aus den egoistischen abzuleiten.

Aber je mehr sich der starke und widerwärtige Eindruck verflüchtigte, den Hobbes' unerbittliche Logik auf seine Zeitgenossen gemacht hatte (es lässt sich verfolgen, wie im Laufe des 18. Jahrhunderts das Studium Hobbes' im Original abnimmt, und an seine Stelle eine Reihe von typisch wiederkehrenden Citaten tritt), umsomehr musste sich auch in der Ethik derselbe Gesichtspunkt geltend machen, den wir in der Psychologie verfolgt haben. Für das verstandesmässige Bedürfnis nach Klarheit und Einfachheit waren zwei irreducible Klassen der Lustgefühle unerträglich, und der Versuch wurde gemacht, die eine Klasse auf die andere zurückzuführen. Da nun das Kind unleugbar wenig Verständnis für fremdes Leid und Freude zeigt, da es ebenso erwachsene Menschen

giebt, die sehr lebhafte egoistische Gefühle haben, mit rudimentärer Rückbildung der sozialen, so war es klar, dass der Versuch dahin gehen musste, die sozialen Gefühle aus den egoistischen abzuleiten. Erst dieser Versuch führt zu der eigentlichen Problemstellung des englischen Utilitarismus, und die Hauptschwierigkeit bestand darin, zu zeigen, dass wirklich alle unsere scheinbar sympathischen Handlungen, alle unsere sittlichen Gebote lediglich auf die grösstmögliche Summe von Lustempfindungen für das handelnde Individuum hinauslaufen. Paley versuchte diesen Nachweis auf Grund einer theologischen Weltanschauung zu erbringen. Das alte, schon im Buch Hiob behandelte Problem, wie es zugehe, dass der Gerechte elend, der Ungerechte herrlich und in Freuden leben könne, dies Problem, über das hinwegzukommen für den Utilitarismus geradezu eine Lebensfrage ist, wurde durch ihn mit Einführung eines „transzendenten" Utilitarismus aus der Welt geschafft. Die Vernunft lehrt uns die Existenz eines gütigen Schöpfers, der das Glück seiner tugendhaften Geschöpfe will, und so dürfen wir annehmen, dass die übrigens verhältnismässig geringen Fälle, in denen Tugend und Glück, Pflicht und Lust hienieden nicht zur Deckung kommen, durch Belohnung und beim erfolgreichen Laster durch Bestrafung ausgeglichen werden. Im ganzen aber tritt bei Paley die Tendenz zu Tage, die wir so häufig gerade bei englischen Denkern treffen, nur im äussersten Notfall auf das Eingreifen Gottes zu verweisen. So wiederholte sich denn hier derselbe Vorgang, den wir bei Betrachtung der Psychologie verfolgt haben. Das theologische „Residuum" musste aus der Ethik verschwinden, wenn diese eine vollständig verstandesmässige Naturwissenschaft werden sollte. Dies vollbracht zu haben, war die Leistung Benthams, den Carlyle deshalb auch mit vollem Recht als Typus der Denkweise des 18. Jahrhunderts aufzuführen pflegte. Hier steht die Ethik vollständig in dieser Welt. Jede Ver-

bindung mit dem Uebersinnlichen, mit Gott, ist abgeschnitten. Bentham „brauchte diese Hypothese nicht mehr". Die Pflichtenlehre soll uns nicht zeigen, wie wir dadurch, dass wir die Gebote Gottes erfüllen, glücklich zu werden vermögen, denn wir kennen diese Gebote Gottes nicht. Was wir kennen, sind unsere eigenen Lust- und Unlustempfindungen. Verständlich und „naturgemäss" ist jedem Wesen das Streben nach Lust, das Vermeiden von Unlust, und so hat die Ethik nur einen prinzipiellen Gegner, die asketische Moral, die das widersinnige Verlangen an die Menschen stellt, die Lust als solche zu fliehen, die Unlust als solche aufzusuchen. Es ist deutlich, dass es namentlich die christliche Ethik sein muss, gegen die sich Benthams Angriff richtet, und mit bewunderungswürdiger Dialektik sucht er nachzuweisen, dass Tugend, Ehre, Pflicht, Gewisssen einen vernünftigen Sinn nur haben, wenn sie aus utilitarischen Erwägungen verstanden werden. Auf diese destruktive Arbeit musste nun aber die Konstruktion folgen. Bentham suchte zu zeigen, dass thatsächlich aus dem richtig verstandenen Interesse sich die richtig verstandene Tugend ergiebt: eine umso schwierigere Aufgabe als Bentham mit seiner klaren, unerbittlichen Logik zu dem Auskunftsmittel, das sich später dem milderen Geist J. St. Mills bot, der Einführung einer qualitativen Unterscheidung der Lustgefühle, nicht greifen konnte. Geflissentlich weist er darauf hin, dass „das Vergnügen, das selbst ein verworfener Verbrecher bei der Ausübung seiner That geniesst", an sich Lust und erstrebenswert ist. Aber — und hier findet Bentham den Anschluss an die Associationspsychologie — es ist unthunlich, ein einzelnes Gefühl aus dem Zusammenhang des psychischen Geschehens zu reissen und für sich selber zu betrachten. In Wahrheit ist jedes dieser Gefühle mit kausaler Notwendigkeit mit anderen Lust- und Unlustgefühlen associiert, und der richtig verstandene Egoismus wird daher auf diejenigen Lustgefühle

verzichten, mit denen notwendig ein grösseres Quantum von Unlust als von Lust verbunden ist. So ist die Furcht vor Entdeckung, die thatsächlich eintretende Entdeckung, das Uebel der Strafe, die damit verknüpfte Schande ein durchaus hinreichendes Quantum von Unlustgefühlen, um den Egoisten am Begehen eines Verbrechens zu hindern und ihn zu veranlassen, dass er auf die Lustquanten des Verbrechens verzichte. Aber noch mehr. Der Egoist wird sich davon überzeugen müssen, dass sein einziges Ziel, das eigene Glück, sich nur so erreichen lässt, dass sich seine Umgebung, seine Mitmenschen glücklich befinden. Ebensowenig, wie das einzelne Gefühl für sich allein betrachtet werden darf, ebensowenig steht der einzelne Mensch isoliert im Weltgetriebe. Ohne geordnete Zustände in Staat und Gesellschaft, ohne Zufriedenheit der Mitbürger mit ihrem Lose, ohne dass die nächste Umgebung bereit ist, eventuell sogar Opfer an eigenem Behagen für mein Wohl zu bringen, kann ich mein Ziel, ein glückliches Leben zu führen, nicht erreichen. Der Egoist wird mithin genötigt sein, dauernd auf einige Lustquanten zu verzichten, um grössere Lustquanten von andern zu erhalten. Die menschliche Gesellschaft stellt sich nach Bentham als eine grosse Sparkasse dar, die die eingezahlten Lustquanten ihrer Mitglieder ordnungsgemäss verzinst und ihnen vermehrt zurückzahlt. Ebenso thöricht, wie ein definitiver Verzicht auf Lust Bentham erscheint, ebenso notwendig ist ein vorübergehender. Um das eigene Glück zu erreichen, muss ich so handeln, dass „das grösste Glück der grösten Anzahl“ (eine Formel, die bereits Paley aufgestellt hatte) realisiert werde. Bentham und seine Schule wurden für Carlyle auch deshalb wichtig, weil der Utilitarismus zunächst sich als eine gefährliche Waffe in dem Kampf gegen alle möglichen sozialen und politischen Privilegien erwies. Der seit 1815 in England mächtig aufstrebende politische Radikalismus entwickelte sich im engsten Anschluss an Bentham, und wie nahe sich Car-

lyles Gedanken mit denen des Radikalismus berührten, werden wir noch zu betrachten haben.

Die letzte Entwickelungsreihe, die hier für uns in Betracht kommt, ist die der Nationalökonomie. Es ist die „klassische Nationalökonomie", die trotz aller früheren Ansätze doch erst mit dem Werke Adam Smiths „Ueber den Reichtum der Nationen" ihren Siegeslauf beginnt. Das Werk Adam Smiths erschien früher als das Hauptwerk Benthams, und er war weit davon entfernt, ein Anhänger des egoistischen Utilitarismus zu sein. In seinem andern Hauptwerk „Ueber das moralische Gefühl" vertritt er im wesentlichen den Standpunkt Shaftesburys, indem auch er ein ursprüngliches moralisches Gefühl der Sympathie annimmt. Es ist ganz bezeichnend, dass diese an Feinheit der Beobachtung dem Utilitarismus unendlich überlegene Seite seiner Theorie fast wirkungslos blieb, wogegen die andere in der Richtung der Zeitströmung liegende begierig aufgegriffen und zu Konsequenzen weiter fortgebildet wurde, mit denen Smith selber am wenigsten einverstanden gewesen wäre. Smith hatte die beiden Grundstämme der menschlichen Gefühle gesondert betrachten wollen. Die Sphäre der moralischen Gefühle konnte er daher in seinem Werk „Ueber den Reichtum der Nationen" vollständig unberücksichtigt lassen. Er betrachtete hier den Menschen als lediglich egoistisches Wesen, und unter dieser Voraussetzung ergaben sich ihm die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens in der Form, wie sie späterhin von der „klassischen Nationalökonomie" zwar feiner ausgearbeitet wurden, aber mit sehr wenigen Ausnahmen (deren wichtigste die Stellung zum Wucher ist, welchen Smith inkonsequenter Weise für strafbar erklären wollte) prinzipiell einfach herüber genommen wurden. Auch hier ergab sich, dass ein Maximum von Gütern und Reichtum für die Gesellschaft sich dann realisiert, wenn ein jeder egoistisch seinen eigenen Vorteil verfolgt, „auf dem billigsten Markt kauft, auf dem teuersten ver-

kauft". Wie genau diese Lehre mit der Benthams übereinstimmt, braucht kaum gesagt zu werden. Was Bentham für das gesammte Gefühlsleben des Menschen gezeigt hatte, wurde hier gewissermassen als Spezialproblem für das ökonomische Verhalten des Menschen in klassischer Weise formuliert. Da nun aber der Mensch von „Natur" ein egoistisches Wesen ist, so erhielten die Gesetze der Nationalökonomie die Gültigkeit von „Naturgesetzen". Die wirklichen Erscheinungen des Gesellschaftslebens wurden ohne weiteres mit denen der hypothetischen, rein egoistischen Gesellschaft Adam Smiths gleich gesetzt, man glaubte im Besitz einer Mechanik der menschlichen Gesellschaft zu sein, und es schien ebenso hoffnungslos und thöricht, sich gegen das Gesetz von Angebot und Nachfrage auflehnen, wie das Gesetz der Schwere für ungültig erklären zu wollen.

Und Schritt für Schritt schienen im wirklichen Leben die Ereignisse der Theorie recht geben zu wollen. England machte in jener Zeit die Entwickelung vom Agrikulturstaat zum Industriestaat in ähnlich beschleunigtem Tempo durch wie Deutschland in unsern Tagen. Die Gesetze, mit denen die Zeit von Elisabeth bis Cromwell das englische Gewerbe, den Handel, die Schiffahrt schützend umgeben hatte, wurden von dem modernen Grossbetrieb nur noch als lästige Schranken empfunden und mussten Stück um Stück weichen. Bald blieben nur noch die Kornzölle, welche der früher massgebende, Ackerbau treibende Teil des englischen Volkes zum Schutz gegen fremde Konkurrenz durchgesetzt hatte, und auch sie wurden bald in immer steigendem Masse der Gegenstand einer Agitation, die das englische Volk bis in seine Grundfesten hinein erschüttern sollte. Lange Jahre hindurch war die gesetzgeberische Thätigkeit eine vorwiegend destruktive. Ueberall wurden alte, nunmehr obsolet gewordene Schranken der freien Bethätigung des Individuums eingerissen, und immer schien der Erfolg den Re-

formatoren recht zu geben. So ergab sich denn mit Notwendigkeit eine Anschauung vom Staat, die ihn nur noch als Sicherheitsanstalt für Leben und Eigentum seiner Bürger betrachten wollte. Jeder gesetzgeberische Eingriff in die Freiheitssphäre des Individuums wurde mit Abneigung betrachtet als den Grundregeln der Nationalökonomie zuwiderlaufend, die wirtschaftliche Prosperität hemmend. Das „laissez faire, laissez passer" wurde die Formel, in der sich das unbegrenzte Freiheitsbedürfnis einer zu lange am Gängelband geleiteten Gesellschaft zusammenfasste. Unter diesem Gesichtspunkt müsste sich auch die Auffassung der Geschichte anders gestalten. Statt auf die „Haupt- und Staatsaktionen", die Darstellung von Kriegen, Bündnissen, grossen Eroberern, höfischen Intriguen richtete sich jetzt das Interesse auf nationalökonomische Gesichtspunkte, auf die Verbesserung der Lage der Kleinen und Kleinsten, auf die Erfindungen und ihren Einfluss auf das soziale Leben: die „Kulturgeschichte" tritt an Stelle der „politischen Geschichte". Als ein merkwürdiges Beispiel, wie diese beiden Richtungen in demselben Buch sich vereinigen können, mag Voltaires „Siecle de Louis XIV" gelten. Dem Titel und der ersten Intention nach soll hier die Gestalt des Sonnenkönigs durchaus im Mittelpunkt stehen, thatsächlich aber ist es die Darstellung des Kulturlebens in Frankreich im Beginn des 18. Jahrhunderts, die das Interesse des Schriftstellers wie des Lesers in erster Linie in Anspruch nimmt. In Wahrheit war auch kein Platz für die grossen Individuen im Rahmen dieser Geschichtsauffassung. Die Könige und Gesetzgeber können im besten Fall nur das verfrüht anbefehlen, was die ruhige Entwickelung der Thatsachen sich selbst überlassen etwas später, aber desto sicherer, ohnedies erreicht haben würde. Im schlechteren und weitaus häufigeren Fall aber widersetzten sie sich durch ihre thörichten Massnahmen dem wohlverstandenen Interesse ihrer Unterthanen, alsdann muss ihre Arbeit mit grossem Aufwand an Energie

rückgängig gemacht werden. Die grossen Männer sind meist Schwärmer, die den Pfad der Menschheit nicht erhellen, sondern nur ihre Augen mit ungewissem und vergänglichem Licht blenden. Namentlich aber wurde diese Theorie auf die religiösen Reformatoren angewendet. Die epikurische Lehre vom „schlauen Priester", der zu seinem eigenen Besten eine neue Religion erdenkt, feierte eine fröhliche Auferstehung. Dem Christentum gegenüber wurde freilich wenigstens bei den Engländern eine gewisse anständige Zurückhaltung beobachtet. Sogar Gibbon wagte in seinem berühmten Angriff auf das Christentum nicht, die letzten Konsequenzen für die Person des Stifters zu ziehen. Für die nichtchristlichen Religionen aber, namentlich für den Mohammedanismus, brauchten derartige Rücksichten nicht genommen zu werden.

Es ist nun sehr merkwürdig, dass sich in England kein Mann fand, der all diese zerstreuten Anregungen zu einem grossen System zusammenfasste. Die Erklärung kann nach zwei Seiten hin gesucht werden. Einesteils war die systembildende Kraft, das Bestreben, das bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts so stark und auffällig hervortritt, aus den Ergebnissen der einzelnen Wissenschaften letzte und einfachste Formeln zu ziehen, in die sich der Gesammtinhalt unserer Erkenntnis zusammenfassen lässt, in England kaum vorhanden. Die englischen Denker dieser Zeit sind tüchtige Spezialforscher. Gerade darin sahen sie ja ihr Verdienst, dass sie ihr Arbeitsgebiet aus der Verquickung mit theologischen und metaphysischen Gedanken reinlich herausgeschält hatten. Es ist genau derselbe tüchtige Geist der Selbstbeschränkung, der in unserem Jahrhundert Darwin immer wieder erklären liess, dass er seine Theorie lediglich auf das Arbeitsgebiet der Zoologie und Botanik anwenden wolle. Aber es kam noch ein anderer, weniger achtbarer Charakterzug dazu, der nicht im englischen Volkscharakter als solcher begründet, durch bestimmte

historische Erscheinungen in ihn hineingetragen worden war. Nach dem Scheitern der grossen sittlich-religiösen Bewegung, die sich in der Person Cromwells verkörperte, war das englische Volk, und namentlich die gebildeten Kreise, nach kurzem Schwanken in die frühere nicht irreligiöse aber ausserreligiöse Denkart zurückgefallen. Es war nicht anständig, die letzten Konsequenzen zu ziehen, falls diese irreligiöser Natur sein konnten; es war gegen die Respektabilität, öffentlich irgendwie religiösen Anstoss zu geben, sei es in Worten oder Thaten. Dass dadurch eine geschlossene Weltanschauung unmöglich geworden, wurde kaum als ein Mangel empfunden.

Gerade diesen Mangel aber empfand Carlyle als einen unerträglichen Zustand. Es war ihm unmöglich, bei seiner früheren religiösen Weltanschauung stehen zu bleiben, sobald ihm diese unglaubhaft geworden war. Es war ihm ebenso unmöglich, sich in irgend ein wissenschaftliches Spezialgebiet zu versenken, so lange er nicht den geometrischen Ort bestimmen konnte, den diese Einzelerkenntnis auf dem Globus intellectualis einzunehmen hatte. Und so machte er sich daran, die einzelnen Gesichtspunkte zu einer Weltanschauung zusammenzufassen, nicht um in dieser Weltanschauung Befriedigung zu finden, sondern weil er fest entschlossen war, die ganze Wahrheit über die Welt und über sich selbst zu kennen, und sollte ihm auch die Erkenntnis dieser Wahrheit das Herz brechen. Das, was er bei den Engländern vermisst hatte, den systematischen Abschluss der Gedanken, fand er bei den Franzosen. Er sah, dass notwendig die englischen Einzeluntersuchungen zu einem System drängen mussten, das die grösste Aehnlichkeit mit dem Materialismus und Sensualismus in Holbachs „Système de la nature“ zeigen würde.

Ebensowenig wie Carlyle sich dazu zwingen konnte, Unglaubhaftes zu glauben, vermochte er, die ihn bedrängenden Ergebnisse leichter Hand zurückzuschieben,

ihre theoretische Richtigkeit vielleicht zuzugeben, sein Leben aber und seine Lebensführung unbekümmert um sie zu gestalten. Für ihn war eine Lebensführung eben nur möglich unter Voraussetzung einer Weltanschauung. Seiner Aufrichtigkeit widerstrebte es, zwischen Praxis und Theorie so zu unterscheiden, dass die eine nur durch Prinzipien gerechtfertigt werden konnte, deren Unmöglichkeit die andere nachgewiesen hatte. Seine geistigen Kämpfe in dieser Zeit hat uns Carlyle in seinem „Sartor Resartus" höchst wahrscheinlich mit autobiographischer Treue geschildert, wenn er den Helden dieses Romans, den deutschen Professor der Dinge im Allgemeinen, Diogenes Teufelsdröckh, sagen lässt: „Für mich war das Weltall vollständig ohne Leben, ohne Bestimmung, ohne Willen und selbst ohne Feindseligkeit; es war eine enorme, tote, unermessliche Dampfmaschine, die in stumpfer Gleichgültigkeit weiter rollte, um mich Glied für Glied zu zermalmen. O dies ungeheure, düstere, einsame Golgatha und Todesmühle! Warum wurde der Lebende ohne Gefährten und mit Bewusstsein dahin verbannt? Warum? Wenn es keinen Teufel giebt, ja, wenn nicht der Teufel euer Gott ist?" Dem deutschen Leser ist diese Stimmung aus Fichtes „Bestimmung des Menschen" sehr wohl erinnerlich. Es ist die erdrückende Wucht, mit der eine rein mechanische Weltanschauung notwendig auf jedem denkenden Menschen, dem Philosophie und Leben nicht zweierlei sind, lasten muss. Bei Carlyle wie bei Fichte fühlt sich der Mensch in den unerbittlichen Kausalzusammenhang der Dinge so hineingepresst, dass Selbstbestimmung und Freiheit unmöglich geworden ist; er selber, eine etwas kompliziertere Maschine, in der sich Lust- und Unlustgefühle mechanisch absondern, und die durch Lust- und Unlustgefühle mechanisch bestimmt wird. Nur hat zweifellos Carlyle diese Entwickelung unabhängig von Fichte in sich vollzogen. Es ist nichts anderes als die typische Form, in der bei beiden Männern der Ge-

danke des Kausalnexus, wie ihn die moderne Naturwissenschaft ausgebildet hat, zum Albdruck der Seele sich gestaltet. In dieser Zeit völliger Verzweiflung muss Carlyle der Gedanke des Selbstmordes nahe getreten sein; er sagt mit dem ihm eigentümlichen grimmigen Humor: „Vom Selbstmord hielt mich ein gewisser Nachschein des Christentums, vielleicht auch eine gewisse Trägheit meines Charakters zurück, denn war dies nicht ein Mittel, das mir noch jederzeit zu Gebot stand?“

Was befreite Carlyle von diesem unerträglichen Druck? Man hat auf sein Verhältnis zur deutschen Philosophie und Dichtung hingewiesen, mit der er sich unausgesetzt auf das eifrigste beschäftigte. Aber wer wie Carlyle in einen so höchst persönlichen „Kampf um einen Lebensinhalt“ eingetreten war, wer genötigt ist, Brust an Brust mit dem eigenen Unglauben zu ringen, dem kann keine Hilfe von aussen kommen, so kräftig auch die äusseren Einflüsse sein mögen. Was in einem solchen Kampf nicht selbst errungen ist, bleibt eben ein Aeusserliches, und Carlyle vermochte zu seiner Rettung auf alle äusseren Hilfen zu verzichten, in sich selber den festen Punkt zu finden, wie Descartes ihn fand. Bei Descartes ergab sich ein Prinzip einer neuen Methode, bei Carlyle der Krystallisationspunkt einer neuen Weltanschauung. Und ebenso wie wir bei Descartes das Datum dieses Durchbruchs kennen, so hat uns Carlyle den Juni 1821 als das Datum seiner Neugeburt genannt, das bestimmend für sein ganzes weiteres Leben geworden ist.

Auch hier können wir auf die Schilderung im Sartor Resartus zurückgreifen, zumal sie Carlyle selber als authentisch bezeichnet hat. Nur den Ort hat Carlyle verändert, es war nicht die Rue St. Thomas de l'Enfer in Paris, sondern Leith Walk, eine enge Strasse, die von Edinburgh nach dem kleinen Badeort Portobello führt, wo sich der Wendepunkt seines Lebens vollzog. „Wovor fürchtest du dich eigentlich? warum willst du ewig

klagen und wimmern und zitternd und furchtsam wie ein Feigling einherschleichen? Verächtlicher Zweifüssler! Was ist die Summe des Schlimmsten, das dich treffen kann? Tod? Wohlan, Tod, und sage auch die Qualen des Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich thun kann und will? — Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und also ein Kind der Freiheit, obschon ausgestossen, Tophet selbst unter die Füsse treten, während es dich verzehrt? So lass es denn kommen! Ich will ihm begegnen und Trotz bieten. Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in ungeahnter Stärke, ein Geist, fast ein Gott. Von dieser Zeit an war die Natur meines Elends eine andere: nicht mehr Furcht war es oder winselnder Schmerz, sondern Entrüstung und grimmiger, feuersprühender Trotz."

Was war mit dieser Einsicht gewonnen? Offenbar noch keine neue Weltanschauung, wohl aber die Einsicht, dass eine negative Instanz gegen die rein verstandesmässige Weltanschauung, die sich Carlyle als unwiderleglich aufgedrängt hatte, ebenso unwiderleglich vorhanden und anzuerkennen sei. Das eigene Ich ist ein steter Protest gegen die mechanischen Theorien. Unmittelbar erfasse ich mich selber als thätig, als Kraftquelle, nicht nur als Träger fremder, auf mich übertragener Kräfte. Aber damit ist noch kein Ruhepunkt gewonnen sondern lediglich ein Standpunkt. Zunächst bleibt die Welt das, was sie gewesen ist: ein riesiger, gefühlloser Mechanismus, und deshalb kann die Stellung des Individuums ihm gegenüber lediglich eine ablehnende, feindselige sein. Es ist die Empörung des Ich gegenüber der ganzen Welt der Objekte des Nicht-Ich. Der Zustand der Empörung ist das eigentlich Neue dieses Prozesses. Wir haben gesehen, dass Carlyle eine innere Befriedigung in dem System des Materialis-

mus niemals gefunden hatte, aber früher glaubte er es seiner Wahrheitsliebe schuldig zu sein, diese widerstreitende Stimme in sich möglichst zum Schweigen zu bringen, sich zur vollständigen Gleichgültigkeit abzutöten, ebenso Mechanismus zu werden, wie das Weltall um ihn. Jetzt hatte er einsehen gelernt, dass diese verneinende Stimme nicht lediglich ein Ueberbleibsel seiner früheren theologischen Weltanschauung sei. Mit allen früheren Hoffnungen für dieses und jenes Leben, die ihm der Glaube seiner Kindheit gebracht, und mit denen er seine Seele bekleidet wusste, hatte er abgeschlossen. Es war ihm klar geworden, dass diese Welt kein Werk Gottes sondern etwas gottloses, vielleicht die Wohnstätte des Teufels sei. Wie die Templer in Werners „Söhne des Thals" empfing auch er die Feuertaufe im Namen Mohammeds, die „baffometische Feuertaufe", welche die christliche Taufe mit Wasser austilgen sollte. Aber er hatte gesehen, dass sein Ich nicht mit verzehrt worden war, dass es verzweiflungsvoll mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die feindlichen Kräfte zu kämpfen fortfuhr, und er war zu der Ueberzeugung gelangt, dass hier nicht ein letzter Rest aus früherer Zeit darnach strebte, sich widerrechtlich zu erhalten, sondern dass alle Mühe, sich selbst aufzugeben, verloren sei. Durch eigene Kraft also hatte er sich zu der Lehre Fichtes durchgerungen, dass die in sich konsequente, von dem Objekt ausgehende mechanische Weltanschauung notwendig an der Thatsache des Ich scheitern müsse, dass sie dieses Ich zwar negieren könne, es aber niemals aus ihren Voraussetzungen heraus zu erklären vermöge. Carlyle sagt mit Recht: „von diesem Augenblick an war die Natur meines Elends eine andere," denn nun musste es sich zeigen, ob von dem „ewigen Nein", das die Seele wie einen Fehdehandschuh der mechanischen Weltanschauung entgegengeworfen hatte, ein weiterer Schritt möglich war, der Versuch, von diesem gewonnenen sicheren Punkt aus sich die Wirklichkeit

zurückzuerobern. Es konnte nicht das Letzte sein, dass Ich und Welt wie zwei feindliche Heerlager einander gegenübergestellt blieben, und erst nach schweren geistigen Kämpfen gelang es Carlyle, die Rückkehr zur Wirklichkeit, zu einem „ewigen Ja“ zu finden. Aber das thut der Bedeutung der Stunde in Leith Walk keinen Eintrag, denn jetzt, nachdem er sich selbst wieder gefunden hatte, konnte sich Carlyle nach Bundesgenossen umsehen, die ihn in diesem Kampf unterstützen sollten. War er doch sicher, bei aller fremden Hilfe sich nunmehr seine Eigenart zu bewahren. Es konnte sich für ihn nur noch um ein Assimilieren der Gedanken anderer, nicht aber um ein Aufgeben seiner Persönlichkeit gegenüber fremdem Einfluss handeln, was die Gefahr der englisch-französischen Weltanschauung gewesen war, mit der er gerungen hatte. Jene hilfreichen Geister aber waren die grossen deutschen Dichter und Denker, deren Schätze für sich und sein Volk zu heben die Aufgabe der nächsten Jahre, ja in gewissem Sinne seines ganzen Lebens wurde.

Kapitel 3.

Bis zur Uebersiedelung nach London.

Bevor wir zur Darstellung der neuen Entwickelungsphase in Carlyles geistigem Leben übergehen, erscheint es an der Zeit, sein äusseres Leben weiter zu verfolgen. Denn selbst in einem Leben, das so vorwiegend ein inneres Geschehnis war, wie das bei Carlyle der Fall ist, spielen Freunde und Gegner, glückliche und widrige Erlebnisse ihre Rolle und wollen mit berücksichtigt sein. Und um so mehr sind wir genötigt, hier die äusseren Erlebnisse zu Worte kommen zu lassen, als in diese Zeit (die letzte Maiwoche 1821) ein Ereignis fällt, das von der grössten Bedeutung für Carlyles ganzes Leben sein sollte, die erste Bekanntschaft mit Jane Welsh, seiner späteren Lebensgefährtin. Irving war es, der ihn in das Haus der verwittweten Mutter Janes in Haddington einführte. Irving war längere Zeit hindurch der Lehrer des geistvollen und schönen Mädchens gewesen, und eine innige Neigung, die von ihrer Seite erwidert wurde, war die Folge ihres häufigen Zusammenseins. Aber Irving war bereits durch eine frühere Verlobung gebunden und seine Hoffnung, von dieser Verpflichtung durch seine Braut und ihren Vater losgesprochen zu werden, verwirklichte sich nicht. Er fühlte sich verpflichtet, bei seinem einmal gegebenen Worte auszuharren, er wusste, was er damit aufgab, aber er scheint sich nicht klar darüber ge-

worden zu sein, wie viel Jane Welsh zu überwinden hatte, sonst würde er die weitere Korrespondenz, in der mitunter der ganze tiefe Jammer seiner Seele zum Ausdruck kam, unterlassen haben.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass Jane Welsh dem neuen Bekannten zunächst als Freund Irvings ihr Interesse zuwandte. Steif, verschlossen, von körperlichen und geistigen Qualen heimgesucht, in dem Verkehr mit gebildeten und geistvollen Frauen so unerfahren wie möglich, konnte Carlyle für das gefeierte, wohlhabende, an geistreiches Geplauder gewöhnte und sich darin gefallende Mädchen unmöglich viel Anziehendes haben. Aber die nähere Bekanntschaft zeigte ihr bald, dass ihr hier ein in jeder Beziehung ungewöhnlicher Mann nahe getreten war, ihre weibliche Feinfühligkeit liess sie den goldenen Kern unter der unscheinbaren Schale erkennen. Stets bemüht, ihre erheblichen Sprachkenntnisse zu erweitern, nahm sie die Gelegenheit wahr, durch Carlyle in die deutsche Sprache eingeführt zu werden. Bald gingen Büchersendungen hin und her von Briefen begleitet, und wenn Carlyle auch nicht zu reden wusste, so merkte das junge Mädchen bald, dass er schreiben konnte wie kein anderer, und dass er ein Vergnügen daran fand, die ganzen reichen Schätze seines Geistes vor ihr auszubreiten, sie ihr zugänglich zu machen. Eine gute, treue Freundschaft bildete sich aus, für Carlyle bald ein wichtiger Bestandteil seines Lebens, der beste Trost in allem Schweren, das die nächsten Jahre bringen sollten.

Aber noch nach einer andern Richtung sollte Irving bestimmend in Carlyles Leben eingreifen. Durch seine Beziehungen in London gelang es ihm, Carlyle eine Stellung als Lehrer für die Söhne eines früheren indischen Beamten, Buller, zu verschaffen. Es war eine etwas eigentümliche Einrichtung, die getroffen wurde. Die beiden Söhne kamen nach Edinburgh, wo sie bei einem

Dr. Flemming wohnten, Carlyle wohnte in der Nähe, brachte den Tag mit ihnen zu und ging am Abend in seine Wohnung zurück, um für sich selber arbeiten zu können. So begann vom Jahre 1822 an eine sehr viel glücklichere Zeit für Carlyle. Seine beiden Zöglinge, namentlich der ältere, dessen glänzende Begabung die grössten Hoffnungen für die Zukunft erregen konnte, schlossen sich mit begeisterter Liebe an ihren Lehrer an. Das sehr reichlich bemessene Gehalt ermöglichte es ihm, zum Studium seines geliebten Bruders John beizutragen und dabei noch Ersparnisse zu machen, und vor allem, er konnte jetzt seine eigenen Arbeiten ohne Sorge um den kommenden Tag betreiben.

Seine erste Arbeit aus dieser Zeit war eine Uebersetzung von Legendres Geometrie, welcher er einen selbstverfassten Abschnitt über die Proportionen hinzufügte, der nach dem Urteil von Fachmännern ihn als einen tüchtigen Mathematiker zeigt. In dieselbe Zeit oder etwas früher fällt ein erster Versuch, seine Beschäftigung mit deutscher Dichtung schriftstellerisch hervortreten zu lassen. Das Thema war Goethes Faust oder vielmehr ein ziemlich verunglückter Versuch einer englischen Uebersetzung, den ein Ungenannter verbrochen hatte. Carlyles Aufsatz erschien in der „New Edinburgh Review“ und versucht, dem englischen Leser ein besseres Verständnis für Faust zu geben, als es der Ungenannte zu thun vermocht hatte. Im ganzen ist es eine noch ziemlich unbeholfene Arbeit, nur ganz gelegentlich verkünden einzelne Bemerkungen eine grössere geistige Selbstständigkeit, so der Vergleich Mephistopheles' mit einem französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts.

Sehr viel mehr als Goethe trat in dieser Zeit Schiller bei Carlyle in den Vordergrund des Interesses. Der hohe idealistische Schwung, die philosophische Weltanschauung des Dichters mussten mächtig auf Carlyle wirken, das Leben Schillers mit seinem Aufsteigen aus kümmerlichen und drangvollen Verhältnissen durch eigene Kraft zu den

lichten Höhen des Ruhmes machte auf Carlyle um so grösseren Eindruck, als er Gleiches erfahren hatte, Aehnliches von der Zukunft erhoffte. So unternahm er es, ein Leben Schillers zu schreiben, nachdem er sich schon früher mit einer Uebersetzung Schillers getragen hatte. Es ist vielleicht kein Unglück, dass der Plan zur Uebersetzung nicht zur Ausführung kam. Nur ein Dichter kann sich an eine derartige Aufgabe machen, und Carlyle war kein Dichter. Wir besitzen in Froudes Biographie einige seiner Gedichte gerade aus dieser Zeit, in denen deutlich zu sehen ist, wie Reim und Metrum nicht das Kleid des Gedankens sind, sondern wie der Gedanke mühsam mit ihnen ringt. Auch seine Uebersetzungen aus Goethe sind mit einer einzigen Ausnahme mehr durch Treue als durch poetische Schönheit ausgezeichnet, und für die Uebersetzungsproben, die Carlyle in seinem Leben Schillers giebt, gilt dasselbe. Am glücklichsten ist noch die Wiedergabe der Scene in der hohlen Gasse. Immerhin waren diese Uebersetzungen ein erheblicher Fortschritt gegenüber allem, was bisher in England erschienen war.

Carlyle hat in späterer Zeit eine ziemlich abschätzige Meinung über dieses sein Erstlingswerk ausgesprochen. Er hatte es aber doch für wert gehalten, dass es in seine Werke mit aufgenommen werde, und er hat recht daran gethan. Es ist ein wesentlicher Fortschritt in Carlyles Schreibweise gar nicht zu verkennen, und es tritt hier bereits das Bestreben klar hervor, das Carlyle später in jedem Wort geleitet hat, das er über Menschen und deren Werke schrieb. Es ist dies die Einsicht, dass es sich nicht darum handelt, den Leser mit irgend welchen Daten aus dem Leben dieser Männer oder mit Urteilen des Autors über diese Männer zu versorgen, sondern dass es die Pflicht des Biographen ist, in das Leben seines Helden einzuführen, die Leser so viel als möglich dieses Leben nachleben zu lassen. Daraus erklärt es sich, dass der grosse Freund Schillers von der Arbeit Carlyles nicht

nur durchaus zufrieden gestellt wurde, sondern auch glaubte, dass deutsche Leser aus ihr Erhebliches lernen könnten, und an eine deutsche Uebersetzung dachte, die er einleitend empfehlen wollte. Das Buch Carlyles erschien im London Magazine 1823—1824, als gesondertes Werk 1825.

Aber trotz dieser intensiven Beschäftigung mit Schiller giebt das Buch selbst die Gründe, die es verhinderten, dass Schiller bestimmenden Einfluss auf Carlyle gewann. Vor allem fasste er ihn vielleicht zu ausschliesslich als Schüler Kants auf, und wir werden später sehen, dass trotz aller Dankesschuld an den grossen deutschen Philosophen es Carlyle nicht möglich war, das Kantische System als „der Weisheit letzten Schluss“ zu betrachten. Ausserdem schien ihm Schiller zu sehr in dem reinen Aether poetischer und philosophischer Gedanken zu leben, um ein brauchbarer Seelenführer durch das wirkliche Leben sein zu können. So stieg denn am geistigen Himmel Carlyles der andere Stern erster Grösse in der deutschen Dichtung, Goethe, immer höher und höher bis in den Zenith als Mittelpunkt für Carlyles gesammtes geistiges Leben. Eine Uebersetzung der „Lehrjahre“ wurde zum Teil gleichzeitig mit dem Leben Schillers begonnen, und mit glühendem Enthusiasmus drang Carlyle nicht nur selber in die ihm hier sich entdeckende Welt ein, er suchte auch seine Umgebung und namentlich Miss Welsh zu gleichem Enthusiasmus anzuregen. Trotz aller Einwendungen, die Irving dagegen erhob, dass seine geliebte Schülerin mit „von Goethe, von Schiller und den andern Adligen der deutschen Litteratur“ bekannt gemacht würde, deren Sittlichkeit und Religion ihm höchst verdächtig erschien, hörte Carlyle nicht auf, bei Jane Welsh für Goethe zu kämpfen, bis ihre anfängliche Abneigung, die sowohl der Form als dem Inhalt galt, besiegt und sie selber für den „Meister“ gewonnen wurde.

Auch für Carlyle begannen nun die Wanderjahre.

Der Aufenthalt seiner Zöglinge in Edinburgh war zu Ende, und 1824 folgte Carlyle ihnen nach London, mit offenen Armen aufgenommen von Irving. Doch konnte er sich dunkler Ahnungen nicht erwehren, die sich schnell zur Gewissheit steigern sollten, dass ein dauerndes Zusammenleben mit Mrs. Buller ein Ding der Unmöglichkeit sein würde. Um dies verstehen zu können, ist es nicht notwendig, Carlyles Schilderung ihres Charakters wörtlich zu nehmen. Es genügt, dass der Dame Geselligkeit und gesellschaftliches Leben im Mittelpunkt des Interesses stand, und dass Carlyles ohnehin nicht sehr erhebliche Toleranz ihn „Zweifüsslern dieser Art" gegenüber völlig im Stich liess. Ein kurzer Aufenthalt in Birmingham befreite ihn zwar nicht, wie er gehofft hatte, von seinem quälenden Magenleiden, gab ihm aber eine gute Kenntnis aus eigner Anschauung von den grossen industriellen Centren, in denen das moderne Leben am intensivsten pulsierte, und deren stetes Maschinengedröhn nebst den tausenden ihrer russigen Arbeiter auf Carlyle einen unauslöschlichen Eindruck machten. Daran schloss sich ein kurzer Ausflug nach Paris in Begleitung der Schwester und des Schwagers von Mrs. Buller, Mr. und Mrs. Strachey. Es ist rührend, die ängstliche Bewunderung der Familie in Mainhill wegen der weiten Reise zu sehen, die ihren Tom jetzt sogar über das Meer hinweggeführt hatte. Für Carlyle, dessen photographisches Gedächtnis jedes Bild mit absoluter Treue bewahrte, bedeutete der kurze Aufenthalt in Paris eine gegenständliche Kenntnis aller historisch wichtigen Stätten in dieser erinnerungsreichsten aller Städte. Wie sehr er durch diese Kenntnis in seinem Bestreben, die Scenen der französischen Revolution zum Leben zurück zu rufen, gefördert wurde, hat er selbst gelegentlich bemerkt.

Nach London zurückgekehrt, blieb er dort so lange, bis der „Schiller" buchfertig gemacht war, worauf er dann nach Schottland zurückkehrte. Er war mit einigen der bedeutendsten englischen Schriftsteller zusammengekommen,

aber er hatte das Gefühl, dass aus ihrem Umgang erhebliche Förderung nicht zu erwarten sei. Am nächsten scheint er noch Campbell getreten zu sein, der ihm als Schotte bei seinem starken Nationalgefühl vielleicht die meiste Sympathie einflösste. Aber gerade bei diesem glaubte er die schädlichen Folgen des Aufenthaltes in London mit Händen greifen zu können. Er schien ihm aus dem Erdreich, aus dem er Kraft gesogen, herausgerissen „und in eine Flasche Wasser gesteckt" zu sein, ein anderes Beispiel der von ihm tiefbeklagten Entwickelung seines Freundes Irving. Coleridge, den er mit grossen Erwartungen aufsuchte, enttäuschte ihn noch mehr. Er schien ihm „in Mondschein und Faulheit ertrunken". Das ganze Leben der litterarischen Kreise in London krankte für Carlyle an der Schwierigkeit, die eigenen Gedanken ausreifen lassen zu können, an der Verführung, Geld zu verdienen durch das Aussprechen halbgereifter oder unreifer Worte. „Das heilige Schweigen", nach Carlyle die erste Voraussetzung wirkungsvoller Rede, schien hier unendlich erschwert zu sein.

In diese Zeit fällt ein für Carlyle unendlich wichtiges Ereignis: der Anfang seines Briefwechsels mit Goethe. Er hatte dem verehrten Manne seine Uebersetzung des „Wilhelm Meister" zugesendet, Goethe antwortete mit einigen höflich-freundlichen Zeilen und einer Gegengabe. Dies war der Beginn einer Reihe von Briefen, die von Carlyles Seite immer dieselbe ergebene und treue Dankbarkeit atmen, während wir in Goethes Briefen ein steigendes frohes Erstaunen verfolgen können über dies ungeahnte Phänomen eines Schotten, der es vermocht hatte, Goethes ganze reiche Gedankenwelt in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Und mit dieser Freude an der Tüchtigkeit des jungen Freundes wird auch der Ton der Briefe ein durchaus anderer. Mit väterlicher Freundlichkeit, mit der einfachen rührenden Herzlichkeit, die Goethe sich für die zu bewahren verstanden hatte, die einmal den Weg zu seinem Herzen gefunden, nimmt der Greis an allem teil, was

die Seele des jungen Mannes bewegt. Er warnt ihn vor den Irrwegen des Saint-Simonismus, in dessen gefährliche Nähe er Carlyle gerückt glaubt; seine tiefsten Gedanken über die Aufgabe der Litteratur als Erzieherin der Menschheit mit der letzten Krönung, dem Ideal einer Weltlitteratur, mag er Carlyle nicht vorenthalten. In ruhiger, epischer Gelassenheit, mit innigster Teilnahme am Persönlichen werden diese Briefe reicher und reicher, immer neu beglückend, erhebend über das Mangelhafte und Unvollkommene des Tages für den Empfänger und später auch für seine junge Frau. Und wie oft Goethes vielbeschäftigter Geist bei dem jungen Freunde verweilte, davon geben die Stellen in Eckermanns „Gesprächen" ein unvergängliches Zeugnis.

Vorerst war Carlyle nach Schottland zurückgekehrt, wo er sich in Hoddam Hill, einem kleinen Pachtgut in der Nähe von Mainhill, dem Wohnsitz seiner Eltern, niederliess. Er pachtete die Farm selber, überliess aber die Bewirtschaftung seinem Bruder Alexander (Alick), der dafür den Unterhalt für Carlyle und sein Pferd übernahm. Carlyle fand, dass täglich unternommene Spazierritte, an welche er sich in Birmingham gewöhnt hatte, das beste Mittel gegen sein Magenleiden seien, und so treffen wir in seinen Briefen auf fortlaufende Berichte über die Pferde, denen er sich im Laufe seines Lebens anvertraute. Dies Wort muss in seinem eigentlichsten Sinn verstanden werden, denn Carlyle war niemals ein guter Reiter, und die Verantwortung für eine glückliche Beendigung der gemeinsamen Expeditionen traf ausschliesslich das Pferd. Carlyle musste, um sich auf dem Pferde wohl zu fühlen, ein vollständiges Zutrauen zu seinem Genossen haben, den er dann mit fast zärtlicher Zuneigung behandelte. Das irische Pferd, das ihn in dieser Zeit trug, Larry, war für seinen Geschmack zu „genial", während ein späteres, „Fritz", das er lange Jahre in London ritt, den Lobspruch erhielt „ein sehr verständiger Bursche zu sein, der es nicht

für die erste Pferdepflicht hielt, irgend etwas Witziges zu sagen".

Die Arbeit Carlyles bestand in dieser Zeit hauptsächlich in der Uebersetzung auserlesener Stücke aus Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann und Jean Paul, wozu dann später eine Uebersetzung der „Wanderjahre" sich gesellte. Zu jeder dieser Uebersetzungen wurde ein einleitendes Vorwort geschrieben, das den englischen Leser auf das vorzüglichste in das ihm bisher ziemlich unbekannt gebliebene Zauberland der deutschen Dichtung einführte. Trotz der verdienstlichen Bestrebungen Coleridges war hier noch Erhebliches zu thun übrig, wie der Umstand erkennen lässt, dass die verbreitetste Geschichte der deutschen Litteratur in englischer Sprache, von Taylor verfasst, in einem Hymnus auf — Kotzebue gipfelte.

Das Jahr 1826 sah die ganze Familie Carlyle in Scotsbrig vereinigt, und hier vollzog sich ein Ereignis, das durch häufige Besuche von beiden Seiten und die immer zunehmende Gewöhnung Carlyles, jeden Gedanken der ihn bewegte, der Geliebten mündlich oder schriftlich mitzuteilen, seit langem vorbereitet war: seine Verlobung und damit die Notwendigkeit, an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken. Wenn für Carlyle hiermit ein viele Jahre gehegter Herzenswunsch erfüllt wurde, so kann ein gleiches nicht von Jane Welsh gesagt werden. Sie bewunderte den Genius Carlyles, wie er bewundert zu werden verdiente, sie sah mit ihren klaren verständigen Augen, dass Carlyle vor allem die Möglichkeit haben müsse, frei von der Sorge um das tägliche Brot alle seine Fähigkeiten vollständig auszubilden, alles das ausreifen zu lassen, was in ihm angelegt war. Daher hatte sie schon vor ihrer Verlobung ein Testament aufgesetzt, das nach ihrem Tode ihrer Mutter die Nutzniessung des väterlichen Vermögens hinterliess und bestimmt, dass nach dem Tode der Mutter dies Vermögen an Carlyle fallen

solle. Sie hatte schliesslich sogar einsehen gelernt, dass für Carlyle ein erfolgreiches Leben nur an ihrer Seite möglich sei, und so willigte sie in die Verlobung, ja sie that einem früheren Versprechen zufolge selbst den entscheidenden Schritt. Nicht eigentlich Liebe war also der Beweggrund, der sie dazu veranlasste. Wenn es auch übertrieben ist, was sie später in der ihr eigentümlichen zugespitzten Art dahin formulierte: „ich heiratete aus Ehrgeiz, Carlyle hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen — und ich bin elend", so liegt etwas Wahres doch darin. Es war nicht Ehrgeiz der gewöhnlichen Art, die Verlockung, die Frau eines berühmten Mannes zu sein, es war der Ehrgeiz, diesen Mann, den sie vor allen andern schätzte und bewunderte, durch ihre Hilfe nun auch vor den Augen der Welt auf der Höhe erscheinen zu lassen, die ihm nach ihrer Ansicht gebührte. Dies hatte sie als ihre Pflicht erkannt, und diese Pflicht war sie entschlossen zu erfüllen. Den bei weitem grössten Teil ihres Vermögens überliess sie ihrer Mutter, die wohl der Tochter ein glänzenderes Lebensglück gewünscht hätte, als es die Heirat mit Carlyle zu bieten schien. Einige chimärische Projekte für ihr gemeinschaftliches Leben, die Carlyle vorschlug, wusste sie mit der ihr eigenen Mischung von Humor und Satire zu widerlegen und ihn zu bestimmen, Edinburgh als zukünftigen Wohnsitz ins Auge zu fassen. Am 17. Oktober 1826 wurden sie für das Leben verbunden und kamen am Abend in Comely Bank, einer ruhigen Strasse, fern von dem Geräusch der inneren Stadt, an, um gemeinsam den Kampf des Lebens zu kämpfen.

Für Carlyle bildete sich durch seine Verheiratung eine Reihe von Beziehungen, unter denen die wichtigste die zu Francis Jeffrey, dem gefürchteten Chefredakteur der Edinburgh Review, war. Jeffrey war ein nach deutschen Begriffen entfernter, nach schottischen naher Verwandter der jungen Frau Carlyles und betrachtete

sich als den Beschützer und väterlichen Freund des jungen Paares. Er öffnete Carlyle die Spalten seiner Zeitschrift, und wir wissen aus dem Leben Macaulays, wie in jener Zeit es für die hervorragendsten Männer in England und Schottland eine Ehre war, zur Mitarbeiterschaft zugelassen zu werden. Wenn man erwägt, dass der Standpunkt dieses Blattes durchaus derjenige der orthodoxen Parteidoktrin der Whigs war, so wird es begreiflich, dass man es häufig als einen Akt persönlicher Liebenswürdigkeit von Seiten Jeffreys aufgefasst hat, „diese Pulvertonne an Bord genommen zu haben". In Wahrheit war allerdings für Carlyle der Standpunkt der Edinburgh Review ein längst überwundener. Aber er war in dieser Zeit noch politisch in ziemlich radikalem Fahrwasser, und obgleich die Scheidung, die sich später zwischen Whigs und Radikalen so einschneidend markieren sollte, dem schärfer Blickenden schon damals nicht entgehen konnte, so glaubten doch Männer wie Jeffrey, Brougham und Macaulay, nicht die Sache einer Partei gegen die andere, sondern die des Volkes gegen die egoistische Klassenherrschaft der Tories zu führen. So fand auch die Bewegung, die zur Reform-Bill führen sollte, nämlich der Kampf gegen die Kornzölle, in der That Whigs und Radikale Schulter an Schulter kämpfend. Carlyles politische Ansichten waren es also nicht, die den Hauptanstoss bei Jeffrey geben konnten, wohl aber muteten die deutschen Studien Carlyles oder vielmehr der Glaube Carlyles an die deutschen Gedanken Jeffrey als höchst gefährlich und rätselhaft an. Dass jemand allen Ernstes behaupten konnte, diese „nebelhaften deutschen Metaphysiker" mit ihren „mystischen Spekulationen in einer unverständlichen Sprache" seien Männer, von denen die aufgeklärten, vernünftigen, praktischen Engländer irgend etwas lernen könnten, erschien Jeffrey nur unter der Annahme eines übel angebrachten Haschens nach Originalität erklärlich. Immer wieder versuchte er es, seinen jungen Verwandten, dessen gei-

stigen Gaben er volle Gerechtigkeit widerfahren liess, von dem schwankenden Boden deutscher nebelhafter Spekulationen auf das „fruchtbare Bathos der Erfahrung", das Gebiet des gesunden Menschenverstandes, zurückzuführen. Und dass alle Misserfolge, welche diese Versuche nach sich zogen, ihn nicht dazu vermochten, seine Hand von Carlyle abzuziehen, dass er freundlich und hilfsbereit blieb, bis Carlyle in einem Anfall von Missmut und Aerger, den Jeffrey nicht um ihn verdient hatte, die vertrauten Beziehungen abbrach, das muss zum Lobe Jeffreys ausdrücklich bemerkt werden. Es konnte einem älteren Mann, der in seines Herzens Unschuld meinte, in dem damaligen whigistischen Programm „der Weisheit letzten Schluss" zu besitzen, nicht zugemutet werden, die steilen Wege zu wandeln, die Carlyle zu einer höheren Ansicht von Menschen und Dingen führen sollten.

Andere Beziehungen fingen gleichfalls an, sich zu bilden. Am wichtigsten darunter war wohl die zu De Quincey, nachdem eine erste Verstimmung, hervorgerufen durch eine malitiöse und verständnislose Kritik des „Wilhelm Meister" überwunden worden war. Carlyle war weit davon entfernt, eine derartige Kritik ernsthaft übel zu nehmen; enthielt sie doch nichts anderes, als die Formulierung dessen, was man in England wirklich über Goethe dachte. So war es für Carlyle eher ein belustigender Anblick, wenn ein Mann von der geistigen Bedeutung De Quinceys sich vollständig kompetent glaubte, ein aus Goethes Geist geborenes Werk im Ton der Ueberlegenheit von dem hohen Richterstuhl unfehlbarer Kritik herab zu besprechen. Bei aller Anerkennung der vielen und tüchtigen Eigenschaften De Quinceys war Carlyle doch im wesentlichen der Ansicht seiner Frau: „Welch ein entzückendes kleines Wesen, wenn man es in einer Schachtel mit sich führen und es herausnehmen könnte, so oft man mit ihm sprechen will." Eine andere flüchtige Bekanntschaft, die Carlyle anfangs zu behagen schien, die mit Prof. Wilson, gestaltete sich nicht zu irgend einem intimen Verkehr, ver-

mutlich weil der etwas merkwürdige, schottisch gefärbte Toryismus Wilsons sich durch die radikalen Anschauungen Carlyles verletzt fühlte.

Im ganzen scheint das Leben in Comelybank eine Zeit so ungetrübten Lebensgenusses und so voller Lebensfreude gewesen zu sein, wie sie dem Ehepaar nie wieder zuteil geworden ist. Carlyle publizierte in jener Zeit nur wenig, aber grössere Entwürfe wurden gemacht, und seine Ersparnisse sowie die einfache Art der Lebensführung hätten einen längeren Aufenthalt sicher gestattet. Trotzdem beschloss Carlyle schon 1828 Edinburgh zu verlassen und sich nach einem seiner Frau gehörigen Pachtgut, Craigenputtock (Falkenklippe), zurückzuziehen. Man muss auch hier, wie überall bei den Briefen Carlyles an seine Familie, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, was leider sein Biograph Froude niemals verstanden hat. Carlyle wusste sehr gut, dass die Seinen einem ökonomischen Beweisgang zu folgen vermochten, was er bei Gründen, die er der inneren Entwickelung entnahm, in demselben Masse nicht voraussetzen konnte. Zweifellos aber waren ihm gerade diese inneren Gründe die massgebenden. Carlyle war noch nicht fertig mit sich, und er konnte nach dem, was wir gesehen haben, durch die in Edinburgh herrschenden geistigen Strömungen für sich eine Förderung nicht erwarten. Ebenso wenig aber konnte er hoffen, bevor seine geistige Entwickelung einen gewissen Abschluss erreicht hatte, in irgend erheblichem Grade auf seine Umgebung fördernd zu wirken. Er war, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „vorläufig noch im unartikulierten oder halbartikulierten Zustand." Da musste sich ihm das altbewährte Mittel, „seinen eigenen Rauch zu verzehren", d. h. völlige Weltabgeschiedenheit, Trennung von seinen Mitmenschen und lange einsame Ritte in der schweigsamen Natur als das beste Mittel darbieten, zur Klarheit über die ihn bewegenden Probleme zu gelangen. Dass seine Frau schweren Herzens Edinburgh verliess, kann nicht bezweifelt werden, aber Carlyle

hatte Recht, seinen Wunsch durchzusetzen. Die ganze Zukunft des jungen Paares lag in der geistigen Entwickelung Carlyles, und wer diesen Zweck wollte, musste notwendigerweise auch die Mittel wollen.

Ueber Craigenputtock hat sich Carlyle in einem Brief an Goethe so schön ausgesprochen, dass seine Worte hier ihre Stelle finden mögen: „Sie fragen mit so warmem Interesse nach unserm gegenwärtigen Aufenthalt und nach unserer Beschäftigung, dass ich einige Worte hierüber sagen muss, so weit der Raum reicht. Dumfries ist eine artige Stadt von etwa 15000 Einwohnern, der Mittelpunkt von Handel und Gerichtsbarkeit eines bedeutenden Distrikts an der Grenze Schottlands. Unser Wohnort ist nicht dort, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon zwischen den Granitbergen und den schwarzen Moorfeldern, die sich westwärts durch Galloway fast bis an die irische See erstrecken. Es ist gleichsam eine grüne Oase in jener Wüste von Haide und Felsen, ein Stück geackertes und teilweise geschütztes und bepflanztes Land, wo Korn reift und Bäume Schatten geben, obwohl sich ringsumher nur Wasserhühner und Schafe der zähesten Rasse finden. Hier haben wir mit grosser Anstrengung eine räumliche, dauerhafte Wohnstatt für uns ausgetüncht und geschmückt und haben uns in Ermangelung einer berufsmässigen oder anderen öffentlichen Anstellung hier niedergelassen und pflegen, um eine Beschäftigung zu haben, auf eigene Hand die Litteratur und Rosen und Gartengesträuche und wenn möglich Gesundheit und Frieden des Gemüts, die jene befördern. Die Rosen bleiben freilich meistens noch zu pflanzen, aber sie blühen schon in Hoffnung, und wir haben zwei rasche Pferde, die nebst der Bergluft für kranke Nerven besser sind als alle Aerzte. Diese Leibesübung, die ich besonders liebe, ist fast meine einzige Zerstreuung, denn dies ist einer der interessantesten Flecke in Britannien, sechs Meilen entfernt von jedem Individuum aus den Ständen, in denen man for-

melle Besuche macht. Hier würde sich Rousseau fast so gut gefallen haben wie auf seiner Insel St. Pierre. In der That finde ich, dass die Mehrzahl meiner städtischen Freunde mein Hierhergehen einem ähnlichen Beweggrund, wie er ihn hatte, zuschreibt und nichts Gutes daraus weissagt; aber ich zog nur aus dem Grunde hierher, damit ich nicht fürs Brot schreiben müsste und nicht in die Versuchung käme, für Geld zu lügen. Dieser Fleck Erde ist unser eigen, und hier können wir leben und schreiben und denken, wie es uns recht scheint, und sollte selbst Zoilus König der Litteratur werden."

Das klingt anders als die Art, wie Carlyles Biographen Craigenputtock zu schildern lieben, und es liegt kein Grund vor, zu glauben, dass Carlyle hier seinem verehrten Freund und Lehrer ein idyllisches Landschaftsgemälde ohne objektive Wahrheit hätte entwerfen wollen. Wie in jedem Wort, das er schrieb, so fühlte sich Carlyle, namentlich Goethe gegenüber, zur strengsten Wahrheit verpflichtet. Es kamen ja auch freilich lange Tage voll trüben Nebels, voll Finsternis und winterlicher Stürme, aber Carlyle waren solche Tage gewohnt und vertraut, und die Flamme seines Herdes leuchtete durch den Nebel doppelt hell und heimlich. Wie sehr notwendig diese Jahre in Craigenputtock für ihn waren, zeigt die lange Reihe von Aufsätzen, die hier für die Edinburgh Review, Frasers Magazin und die Foreign Quarterly entstanden, und die in dem abschliessenden Werk dieser Periode, dem Sartor Resartus gipfelten. Hatte er sich in Edinburgh müde und matt gearbeitet, um einen Roman zu schreiben, so fiel ihm das jetzt als reife Frucht des einsamen Aufenthalts in Craigenputtock fast mühelos in den Schoss.

Wir werden im folgenden Kapitel Gelegenheit haben zu sehen, wie notwendig und erfolgreich diese stille Zeit für Carlyle war. Es mag darauf hingewiesen werden, dass Carlyles Art zu arbeiten hier eine andere und die für ihn eigentümliche wurde. Früher kam es für ihn

darauf an, Kenntnisse aus Büchern zu erwerben, für sein eigenes Ich zu arbeiten: jetzt wird das Interesse ein anderes. Nicht die Bücher als solche sind es, die ihn vor allem anziehen, sondern es ist der Mensch, der in den Büchern steckt, die Menschenkenntnis, die sich auf diesem Wege ergiebt, die Art und Weise, wie grosse Menschen die Welträtsel gedeutet haben — das steht im Blickpunkt des Interesses. Daher sucht er bei den Menschen, mit denen er sich beschäftigt, alles zu erkunden, was über ihr Leben, ihren Charakter, ihre Stellung zur Welt und zu den Mitmenschen erreichbar ist: es ist kein egoistisches Interesse mehr, das ihn leitet, sondern ein biographisches. Aus denselben Gründen gewann jetzt erst Carlyle die Fähigkeit, das zu werden, was seine erstaunten Zeitgenossen für uns unübersetzbar „the best talker in England" nannten. Wir müssen hierbei daran denken, dass in England sowohl wie in Frankreich die gesellschaftliche Unterhaltung sich zur Kunstform ausgebildet hat; während aber der französische „causeur" seine Kunst darin sucht, jeden Gedanken zu einer möglichst scharfen Spitze, zu einer epigrammatischen Wendung abzuschleifen, und dies ebenso für die Zeit von Larochefoucauld wie für die der „Diners Magny" gilt, zielt der englische „talker" auf etwas anderes. Gerade die breite Ausführung der Gedanken, ihre Behandlung mit umfassendster Belesenheit und doch nicht in lehrhaftem Ton, sondern mit durchgängiger Durchdringung des Stoffes durch das Element des Humors bildet seinen eigentümlichen Vorzug. Und gerade darin war Carlyle Meister. Weil ihm die Dinge und Menschen gegenständlich geworden waren, wusste er sie andern gegenständlich zu machen. Weil er ihre Eigenart im Guten wie im Bösen im Spiegel seiner humoristischen Weltanschauung scharf und bestimmt erkannt hatte, konnte er seinen Hörern den Weg zu gleichem Verständnis öffnen. Es begegnete Carlyle öfters, dass er sich von der Flut seiner eigenen Be-

redsamkeit fortreissen liess und dadurch das wurde, was man einen „Gesprächstyrannen“ nennt. Darwin erwähnt eine Zusammenkunft mit Carlyle, in der dieser niemand anders zu Worte kommen liess, sondern einige Stunden hindurch über „die göttliche Macht des Schweigens“ sprach. Wahrscheinlich hätte Darwin besser gethan, das zu beherzigen, was Carlyle über diesen Punkt zu sagen wusste, anstatt lediglich die Komik der Situation zu erfassen. Im allgemeinen wusste Carlyle sehr wohl, ob er mit Menschen zusammen war, von denen förderliche Gegenrede ausgehen konnte, oder ob die Stunden des Zusammenseins am gehaltvollsten gestaltet würden, wenn er allein die Führung des Gesprächs übernahm. Die Rüstung aber für diese spätere gesellschaftliche Machtstellung wurde in Craigenputtock geschmiedet.

Nach anderer Richtung hin gestaltete sich das Leben in Craigenputtock weniger befriedigend. Carlyles Ueberschätzung der eigenen Familie veranlasste ihn, dem verunglückten Versuch von Hoddam Hill einen zweiten folgen zu lassen und seinen Bruder Alick als Farmer einzusetzen. Bald stellte es sich heraus, dass Alick ausser Stande war, die an die Schwiegermutter Carlyles zu zahlenden Pachtzinsen heraus zu wirtschaften, was Carlyles pekuniäre Verhältnisse nicht verbesserte. Sehr viel empfindlicher aber war der Umstand, dass Frau Carlyle nicht lernte — vielleicht nicht lernen konnte — sich in Craigenputtock heimisch zu fühlen. Auch hier muss von den Anklagen Froudes Erhebliches gestrichen werden. Es ist natürlich, dass die junge Frau vieles vermisste, was in Edinburgh ihr Leben verschönt hatte. Aber der Mangel an Geselligkeit ist eben mit dem Landleben unauflöslich verknüpft, und es ist doch nicht thunlich, alle Landbewohner deshalb zu bemitleiden, weil sie nicht in der Stadt wohnen. Sehr viel Gewicht ist ferner auf die Thatsache gelegt worden, dass die junge Frau manche häusliche Arbeit, z. B. das Backen des Wirtschaftsbrotes aus

Mangel an genügenden Hilfskräften selber übernehmen musste. Da derartige Verhältnisse in dem ganzen späteren Zusammenleben immer wiederkehrten, ist es notwendig, mit einigen Worten darauf einzugehen. Carlyle stammte aus einer Familie, in der es selbstverständlich war, dass auch die Frauen hart arbeiteten, und wo es als ein merkwürdiges Verlangen gegolten haben würde, wenn sie dafür besonderen Dank erwartet hätten. Er war sich bewusst, nach dem Mass seiner Fähigkeiten treu und ehrlich zu arbeiten, wie dies sein Vater gethan hatte, und er hielt es — vielleicht zu sehr — für die Pflicht seiner geliebten Jenny, dem Vorbild seiner Mutter und seiner Schwestern sich anzunähern. Zweifellos würde er, wenn Frau Carlyle ihm gezeigt hätte, dass diese Aufgabe über ihre Kräfte ging, dafür gesorgt haben, dass sich ihr Körper an diesen Arbeiten nicht erschöpfte. Aber sie war weit entfernt davon, sich Carlyle gegenüber zu beklagen. Ihre Klagen — und es waren häufig sehr bittere Klagen — vertraute sie ihrem Tagebuche oder Briefen an intime Bekannte an. Carlyle hatte keine Ahnung, wie es mit ihr stand, und sie wollte nicht, dass er eine Ahnung davon habe. Sie wusste, wie sehr es ihn erfreute, dass das geistvolle, gebildete und geliebte Wesen an seiner Seite arbeitsam war wie keine andere Frau, die er in seinem Leben gekannt hatte; dass sie es fertig gebracht hatte, sich in das Verständnis Goethes ebensogut einzuleben wie in die demütigen Sorgen eines einfachen Haushaltes. Erst durch diese Verbindung wurde sie für ihn nicht nur die Geliebte, sondern „eine sparsame schottische Hausfrau". Es war für Jane unmöglich, sich anders zu zeigen als so, wie sie in ihres Mannes Bewunderung lebte, und so schloss sie ihre Lippen und that ihre Pflicht, schweigsam ihm gegenüber und doch — wiederum echt weiblich — nicht ohne innere Verbitterung darüber, dass ihr Mann ihr streng gehütetes Geheimnis nicht erriet und ihr nicht aus eigener Kraft seine Hilfe lieh.

Im Juli 1831 ging Carlyle auf längere Zeit (bis 1832) nach London. Die Motive zu dieser Reise müssen dringend genug gewesen sein, denn er, dem sonst der Gedanke, andern als seinen Nächsten pekuniär verpflichtet zu sein, entsetzlich war, entschloss sich, Jeffrey um ein kleines Darlehen für diese Reise zu bitten. Leider lässt sich aus den vorhandenen Quellen nicht mit Sicherheit schliessen, welches diese treibenden Motive waren. Es ist nicht zu leugnen, dass Carlyles schriftstellerische Thätigkeit, je selbständiger sie wurde, den bisherigen pekuniären Erfolg nicht mehr hatte. Seine Uebersetzungen hatten ihm ein für die damalige Zeit ungewöhnlich gutes Honorar gebracht. Seine Essays hatten nicht die gleiche Wirkung. Und er sah ein, dass die Zeit gekommen sei, wo er nicht mehr als Uebersetzer, auch nicht vorwiegend als Essayist vor das Publikum zu treten habe. Er glaubte, seine Gedanken so weit ausgereift zu haben, dass er sie in einem selbstständigen Werk zusammenfassen konnte, aus dem das englische Publikum etwas zu lernen haben würde. Welche Form er diesem Werk zu geben habe, konnte für ihn, den Schüler Goethes, den Bewunderer Jean Pauls, nicht zweifelhaft sein. Wie es das höchste Streben jedes deutschen Schriftstellers in der klassischen Epoche unserer Dichtung war, „einen Roman zu schreiben", so musste auch Carlyle dazu greifen, die in ihm gährenden Gedankenmassen in diese Kunstform zu giessen. Aus kleinen Anfängen, ursprünglich als Essay gedacht, hatte sich die „Kleiderphilosophie" immer weiter entwickelt. Durch die Erkenntnis der Bedeutung ihrer Grundgedanken für sein eigenes Leben veranlasst, hatte Carlyle sie zu einem autobiographischen Roman, in dem Dichtung und Wahrheit sonderbar vermischt erschienen, gestaltet. Carlyle hatte ganz recht, wenn er diesen Roman für zehnmal besser erklärte, als sein Leben Schillers; aber er hatte unrecht, wenn er glaubte, dass dieser grössere innere Wert sich auch in dem Betrag des Honorars aus-

drücken würde. Einstweilen begab er sich nach London, um einen Verleger für sein Werk zu suchen. Es ist nicht recht ersichtlich, weshalb dafür seine persönliche Anwesenheit nötig war, denn an litterarischer Verbindung fehlte es ihm durchaus nicht. Und schlechter hätte der Versuch nicht ausfallen können, wäre Carlyle ruhig in Craigenputtock geblieben. Mehrere Verleger scheuten vor diesem litterarischen Monstrum eines Romans zurück, und endlich musste es Carlyle als Gewinn erachten, dass der Redakteur von Frasers Magazin sich bereit erklärte, es in einer Artikelfolge in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen. Was etwa noch für die Aufnahme des Romans beim Publikum zu verderben war, wurde durch diese Art der Veröffentlichung verdorben. Gerade das Planmässige, tief Durchdachte des Buches, das dem aufmerksamen Leser durch alles krause Schnörkelwerk, mit dem sein Kern umkleidet ist, bei tieferem Eindringen entgegenleuchtet, konnte kaum irgend einem Leser bei diesen monatlichen Portionen verständlich werden. So erklärt es sich, dass das Erscheinen des Sartor Resartus entschiedenen Widerwillen und mitunter offene Rebellion unter den Lesern des Magazins hervorrief. Nur zwei Bewunderer hatte sich der Roman erobert: einen irischen Priester in Cork und den Amerikaner Emerson.

Doch fand Carlyle, dass er in London überhaupt kein ganz Unbekannter mehr war. Merkwürdigerweise war es gerade die Seite seiner Ansichten, die sich später am meisten verändern sollte — sein Radikalismus — der ihm seine ersten Anhänger zuführen sollte. John Stuart Mill, von der entsetzlichen Erziehung seines Vaters befreit und hungrig nach Nahrung für seine phantastischen politischen Ideen, sowie die anderen jugendlichen Anhänger des St. Simonismus waren auf Carlyle aufmerksam geworden, suchten seine Bekanntschaft, und es folgten lange Stunden einer Art von Gespräch, wie nur Carlyle es zu führen vermochte. Carlyle war nie-

mals Anhänger von St. Simon gewesen, aber je mehr sich sein Interesse geschichtsphilosophischen und sozialpolitischen Gegenständen zuwandte, in desto höherem Masse musste die merkwürdige Konstruktion des französischen Philosophen seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Namentlich in negativer Beziehung, in der Kritik der bestehenden Zustände, war vieles in St. Simon, das durchaus mit Carlyles eigenen Gedanken übereinstimmte. Im ganzen aber konnte für ihn dieser Versuch nichts anderes bedeuten, als die Ersetzung eines historischen Mechanismus durch einen konstruierten. Und hier gelangen wir zu dem tiefsten und eigentlich bestimmenden Grunde seiner Londoner Reise. Wie es ihn früher von Edinburgh nach Craigenputtock getrieben hatte, weil er die Aufgabe, über sich selber ins Klare zu kommen, nur in der Einsamkeit lösen konnte, so führten nun nach Vollendung des Sartor Resartus die inneren Motive seiner Entwickelung ihn zu den Menschen zurück. Aber ebenso deutlich sah er, dass diese Menschen nicht der Kreis der überwiegend litterarisch beschäftigten Freunde in Edinburgh sein konnte. Edinburgh war vergangene Geschichte, in London wurde Geschichte gemacht. Ueber die Stellung der Litteratur im Leben des Menschen war sich Carlyle klar geworden, darüber konnten ihm die Edinburgher nichts Neues mehr sagen. Was er nun brauchte, war die Anwendung seiner Weltanschauung auf die konkrete Wirklichkeit der Geschichte. Zwar darüber konnte ihn ein einzelner Mensch auch in London nicht belehren, aber er musste die Wirklichkeit als Wirklichkeit sehen. Und deshalb trieb es ihn nicht zu einzelnen Menschen in London, wohl aber zu dem grossartigen Getümmel und Getriebe der Weltstadt hin. Es galt, dem Zeitgeist den Puls zu fühlen.

Einige Zeit nach seiner Ankunft traf auch seine Frau zum Besuch in London ein. Ebenso wie Carlyle wurde auch sie durch ihre geistig hervorragenden Eigenschaften bald ein Liebling des kleinen Kreises, der sich um Carlyle ge-

bildet hatte. Namentlich war es die Bekanntschaft mit Leigh Hunt und seiner Familie, die für beide Carlyles eine unerschöpfliche Quelle der Belustigung und des Erstaunens wurde. Die vielseitige Belesenheit Leigh Hunts, seine Bekanntschaft mit den Grössen der eben vergangenen Epoche der englischen Litteratur, seine erstaunliche Arbeitskraft, sein ehrliches Bestreben, den für ihn nicht leichten Kampf ums Dasein mannhaft durchzukämpfen, waren für Carlyle entschieden wertvolle Eigenschaften. Andererseits besitzen wir, wenn auch aus etwas späterer Zeit, aus der scharfen Feder von Jane Carlyle fein umrissene Zeichnungen über das Hauswesen Leigh Hunts, seine schöne Frau und schönen Töchter, die, halb in Luxus, halb in zeitweiliger Armut lebend, den haushälterischen Sinn von Frau Carlyle entsetzten und sie doch zugleich belustigten. Es ist anzunehmen, dass Carlyles schon früher vorhandene Abneigung gegen eine Lebensführung, welche Litteratur und Kunst als Selbstzweck setzte, durch solche Erfahrung wesentlich gesteigert wurde.

Wahrscheinlich ist die auf diese Reise folgende Rückkehr nach Craigenputtock lediglich dem Druck äusserer Verhältnisse zuzuschreiben. Carlyle fand es unmöglich, die litterarischen Pläne, mit denen er sich trug, für die pekuniäre Grundlage seiner Existenz in London genügend zu gestalten, und so scheint lediglich die Aussicht, in Craigenputtock billiger leben zu können, ihn dorthin zurückgetrieben zu haben. Dazu kam als Gelegenheitsursache der Tod seines Vaters (24. Jan. 1832), und so blieb auch dieser Aufenthalt in London Episode. Es ist nicht zu leugnen, dass sich die Wiederaufnahme des Lebens in Craigenputtock unter anderen und ungünstigeren Bedingungen vollzog, als dies bei dem ersten Aufenthalt der Fall gewesen war. Zu dem Tode des Vaters kam der Verlust Goethes, der tiefe und schwere Schatten in das Leben Carlyles warf; eine lange und heimlich gehegte Hoffnung, den verehrten

Mann von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, war nun für alle Zeiten unerfüllbar geworden. Wieder und wieder kehrten seine Gedanken zu den Rätseln des Todes und der Unsterblichkeit zurück, aber in einem besseren, hoffnungsfreudigeren Sinn, als dies bei seiner früheren Weltanschauung möglich gewesen war. In anderer Gestalt, wie er häufig an seine Mutter schrieb, war der alte Kinderglaube in ihm lebendig geworden, und er konnte mit den Seinen trauern und hoffen.

In dieser Zeit, wo er den Verlust seiner beiden Väter beklagte, war es ihm eine besondere Freude, den Besuch seines ersten Schülers, seines geistigen Sohnes Emerson, zu erhalten. So kurz dieser Besuch auch war, so konnte sich Carlyle doch mit reinster Freude überzeugen, dass er nicht umsonst oder nur für sich gedacht und gekämpft hatte, sondern dass seine Worte jenseits des Ozeans einen Geist gefunden hatten, der willig war, sie aufzunehmen und zu beherzigen. Carlyle war für Emerson der geistige Führer geworden, der ihn aus andern Irrwegen als die, welche Carlyle selber geängstigt hatten, herausführen sollte. Es war nicht der theoretische Materialismus des 18. Jahrhunderts, welcher Emerson nahe getreten war, sondern die nüchterne, praktische Lebensführung seiner Landsleute. »Die Jagd nach dem Dollar" war ihm unerträglich geworden und hatte ihn zur Selbstbesinnung über den wirklichen Wert des Leben sgeführt. Und da war ihm im Sartor Resartus ein Mann entgegengetreten, der aus noch grösseren Tiefen sich emporgerungen hatte und Antwort geben konnte auf die Zweifel und Fragen, die Emersons Herz bewegten. So eilte der jüngere Mann in herzlicher Dankbarkeit zum älteren, und dieser konnte die Wahrheit eines seiner Lieblingsworte aus Novalis in der eigenen Seele nacherleben, dass die Kraft der eigenen Ueberzeugung unendlich wächst, sobald ein anderes menschliches Wesen sie als die eigene anerkennt.

Im ganzen aber zeigen diese letzten Jahre in Craigenputtock ein ziemlich unerfreuliches Gepräge. Wie sehr Carlyle bemüht war, seine ökonomische Lage zu verbessern, kann man aus dem Versuch ersehen, sich um eine Stellung als Astronom zu bewerben, wozu er Lord Jeffrey um eine Empfehlung bat. Es war diesem nicht übel zu nehmen, wenn er — übrigens bereits für einen andern Bewerber interessiert — die Bitte Carlyles abschlägig beschied. Dass Carlyle ein tüchtiger Mathematiker war, ist bereits hervorgehoben, dass er sich aber jemals mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt habe, dafür liegt kein Zeugnis vor. Es war somit, von allem andern abgesehen, für Lord Jeffrey geradezu eine Pflicht, einen für das Amt so wenig qualifizierten Kandidaten nicht zu empfehlen. Ueberflüssig aber war es, dass er bei dieser Gelegenheit alles, was er gegen Carlyle und dessen „mystische“ Richtungen auf dem Herzen hatte, ausführlich wiederholte und sich dabei als unberufenen Verfechter der Abneigung von Frau Carlyle gegen Craigenputtock gerierte. Das war eine Taktlosigkeit, aber Carlyle hätte an die stets sich gleichbleibende, gut erprobte Freundschaft Jeffreys ihm und seiner Frau gegenüber denken sollen, bevor er diesen Brief zum Anlass eines vollständigen inneren Bruches mit Jeffrey nahm.

Carlyle war überhaupt entschlossen, mit oder ohne Anstellung Craigenputtock zu verlassen. Sein Bruder Alick musste die Pacht aufgeben, ein geringfügiger Verdruss mit Dienstboten gab dazu die Gelegenheitsursache; die Notwendigkeit der Nähe einer grösseren Bibliothek machte sich bei den umfassenden Arbeiten, die er plante, fühlbar, und so folgte er dem inneren Drang, der ihn nach London zog, in übereilter Weise. Mitte 1834 fand er nach längerem Suchen das Haus, das ihn bis zu seinem Tode beherbergen sollte, Cheyne Row 5, in dem damals ruhigen, abgelegenen Chelsea, und das Ende desselben Jahres sah die Ehegatten vereinigt ihr neues Leben beginnen.

Kapitel 4.

Der Mensch und die Natur.

Gehen wir nunmehr dazu über, die geistige Entwickelung, die Carlyle in dieser Zeit durchgemacht hatte, darzustellen, so muss zunächst auf eine eigentümliche Schwierigkeit hingewiesen werden. Von einem philosophischen System Carlyles zu reden, ist ungenau und unzutreffend. Carlyles Denken war zunächst, wie wir gesehen haben, von rein persönlichen Motiven geleitet; und ebenso persönlich, wie das Motiv seiner Denkarbeit waren auch häufig die Methoden, die er anwendete, die Resultate, zu denen er gelangte. Er wollte gar nicht in erster Linie lehrend, überzeugend auftreten. Sein Zweck war es zunächst, mit sich selber fertig zu werden. So hatte er sich zu einer ganz bestimmten Stellungnahme zu den grossen Fragen des Lebens durchgerungen. Er war im Besitz einer Weltanschauung, die in originaler Synthese die verschiedensten, oft heterogensten Gedankenmassen vereinigte; aber selbst diese Weltanschauung hat er niemals im Zusammenhang dargestellt, sondern immer nur auf das ihn augenblicklich interessierende Problem angewendet. So kann es denn nicht die Aufgabe eines Darstellers seiner Weltanschauung sein, Schritt für Schritt den einzelnen Aeusserungen zu folgen, die einzelnen

Strahlen, die aus seinem Innern hervorbrachen, in ihrer Besonderheit zu betrachten, sondern sie müssen wie durch einen Brennspiegel gesammelt werden, um wiederum vereint zu erscheinen. Bevor wir aber auf die Darstellung der Elemente, aus denen sich Carlyles Weltanschauung zusammensetzt, eingehen, werden einige Worte über die Art, wie er Menschen und Dinge betrachtet, am Platze sein, weil, abgesehen von dem Sartor Resartus, das sämmtliche uns bis zu dieser Periode vorliegende Material aus Rezensionen besteht, die merkwürdig genug von dem damals in England üblichen Schema des Essays abwichen.

Vergleichen wir die Methode der beiden grössten Meister der litterarischen Kritik vor Carlyle, Jeffrey und Macaulay, dem Nestor und dem Odysseus der Edinburgh Review, mit dem Verfahren Carlyles, so ist es ganz zweifellos, dass wir bei ihnen einem ungleich ausgebildeteren Stil begegnen, als wir ihn bei Carlyle treffen. Der englische Essay, wie er als Kunstform von Addison geschaffen war, hatte diesen seinen ruhmvollen Ursprung niemals verleugnet. Wenn Addison versucht hatte, in seiner berühmten Kritik Miltons einer religionsfremden Zeit den Begriff eines religiösen Epos anschaulich zu machen, ohne doch diese seine Zeit zu veranlassen, sich zu Milton hinzuwenden, sondern ihr nur als geschickter Cicerone diejenigen Schönheiten Miltons zeigen wollte, für welche sie überhaupt empfänglich sein konnte, so war dieses hervorragende Beispiel namentlich für Macaulay nicht verloren gewesen. In breiter prächtigster Darstellung, mit einem nie versagenden Material von Belesenheit und Gelehrsamkeit tritt Macaulay seinem Stoff gegenüber. Immer aufs neue entzückt er uns durch die Feinheit seiner Bemerkungen, die weltmännische Ruhe und Sicherheit seines Urteils, die gerechte Art, mit der er Lob und Tadel auszuteilen weiss. Die gleichen Vorzüge müssen Jeffrey nachgerühmt werden, obwohl bei ihm ein gewisses Gefühl litterarischer Unfehlbarkeit es schwerer macht, seine Vorzüge restlos anzuerkennen. Macaulay

will überreden, Jeffrey ist etwas zu sehr des Mottos seiner gefürchteten Zeitschrift: „Judex damnatur dum nocens absolvitur“ eingedenk.

Aber diesen grossen und erheblichen Lichtseiten entsprachen ebenso starke Schattenseiten. Wir haben nicht immer die Empfindung, als ob es Jeffrey und Macaulay vor allen Dingen auf das Verständnis ihres Autors ankäme. Sehr vielfach scheint der Geist der politischen Partei, zu der sie gehören, der Whigs, denen Thackeray nicht mit Unrecht nachsagt, dass sie förmlich erstaunt seien, immer und unter jeder Bedingung Recht zu haben, auf das ästhetische Gebiet übertragen worden zu sein. Mit einem festen ästhetischen Massstab bewaffnet rücken sie dem Kunstwerk, das sie besprechen, zu Leibe, und wenn es diesem Massstabe nicht entspricht, so ist es klar, dass hier die Maxime der Edinburgh Review zur Anwendung kommen muss. In letzter Linie halten sie es nicht für ihre Aufgabe, den Geschmack ihrer Leser zu läutern und zu heben, sondern genau das zu sagen, nur klüger und besser, was diese Leser schon vorher empfanden: das Durchschnittsurteil des gebildeten Engländers fand durch sie beredten Ausdruck. Und diesem ihrem Standpunkt entsprach ihre unglaubliche Popularität, die, wenigstens was Macaulay angeht, bis zum heutigen Tage fortdauert. Man kann aus ihm eine Fülle der geistvollsten Bemerkungen und eine fast ebenso grosse Anzahl schrecklicher, nur aus den damaligen englischen Zuständen erklärlicher Urteile über Bücher und Menschen zusammenstellen.

Schon die äussere Stellung dem Publikum gegenüber war für Carlyle erheblich ungünstiger. Er stand ausserhalb der regelmässigen Entwickelung des englischen Essays und der englischen Kritik, die wir zu skizzieren versucht haben. Jeffrey hatte vollkommen Recht, wenn er die Germanismen in Carlyles Denkart tadelte. Die grosse litterarische Bewegung in Deutschland hatte zwei Kritiker ersten Ranges, die Brüder Schlegel, hervorgebracht, und ihr Einfluss, namentlich

August Wilhelms, ist überall bei Carlyle bemerkbar. In Deutschland hatte das Erscheinen der Werke Goethes, das heisst der Anfang einer neuen litterarischen Epoche, die nach den früheren Regeln gemessen notwendigerweise inkommensurabel erscheinen musste, dazu geführt, dass diese Regeln selber als unzureichend betrachtet wurden. Der Kritiker bekam damit eine ganz andere und höhere Aufgabe. Es galt, die künstlerische Idee zu begreifen, aus der heraus das Werk geboren war; es galt ferner, die Stellung dieser Idee innerhalb der Individualität des Künstlers zu bestimmen. Endlich musste festgestellt werden, in wie weit es dem Künstler gelungen sei, ein Abbild dieser ihn leitenden Idee in dem Kunstwerk selber zu geben. So tritt uns in den berühmten Rezensionen A. W. Schlegels eine ganz neue Art der Kritik entgegen, und er ist nicht nur der erste, der sie anwandte, sondern er hat sie vielleicht auch mit einer bis heute unerreichten litterarischen Virtuosität gehandhabt.

Keiner der neuen Gesichtspunkte blieb für Carlyle verloren. Aus den Werken den Mann, aus dem Mann die Werke zu erkennen, war das Programm seiner Kritik. Wir können Schritt für Schritt sehen, wie er in seiner rein litterarischen Epoche fast in jedem Essay Fortschritte in dieser Richtung macht. Der Aufsatz über Goethe scheint hier den Gipfelpunkt seiner Leistungen zu bezeichnen. Es ist einleuchtend, dass diese Aufgabe, wie sie Carlyle fasste, erheblich grössere Anforderungen an den Kritiker wie an das Publikum stellte. Der Kritiker durfte seine Leistung nicht mehr wie früher bloss als eine Thätigkeit des Verstandes auffassen, sondern er musste mit freier Phantasie, mit divinatorischem Scharfblick erraten, was der Autor mit seinem Buch gewollt; ja er musste im Besitz einer festen Weltanschauung sein, um Autor wie Buch die ihnen zukommende Stelle in der Entwickelung der Weltlitteratur anweisen zu können. Es war kein kritischer Ueberblick mehr, der von ihm

verlangt wurde, sondern seinem geistigen Auge sollte sich das geheimste Seelenleben des Autors klar und gegenständlich erschliessen.

Dass damit das frühere behagliche Verhältnis zwischen Kritiker und Publikum auch nicht mehr aufrecht zu erhalten war, kann nicht erstaunen. Wenn früher es die vornehmste Aufgabe des Kritikers war, die unausgesprochenen litterarischen Dikta seines Publikums zu formulieren, die weithin tönende Stimme der stummen Menschen zu sein, so war diese dankbare Aufgabe mit dem von Schlegel formulierten Prinzip der Kritik schlechthin unvereinbar. Das Publikum konnte nicht erwarten, bequeme Formulierung seiner Ansichten zu erhalten, sondern es hatte sich mit der untergeordneteren Rolle eines Schülers zu begnügen, dem der Lehrer den Sinn des Lehrbuches erst eröffnet. Es ist ein hohes Zeichen für die Gediegenheit des englischen Lesepublikums, dass Carlyles Kritiken sofort als bedeutend erkannt wurden und einen Erfolg hatten, der unter diesen Umständen wahrhaft erstaunlich ist. Und noch merkwürdiger ist es, wie dies Beispiel Carlyles befruchtend auf die jüngere Generation der Kritiker in England und in Nordamerika gewirkt hat. Das Samenkorn, das Carlyle aus Deutschland gebracht, ist in den Ländern englischer Zunge zu schönem Wachstum gediehen. Niemand, der z. B. die Bände der Edinburgh Review vor und nach dem Auftreten Carlyles mit einander vergleicht, kann diese mächtige Umwälzung verborgen bleiben, und niemand, der die Essays Carlyles kennt, wird zweifeln, was die Ursache dieser Veränderung ist. Wie wir Deutsche mit dem uns anvertrauten Gute Schlegels hausgehalten haben, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Gehen wir nunmehr zum Inhalt der Weltanschauung Carlyles über. Was war es, das ihm das „Système de la Nature“ so unwiderleglich erscheinen liess? Offenbar die Ergebnisse der mathemathisch-mechanischen Konstruktion. Diese ganze Konstruktion aber ruhte auf der

Grundvoraussetzung der Realität einer körperlichen Substanz in Zeit und Raum, die nach Abzug aller „sekundären" Qualitäten sich als eine Summe qualitätloser, lediglich quantitativ verschiedener Seinseinheiten fassen liess. Macht man einmal diese Voraussetzung der absoluten Realität der Objekte, dann müssen die weiteren Folgerungen gleichfalls Schritt für Schritt zugegeben werden. So ist es zu verstehen, dass für Carlyle, ebenso wie für Schopenhauer und so viele andere Denker, Kants Beweis der Phänomenalität von Zeit und Raum wie eine Erleuchtung erschien. Wenn Zeit und Raum nicht real sind, wenn die uns umgebende Körperwelt nicht aus Dingen an sich, sondern lediglich aus Erscheinungen besteht, so ist der Materialismus auf einer unbeweisbaren, auf einer unwahren Voraussetzung aufgebaut. Daher preist Carlyle in seinem Essay über Novalis in begeisterten Worten diese philosophische Leistung Kants, durch die er wie mit einem Zauberschlag den Albdruck des Materialismus von der Seele des Menschen genommen habe. Und doch liegt kein Grund vor, Carlyle zum Schüler Kants zu machen. Ja, es ist zweifelhaft, ob er jemals auch nur die Kritik der reinen Vernunft wirklich durchstudiert hat. Dass er in den Tagen vor seiner Verheiratung nicht damit zu stande kam, wird ihm kein billig Denkender verargen. Aber auch in späterer Zeit lassen sich wenige Spuren eines intensiven Studiums Kants finden; ich glaube, er hat ihn überwiegend durch die Auseinandersetzungen von Novalis und Friedrich Schlegel kennen gelernt. Dadurch lässt sich auch erklären, dass Carlyle die Raum- und Zeitlehre Kants in vollständigem Anschluss an Novalis verwertete. Bekanntlich hat diese Lehre bei Kant zwei Seiten: eine negative, dem Materialismus entgegengesetzte, wonach Raum und Zeit nicht metaphysische Realität besitzen, sondern Anschauungsformen sind. Nicht minder wichtig innerhalb des Kantischen Systems ist aber die positive Seite, wobei die empirische Realität von Raum

und Zeit nachgewiesen und dadurch der wissenschaftliche Skeptizismus widerlegt wird. Gerade weil Zeit und Raum Anschauungsformen sind, und wir das gesamte Material unserer Erfahrung räumlich-zeitlich anordnen müssen, steht die ganze Erscheinungswelt unter den Bedingungen von Raum und Zeit, und nur deshalb ist Natur und Naturwissenschaft „möglich". Die transscendentale Idealität von Raum und Zeit ist der Grund ihrer empirischen Realität. Etwas Unräumliches und Unzeitliches kann in aller Erfahrung nie angetroffen werden.

Aus allerhand Motiven, die hier nicht zur Sache gehören, wurde in Deutschland überwiegend (Fichte machte eine Ausnahme) das negative Resultat der Kantischen Raum- und Zeitlehre betont. Auch Carlyle folgte durchaus diesem Zug der Zeit. Wie sehr er geneigt war, nur diese Seite der Kantischen Lehre gelten zu lassen, zeigt die Parallelisierung mit der indischen Philosophie, auf die er hinwies, obwohl er sicherlich von Schopenhauer, der diese Synthese im grossartigsten Stile vollzog, keine Kenntnis hatte, sondern sich auf den Orientalisten Jones berief. Es war für ihn eine Ueberlegung ziemlich gleichgültiger Art, wie Naturwissenschaft möglich sein sollte. Die Hauptsache war, dass nicht nur sein innerstes Ich, sondern auch die gewichtigsten wissenschaftlichen Gründe gegen die Alleinherrschaft des Materialismus siegreichen Protest eingelegt hatten.

Aber gerade diese Betonung des eigenen Ich führte Carlyle auf einen Gedankengang, der uns wiederum zeigt, wie wenig er gesonnen war, sich als Schüler Kants zu verpflichten. Wenn Kant gezeigt hatte, dass die Annahme einer substantiellen Seele für die theoretische Philosophie immer problematisch bleiben müsse, so glaubte Carlyle aus seiner inneren Erfahrung gerade die Existenz der Seele als sichersten Stützpunkt seiner theoretischen Philosophie betrachten zu dürfen. Die Körperwelt ist nur Schein; sie ist

Vorstellung der wirklich existierenden Wesen, der Seelen. Hiermit sehen wir ihn auf demselben Wege, den Berkeley beschritten hatte, ja er geht auf diesem noch einen bedeutsamen Schritt weiter, denn es musste sich für ihn wie für Berkeley die Frage erheben, inwiefern die Körperwelt von einer Traumwelt, das wirkliche, wache Leben vom Schlaf zu unterscheiden sei. Es handelte sich um die Rehabilitierung der Körperwelt.

Auch hier scheint Carlyle zunächst der Spur Berkeleys zu folgen. Dieser fasste die Körperwelt als die übereinstimmend in allen Seelen durch Gott hervorgerufene Vorstellung, und ebenso nimmt Carlyle die „reale" Welt als Erscheinung Gottes an. Hier aber hört die Uebereinstimmung mit Berkeley auf, und um so mächtiger zeigen sich die Einwirkungen der deutschen Naturphilosophie, die Carlyle durch Novalis und Schelling vermittelt worden waren. Während es bei Berkeley nur zwei Substanzen gab — Gott und die Seele — dieser Gottesbegriff aber durchaus persönlich gefasst wurde, wehrt es Carlyle ausdrücklich ab, dieses Verhältnis in die scharfe begriffliche Formulierung Berkeleys zu bringen. Er weiss, dass der logische Begriff, das Werkzeug, mit dem unser Verstand arbeitet, diesen letzten und höchsten Problemen gegenüber notwendig versagen muss. Hier tritt an die Stelle des logisch zerlegenden und trennenden Vermögens die einigende Kraft, die dem Dichter wie dem Philosophen notwendig ist. Aber auch hier sucht er sich den Weg durch erkenntnistheoretische Ueberlegung zu ebnen. Wenn die Materie an sich nicht existiert, wenn sie Erscheinung ist, so muss sie Erscheinung sein von etwas, was nicht Materie ist. Dieses Etwas brauchen wir nicht erst logisch zu erschliessen, und wir können es auch nicht, sondern wir brauchen uns nur auf unser innerstes Wesen zu besinnen, um es zu erfassen. Was war es, das sich in dem Akt der Empörung gegen die Lehre des Materialismus aufgelehnt hatte? Es war die intuitive Gewissheit, dass mein Ich nicht ein passives

Rad in der Weltmaschine ist, sondern eine innere Kraft eine schöpferische Thätigkeit. Und so wie diese innere Kraft in meinem geistigen und in meinem körperlichen Sein ihre Erscheinung findet, so müssen wir die gesammte Körperwelt als Erscheinungsform einer inneren Kraft, Gottes, ansehen. Das ist kein Schluss nach der Analogie, als solcher wäre er wertlos. Das ist eine schöpferische Intuition, zu der wir uns nur aufschwingen können, wenn wir die Welt nicht mit den Augen des Logikers, sondern mit denen des Dichters betrachten.

Unter diesem Gesichtspunkt erlangen nun auch die Vorstellungen von Zeit, Raum und Körper eine neue Bedeutung. Wenn die Zeit eine Anschauungsform ist, so ist das, was dieser Anschauungsform real entspricht, nicht Zeit sondern Ewigkeit. Wahrscheinlich ist dieser Gedanke wirklich ein Erbstück der deutschen Mystik des Meisters Eckardt, das Carlyle aus Schelling übernommen hatte. Ebenso wie bei Meister Eckardt die Menschheit an das Hî und Nû gebunden ist, Gott aber die Dinge, die wir nach unserer Leiblichkeit in der Succession der Zeit und des Raumes getrennt erblicken, in Eins schaut, so vermag auch nach Carlyle der Mensch sich über Zeit und Raum zu erheben, in die Ewigkeit sich einzutauchen. Mitunter erscheint freilich auch bei Carlyle eine etwas andere Auffassung der Ewigkeit. Wenn er davon spricht, dass in dem gegenwärtigen Augenblick zwei Ewigkeiten zusammenstossen, die Vergangenheit und die Zukunft, so liegt hier eine durch den englischen Sprachgebrauch erklärliche Verwechslung zwischen Ewigkeit und Unendlichkeit vor. Unendlich ist die Zeit nach Vergangenheit und Zukunft; aber in diesen Aeusserungen ist sie doch nur die Erscheinungsform der Ewigkeit Gottes.

Ebenso wie Zeit und Raum Erscheinungsformen des Unendlichen sind, wird nun auch die Materie in Carlyles Augen „vergottet“. Sie ist nicht mehr lediglich eine tote, widerstrebende Masse, der gegenüber das Ich sich

nur trotzig verneinend verhalten kann, sondern sie ist Erscheinung der ewigen Kraft, und dem Auge des Tieferblickenden wird sie zum „lebendigen Kleide der Gottheit". Und in diesem Bilde können wir nunmehr die Vorstellung von dem Verhältnis Gottes zur Welt erkennen, zu der Carlyle immer wieder zurückkehrt. Die Materie ist Erscheinungsform der göttlichen Kraft, aber sie bleibt immer in ihren räumlich-zeitlichen Schranken. Die unendliche Kraft manifestiert sich als Materie, erscheint in dieser Form unsern irdischen Augen, aber ist weit davon entfernt, restlos in dieser ihrer Erscheinungsform aufzugehen. Während Spinoza in seinem konsequenten Pantheismus behauptet, dass wir selbst auch nur unter dem Attribute der Ausdehnung zu einer adäquaten Erkenntnis Gottes gelangen können, kann für Carlyle eine solche Erkenntnis nur als gänzlich inadäquat gegenüber der unendlichen Kraftfülle Gottes erscheinen. Seine Lehre ist nicht Pantheismus, sondern Panentheismus.

Je seltener Carlyle auf diese letzten Probleme einzugehen liebt, je mehr er sich bemüht, von Gott nur so zu sprechen, wie der schwache Mensch allein von ihm sprechen kann, in Bildern, in Gleichnissen, desto mehr stellen sich ihm die Ausdrucksweisen als die besten dar, die mit den teuersten Erinnerungen seiner Jugend verknüpft waren. Mit Vorliebe werden namentlich die Psalmen und die Propheten des alten Bundes herangezogen, um das Unaussprechliche ausdrücken zu können. Auch aus Miltons Verlorenem Paradiese liebte Carlyle die Gleichnisse zu entnehmen, wenn er von Göttlichem sprechen wollte. Es wäre falsch, anzunehmen, dass er damit wieder auf den Standpunkt seiner Jugend zurückgekehrt sei, denn an Stelle der einen vom Christentum anerkannten Offenbarung war für ihn eine dauernde, die Geschichte erfüllende, getreten. Jeder Mensch, der Gott gesucht und, was er bei diesem Suchen gefunden, seinen Mitmenschen zugänglich gemacht hatte, sei es mit der warnenden Stimme des Gesetzgebers

des alten Bundes, sei es in Gestalt der grossen Epen des griechischen Sängers, sei es mit der göttlichen Klarheit Goethes, sie alle waren für Carlyle Propheten Gottes.

Wenn in der vorigen Aufzählung die Seele, der eigene Körper und die äussere Welt als drei gesonderte Erkenntnisobjekte aufgeführt wurden, so geschah dies im Sinne Carlyles, der sich in dieser Beziehung als durchaus abhängig von Novalis bezeigt. Ebenso wie an Carlyle war an Novalis das Problem herangetreten, welche Stellung innerhalb der transscendentalen Weltanschauung die mechanische Naturwissenschaft einzunehmen habe. Es konnte ja nicht geleugnet werden, dass unser Körper, das nächste Organ unserer Seele, andererseits doch wieder dem mechanischen Gefüge eingereiht werden musste. Bekanntlich löste Novalis diese Frage durch seinen magischen Idealismus, auf dessen kühne Paradoxieen Carlyle mit Vorliebe sich beruft.

Der menschliche Geist, nach dessen geheimen Gesetzen und Thätigkeiten die ganze Natur sich ordnet, braucht nach Novalis nur sich in sich selbst zu senken, um die Geheimnisse und die Gesetze der Natur zu finden, und wiederum aus der Beobachtung der Natur lernen wir die Bestimmungen unseres Geistes kennen. So hatte Kant die Regelmässigkeit der Natur auf die Bestimmungen unseres mathematischen Denkens zurückgeführt. Nicht die Dinge stehen in mathematischen Verhältnissen, sondern wir schaffen nach mathematischen Gesetzen die Natur und lernen durch Betrachtung der Natur die schaffende Kraft unseres Geistes. So ist die mathematisch-mechanische Naturwissenschaft eine bestimmte Art, die Erscheinungen zu betrachten und zu vereinigen. Aber ausser ihr kann es, ja muss es eine ganze Reihe von anderen Möglichkeiten geben, die sich nicht auf die offenbare mathematische Regelmässigkeit der Natur, sondern auf andere, unendlich feinere und geheimere Beziehungen richten. Dieses Zusammenbringen von Naturerscheinungen unter einen ganz neuen, bisher ungeahnten Gesichtspunkt

nannte man früher Zauberei und Magie, denn ungeahnte Kräfte lösen sich auf diese Weise aus und werden dem Zauberer dienstbar. Ein solcher Zauberer muss der richtige Naturforscher sein, und daher kann man ihn als den modernen Magier bezeichnen. Jede neue Erfindung ist nichts anderes als das Anschauen der Natur unter bisher ungeahnten Gesichtspunkten. Zu diesem Zweck aber muss der Philosoph zunächst die Natur des seiner Seele zum Werkzeug gegebenen eigenen Leibes genau erkennen. „Es giebt nur einen Tempel in der Welt, und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt.... Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet.“*) Wie die mechanische Weltanschauung unsern Leib zum mechanisch-toten Objekt entwürdigte, so wird dem magischen Idealismus die Welt der Objekte zum grossen Organismus, denn wir erkennen sie nach Art und Vorbild unseres Leibes: der Mikrokosmus wird Erkenntnisprinzip des Makrokosmus.

Dass Carlyle in dem damaligen England sich zu dieser Ansicht der Natur nicht ausdrücklich bekennen mochte, ist selbstverständlich. Dass er aber diesem Gedanken den nachhaltigsten Einfluss auf sich verstattete, ist ebenso deutlich. Vor allem war es wohl die Liebe zur Mathematik, die relative Wertschätzung der mechanischen Weltanschauung, die ihn hier mächtig bewegte. Jahrelang war, wie er einmal an Goethe schreibt, die Mathematik seine Haupt-, ja seine einzige Beschäftigung gewesen; gerade durch sie war er in so gefährliche Nähe mit der Weltanschauung des Materialismus gekommen. Die Mathematik ist wahr, wie konnte sich aus ihr Falsches ergeben? Dieses Rätsel, an dem seine Seele so lange gearbeitet, wurde ihm nun durch Novalis gelöst. Die Mathematik und die mechanische Naturkonstruktion sind wahr, aber nicht die Wahrheit. Was bei Novalis der

*) Novalis' Schriften. Fünfte Auflage, zweiter Teil. S. 169.

„Lehrling von Sais“ für den ganzen Tempel gehalten hatte, war nur die Vorhalle des Tempels, und innen wartete das grosse Geheimnis, das Weltleben. Auch hier geht wiederum der Naturforscher in den Dichter über, die ästhetische Intuition giebt auch der Natur ihre Gesetze.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass es Carlyle wenig darauf ankam, ein theoretisches System der Philosophie zu entwickeln. Und ein derartiges System zu bilden, erschien ihm auch bei andern keineswegs als das höchste Ziel menschlicher Thätigkeit. Hätte ihm das System des Materialismus die Möglichkeit eines freien Lebens und freier Thätigkeit gelassen, so würde er, seiner teuersten Ueberzeugungen beraubt, dennoch fortgefahren haben, männlich seine Pflicht zu thun. Es war das Attentat auf seine persönliche Freiheit, welches ihn zur Empörung aufrief und ihn dazu trieb, eine neue Weltanschauung zu bilden. Wo er die Bausteine dazu fand, das war ihm ein Punkt von verhältnismässig untergeordneter Bedeutung. Damit aber war für ihn auch in dieser Epoche ein Geist weitreichendster Duldung eingezogen. Wer nur immer arbeiten und denken wollte, in dem war ein Funken des Göttlichen vorhanden. Ja, selbst den Vertretern der von ihm überwundenen Weltanschauung gegenüber ist sein Geist zur Milde gestimmt. Auch sie hatten gestrebt, auch sie gearbeitet. Es war im Grunde nicht ihre Schuld, wenn sie die Ewigkeit und Gott nicht zu erblicken vermochten.

Ein Geist des reinsten Optimismus, der Versöhnung mit der Welt, ist nach langen Kämpfen in Carlyle eingezogen. Wie in Coleridges „Altem Matrosen“ die Erlösung da anfängt, wo der Schuldige die Schönheit der Geschöpfe der Tiefe empfindet, so ist auch die Epoche des „ewigen Nein“ für Carlyle vorüber, als er Natur wie Menschen mit Verehrung und herzlicher Zuneigung zu betrachten vermag. Aus diesem Grunde aber war ihm das Ideal eines modernen Menschen in Goethe verwirklicht worden. Man kann ihn nicht eigentlich einen

Schüler Goethes nennen. Wir haben gesehen, wie das Wenige, was Carlyle an theoretischer Voraussetzung zu seiner Weltanschauung besass, durchaus nicht auf Goethe zurückging, dessen innerster Natur gerade diese Seite der Kantischen Philosophie stets widerstrebte. Auch waren es niemals theoretische Schwierigkeiten gewesen, die Goethe auf seinem Wege zur Klarheit hindernd entgegengetreten waren. Das „Système de la nature", das Carlyle mit Aufgebot all seiner Kräfte kaum zu überwinden vermocht hatte, war dem klaren Blick Goethes als ein Netzwerk aus grauem Spinngewebe erschienen und vor allen Dingen als so langweilig, dass er froh war, es beiseite zu legen.

Aber war Goethe diese Versuchung erspart geblieben, so sah Carlyle mit innigster Rührung, dass andere finstere Mächte sein bewundertes Vorbild bedrängt hatten, „dass er sich's hatte sauer werden lassen müssen". Es war derselbe Geist der Verneinung, nur als Weltanschauung und nicht als System, der zu Carlyle aus dem Werther sprach. Nach diesem Typus liebte Carlyle, alle verwandten Richtungen unter dem Namen Wertherismus zusammenzufassen. Das Gemeinsame in allen diesen Erscheinungen aber ist im letzten Grunde der Mangel an einer positiven Lebensanschauung. Kein festes Vertrauen auf höhere Mächte stählt den Einzelnen zur kräftigen Tüchtigkeit. Um so interessanter dagegen wird für alle Werthernaturen die Beobachtung ihres eigenen inneren Zustandes. In schrankenlosem Subjektivismus wird jedes neue Gefühl ergriffen, beobachtet, ins Masslose erweitert. Die Krankheiten der Zeit, die unkräftig geworden ist, weil sie ungläubig geworden ist, spiegeln sich im Gemüt des „zerrissenen" Individuums wieder. Da alle zu erstrebenden Ziele ihren Wert verloren haben, so muss das so vereinzelte Individuum sein Ziel im eigenen Glück suchen. Und da es zu edel ist, um dieses Glück in niedrigem Genuss zu finden, da das Schwelgen im eigenen Gefühl das Leid nur vergrössert, so bleibt für Werther nichts

übrig als die Pistole, und es giebt nach Carlyle Männer wie Byron, die ihr ganzes Leben hindurch in dieser unglücklichen Phase schrankenloser Subjektivität verharren. „Ein melodischer Byron versichert einem verehrten Publikum immer aufs neue, dass er sich nicht glücklich fühlt, eine Thatsache, die zweifellos von höchstem Interesse — für Byron ist.“ Dieses Streben nach raffiniertem Selbstgenuss war für Carlyle eine Krankheit, die unserer modernen Zeit eigentümlich ist, und mit richtigem Blick sah er das Selbstbiographische, das Goethe in den Werther gelegt hatte. Schon die vorzügliche Schilderung dieser Zeitkrankheit würde Carlyle vor dem Talent Goethes Achtung eingeflösst haben. Zur Bewunderung aber steigerte sich sein Gefühl, als er sah, dass dieses Werk kein Endpunkt, sondern lediglich eine vorübergehende Phase in Goethes Leben bedeutete, dass er gesunden wollte und gesundet war.

Aus diesem Grunde wurde für Carlyle der Wilhelm Meister nichts Geringeres als ein modernes Epos, denn hier war nicht nur der Kampf sondern auch der Sieg. Der Entwickelungsgang Wilhelm Meisters schien ihm vorbildlich für jeden, der in unserer Zeit sich zur Klarheit hindurchringen will, der die Vergangenheit vergangen sein lassen will und hellen Blickes seine Arbeit, seinen Lebensinhalt sucht und findet. Auf das bunte Gewirr der Lehrjahre sah Carlyle mit ernster Rührung die Wanderjahre folgen; er war unter den wenigen, die den Nebentitel des Buches „die Entsagenden“ verstanden. Dem schrankenlosen Subjektivismus gehört die ganze Welt, und deshalb gehört ihm nichts auf der Welt, nicht einmal sein eigenes Ich. Erst durch freie Selbstbeschränkung auf eine einzelne zu lösende Aufgabe gewinnt das Leben den Wert, der nur in ernster Arbeit gewonnen werden kann. Wilhelm Meister, der bescheidene Chirurg, steht höher als der Wilhelm Meister des ersten Bandes in seinem Verkehr mit der geistreichen

Gesellschaft im Grafenschloss. Erst jetzt hat sein Leben die Verantwortlichkeit und feste Richtung, die ihm die Ungebundenheit, das Losgelöstsein von allen sozialen Verbänden und Verpflichtungen nicht zu geben vermochte. Vor allem aber war es die pädagogische Provinz, zu der Carlyle mit immer neuer Liebe und Bewunderung zurückkehrte. Die Erziehung der Jünglinge zu den drei Arten der Ehrfurcht war auch für ihn das erlösende Wort. Sie zeigte ihm, wie unser ganzes Leben seinen Wert nur dadurch erhält, dass es von Ehrfurcht getragen wird, in Ehrfurcht verläuft, und sie zeigte ihm die Möglichkeit einer anderen und besseren Zeit, in der sich nicht erst der Mann zu dieser bejahenden Stellung hindurchringen muss, sondern wo diese Grundlage zu rechter Thätigkeit bereits dem Knaben als wertvollste Ausrüstung für das Leben mitgegeben wird.

Aber nicht nur als Prophet war ihm Goethe ein Leitstern, sondern vor allem war es seine Anschauung vom wirklichen Leben, die Carlyle immer aufs neue entzückte. Kein schöneres Buch war für ihn denkbar als „Dichtung und Wahrheit". Es schien ihm das wertvollste Vermächtnis eines grossen Mannes an seine Zeit. Mit der ruhigen Gelassenheit des Greises suchte Goethe die Einflüsse auf, die in sein eigenes Leben traten, ohne doch diesen Einflüssen, an sich selbst betrachtet, eine zwingende Gewalt einzuräumen, eine Einwirkung wohl, aber keine Nötigung. Immer ist es das eigene Ich, das diese Einwirkung in sich verarbeitet, sie zu bedeutsamen Phasen der eigenen Entwickelung zu gestalten weiss. So wird für Carlyle „Dichtung und Wahrheit" zum Muster einer Biographie; es ist eine moderne Odyssee, deren Fahrten und Irrgänge sich nicht mehr in der äusseren Welt, sondern in dem inneren Leben des Menschen abspielen, bis der „Wanderer" sein Heimatland wieder findet, das heisst, mit ruhiger Klarheit sich selber gegenständlich wird. So tiefe Bewunderung Carlyle auch für

den ersten Teil des Faust hegte, so wissen wir aus seinen späteren Aeusserungen, dass es doch die Scenen am Meeresstrande im zweiten Teil waren, die ihn am tiefsten berührten. Auch hier wieder derselbe Gedanke wie in Wilhelm Meister: der Uebergang von Zerrissenheit, von rastloser Verfolgung des Glückes im Wissen und im Genuss zur befreienden That. In der Sorge für andere, in dem Streben, Tausenden gesicherten Wohnsitz zu gewähren, empfindet Faust den höchsten Augenblick.

So sind es vor allem die Werke des Greises Goethe, die Carlyle am nächsten stehen. Am höchsten aber schätzt er das Glück, dass in unserer Zeit mit all ihrer Zerrissenheit, mit all ihrem rastlosen Treiben, ihrer Unfruchtbarkeit zum Glauben und ihrem Misstrauen gegen den Unglauben ein Mann uns gegeben war, an dem sich der abgelenkte Blick immer wieder orientieren konnte. Mitten im Leben stehend, in regster Thätigkeit und doch das Leben weithin überschauend, allen Fragen der Zeit mit immer wachem Interesse zugekehrt und doch sich niemals zum Sklaven von Zeitströmungen machend, war dieser Mann der wahre Herrscher seiner Zeit, weil er seinen Standpunkt nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit hatte. Carlyle wird nie müde, seine Landsleute darauf hinzuweisen, dass es für sie, nicht für Goethe, von der grössten, unberechenbarsten Wichtigkeit sei, feste Stellung zu dieser Erscheinung zu nehmen. Die damals herrschenden Vorurteile in England über Goethes Immoralität, seinen Atheismus, seinen „bedauerlichen Mangel an guter Erziehung und feinem Umgang“ hat Carlyle unermüdlich bekämpft. Er hat Goethe ebenso zu einem Nationaldichter der Engländer gemacht, wie Shakespeare es schon seit langer Zeit bei uns war. Es dürfte sich wohl kaum ein Essay Carlyles finden, in dem kein Hinweis auf Goethe vorhanden wäre. Ein ganzes Jahr hindurch beschäftigen sich alle seine Arbeiten mit dem einzigen Thema: Goethe. In ihm hatte Carlyle seinen

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Helden gefunden, und mit demütiger Freude bewundert er diesen Helden ohne die Hoffnung, ihm jemals ähnlich werden zu können. Nicht danach strebte er, in seiner eigenen Thätigkeit Nachahmungen Goethescher Werke zu geben — es wäre dies in seinen Augen Selbstüberschätzung und Anmassung gewesen — wohl aber erschienen ihm Leben und Werk des verehrten Mannes als ein Zeichen tröstlicher Zuversicht, dass alle Ungunst der Zeit das Erscheinen eines solchen Mannes nicht habe verhindern können.

Wenn wir nunmehr die Männer, mit denen Carlyle sich in seinen Essays beschäftigt, einzeln betrachten wollen, so geschieht dies unter dem Gesichtspunkt, die Wertskala der Urteile Carlyles über die grossen Männer seiner Zeit zu geben, und uns hierdurch von der Lebensanschauung Carlyles in dieser Epoche ein Bild zu machen. Keineswegs soll jedes dieser Urteile als objektiv richtig bezeichnet werden, aber die Stufenleiter, die wir auf diese Weise erhalten, ist selbst wiederum ein wichtiges Mittel zur Beurteilung der Persönlichkeit Carlyles. Da es im Verlauf dieser Arbeit nicht möglich sein wird, die Nachzügler dieser litterarischen Zeit Carlyles zu erwähnen, so mögen sie hier eingereiht werden, insoweit sie den Charakter dieser uns beschäftigenden Epoche bewahrt haben. Auch muss darauf hingewiesen werden, dass Carlyle durch eine Reihe von Dichtern tiefgehend beeinflusst worden ist, über die er sich niemals im Zusammenhang ausgesprochen hat, und die deshalb in dieser Aufzählung fehlen müssen. So vor allen Shakespeare, dessen Königsdramen für Carlyle die wahrste englische Geschichte waren, die je geschrieben worden, und dessen Sturm bis an sein Lebensende mit seiner Vermischung von durchgeistigter Natur und verkörperter Geisterwelt ihm ein unerreichtes Ideal dramatischer Kunst war. Auch Milton, der einsame Dichter in einer gottlosen Zeit, bildete für Carlyle einen Nachtrag zur Bibel, „geschrieben

im authentischen Geist der alten Propheten". Sein Epos war Carlyle teuer als ein Zeichen, dass der grosse Dichter völlig unabhängig von seiner Zeit zu leben vermag, und mit seinem geistigen Auge um so klarer die Ewigkeit erschaut, je mehr die Gegenwart Widerwärtiges bietet. Als dritter dieser geistigen Nothelfer muss Dante genannt werden, in dessen Epos Carlyle die Weltanschauung einer glaubensvollen und starken Zeit aufgehoben fand. Ein Liebling der Götter, verbannt und verfolgt von den Menschen war er für Carlyle, und so sah er in Dante wie in Milton den Mann, dessen ganze Lebensführung darauf gerichtet war, die in ihm lebenden Gestalten zu verwirklichen ohne Rücksicht auf Gunst oder Hass seiner Zeit und deshalb für alle Zeiten gültig.

Ueber seinen früheren Helden Schiller hat sich Carlyle in dieser Epoche seines Lebens noch einmal ausführlich bei Gelegenheit des Referats über Goethes und Schillers Briefwechsel ausgesprochen. Es ist nicht ohne Interesse, diese Ausführung mit dem „Leben Schillers" zu vergleichen, denn es ergiebt sich dabei, wieviel mehr in der Zwischenzeit Goethe für Carlyle in den Blickpunkt des Interesses gerückt war. Trotzdem war sein Urteil über Schiller entschieden reifer und umfassender, tiefer und verständnisvoller geworden. Die Freundschaft der beiden grossen Männer gilt Carlyle mit Recht als eine der merkwürdigsten Thatsachen für das ganze geistige Leben Deutschlands und Europas: eine Konstellation zweier Gestirne ersten Ranges zu einem Doppelstern, dessen heller Schein und einheitlich wirkende Kraft nunmehr bestimmend wurde für die Bewegung aller kleineren Gestirne. Aber in dieser Freundschaft erkennt Carlyle Goethe doch als den Grössern, mehr Gebenden an. Schiller gegenüber zeigt sich Carlyle mehr durch das Schauspiel seines Lebens denn durch den Eindruck seiner Werke bestimmt. Die ruhige Ergebenheit und Grösse, mit der dieser kranke Mann über alle Sorgen und Kümmernisse des Tages hinaus fest seinen Blick auf

die Aufgaben richtete, die er lösen wollte nicht um Ruhm zu gewinnen, sondern um sein Volk in eine andere höhere Wirklichkeit zu versetzen, bis der Tod seinen Händen die Feder entsinken liess — all dies war Lehre und Vorbild für Carlyle. Wenige Menschen standen ihm sittlich höher als Schiller. Dagegen in der Gedankenwelt Schillers vermochte Carlyle nicht mehr so heimisch zu werden wie früher. Als es sich für ihn darum handelte, einer feindlichen Wirklichkeit zu entfliehen, war ihm Schiller ein willkommener Führer gewesen; doch inzwischen war Carlyle wirklichkeitsdurstig geworden wie kein anderer Mensch, und da empfand er die Geisteswelt Schillers als zu entrückt, zu ferne nicht nur der Wirklichkeit des Tages, sondern der Wirklichkeit schlechthin. Auf der andern Seite können wir es uns nicht verhehlen, dass eine bedeutsame Reihe Schillerscher Gedanken über die Bedeutung der Aesthetik für die Erziehung des Menschengeschlechts von Carlyle kaum erwähnt und sicherlich nicht verstanden worden ist. Hier zog dem Schotten die eigene Natur unübersteigliche Schranken.

Um so lebhafter zog Carlyle sein schottisches Herz zu Burns, dem schottischen Nationaldichter, hin. Alles, was ihm bei Schiller mangelte: der frische Erdgeruch der Wirklichkeit, die Gabe des einfachen kunstlosen Gesanges, die Greifbarkeit der Personen und Zustände fand er bei seinem Landsmann in fast überschwänglicher Fülle. Wie es ihm die schönsten Stunden waren, wenn seine Frau ihm im einsamen Craigenputtock die Lieder von Burns sang, so begleiteten ihn diese Lieder bei seinen Streifzügen Schritt für Schritt; die schottische Berglandschaft mit ihrem Schimmer rötlichen Haidekrauts, ihre schweigsamen Bewohner mit ihrem Schatz unversiegbaren Humors, sie waren ihm in den Liedern von Burns in ihrer vollen Wirklichkeit immer gegenwärtig. Was ihn sonst leicht bei andern Dichtern abstiess, der Mangel einer Weltanschauung, verzieh er dem Bauernsohn aus Ayr-

shire leicht. Gerade diese völlige Unberührtheit der Gedanken Burns von metaphysischer Spekulation wirkte auf Carlyle wie ein geistiger Gesundbrunnen. Umgekehrt wie bei Schiller war es die Lebensführung Burns', die Carlyle nicht verstehen und billigen konnte. Sein Mangel an moralischer Widerstandskraft, die Unfähigkeit, sich in einfachere Verhältnisse zurückzufinden, nachdem er an eine verfeinerte Lebenshaltung sich gewöhnt hatte, seine gelegentlich durchbrechende starke und wenig wählerische Sinnlichkeit erscheinen auch in Carlyles wohlwollend gezeichnetem Bilde als dunkle Schatten.

Haben wir somit die Gegenüberstellung des Menschen und seiner Arbeit als die charakteristischen Punkte in Carlyles Wertung erkannt, so erweist sich diese Unterscheidung auch bei den nunmehr folgenden Darstellungen Walter Scotts und Samuel Johnsons als die massgebende. Dass bei der Darstellung Scotts die weniger günstigen Züge stärker hervortreten, hat seinen Grund einerseits in der späteren Entstehung dieses Essays, andererseits darin, dass es Carlyle gegenüber der grossen und, wie es ihm schien, nicht ganz gerechtfertigten damals bestehenden Popularität Scotts darauf ankam, den dadurch verwischten Unterschied zwischen einem grossen und einem beliebten Manne scharf herauszuarbeiten. Seine Bewunderung für Scott „ging niemals ins Unendliche, sondern hielt sich immer durchaus in den Grenzen des Endlichen". Er achtete an ihm den ehrenhaften geraden Charakter, seinen unbeugsamen Entschluss, dem schweren Schicksal, das ihn am Ende seines Lebens traf, nicht zu erliegen, sondern es mannhaft niederzukämpfen. Es freute ihn Scotts tiefe Liebe zum schottischen Volk, zu seinen alten Gesängen, seinen wilden Kämpfen, seiner festen Frömmigkeit. Aber damit ist Carlyles Lob und Verehrung für Scott vollständig umgrenzt. Die Vielschreiberei, die Leichtigkeit, mit welcher ihm der schriftliche Ausdruck zu Gebote stand, seine Liebe zum Anekdotenhaften machte

ihn unfähig, ein geistiger Führer seines Volkes zu sein. Er schrieb für den Tag, und so hielt es Carlyle für unmöglich, dass seine Werke ewig dauern könnten. Scotts Schriften waren ihm die höchsten Produkte, die in der Unterhaltungslitteratur möglich sind, fielen aber auch durchaus nur in diese Klasse. Selbst seine ernste Liebe für die Vergangenheit seines Volkes führte ihn nie dazu, seine Zeitgenossen durch den Vergleich mit früheren Zeiten zu bessern, sie zum Nachdenken anzuregen, sondern lediglich zu dem überaus erfolgreichen Versuch, ihnen eine müssige Stunde vertreiben zu helfen. Nicht den besten, sondern den schlechtesten Seiten seiner Leser, dem Bedürfnis zerstreut zu werden, zu dilettantisieren, verdankt Scott den grössten Teil seiner Erfolge. Und ebenso wie Burns die Armut, so konnte Scott den Reichtum nicht ertragen. Er wollte sein dilettantisierendes Gefallen an den alten feudalen Zuständen in die Praxis übersetzen. So wie er häufig an Stelle wirklicher Menschen aus der Vergangenheit künstliche Mechanismen mit historisch treuem Kostüm schuf, so wollte er Abbotsford mit Tapezierkünsten und Requisitensammlungen in ein mittelalterliches Schloss verwandeln und das dazu gehörige Majorat durch den Ertrag seiner Feder zusammenkaufen. Ein verfehltes Leben und zwar ein durch eigene Schuld verfehltes Leben, so lautet Carlyles strenges Urteil.

Als Gegenstück zu dieser Verurteilung Scotts mag Carlyles berühmter Aufsatz über Boswells Leben Johnsons dienen. Es wird vielleicht auch hier ratsam sein, eine Parallele zu der in ihrer Art ebenso vorzüglichen Darstellung Macaulays zu ziehen. Macaulay sucht sowohl bei der Besprechung Boswells als auch bei der Johnsons zu zeigen, wie es gerade die kleinen und lächerlichen Züge der Menschen sein können, die es ihnen ermöglichen, Werke zu schaffen, die in der Nachwelt fortleben. Wäre Boswell nicht ein eitler, thörichter und vorlauter Geselle gewesen, so hätte er sein Leben Johnsons nicht schreiben

können; wäre Johnson nicht ein Pedant von vernachlässigtem Aeussern und seltsamen Gewohnheiten gewesen, so stünde er nicht vor uns mit jener Lebenswahrheit, die unsere Kenntnis unserer eigenen Zeitgenossen weit übertrifft.

Gegen diese Ansicht Macaulays wendet sich Carlyle mit all dem sittlichen Pathos, all dem freudigen Glauben an die Güte der menschlichen Natur, die ihm zu Gebote stand. Nicht deshalb, weil Boswell ein thörichter Mensch war, vermochte er es, dies Buch zu schreiben, sondern weil er eine Eigenschaft besass, die Macaulay gänzlich übersehen, und die in Boswell mehr als in einem andern seiner Zeit vorhanden war, die zweithöchste Gabe, die den Menschen überhaupt zieren kann: die wahre Heldenverehrung. Hier zum erstenmal tritt dieser für Carlyles Entwickelung so wichtige Begriff mit voller Deutlichkeit hervor. Das Verdienst Boswells besteht in dem Bedürfnis, einen Helden zu finden, und in der Fähigkeit, ihn, wenn er ihn trifft, in noch so fragwürdiger Gestalt zu erkennen. Diesen seinen besten Eigenschaften verdanken wir sein unsterbliches Buch. Und ebenso wie die Gestalt Boswells veredelt sich unter dem divinatorischen Blick Carlyles die Gestalt Johnsons. Nicht an der rauhen äusseren Seite verweilt seine Schilderung, sondern sie dringt durch bis zum Wesen des Mannes; wir sehen, in wie ergreifendem Zwiespalt er sich mit seiner Zeit befand, und wie tapfer er dies harte Los ertrug in schweigendem Heroismus und treuer Pflichterfüllung. Nicht nur der harte Kampf um das tägliche Brot, der siegreiche Durchgang durch den „Sumpf der Verzweiflung", in dem so manche seiner Reisegenossen verkamen — nicht dieses ist für Carlyle das Bewunderungswürdigste an Johnson, sondern dass er in einer glaubenslosen Zeit an seinem Glauben festhielt, dass er trotzig bei seiner Ueberzeugung beharrte, obwohl er sie von niemandem geteilt sah, dass er fühlte, seine Stimme müsse ungehört verhallen,

und dass er doch die Kraft besass, sich selber treu zu bleiben bis zum Ende — das waren für Carlyle unschätzbare Eigenschaften. „Die göttliche Macht des Schweigens“ schien in diesem Manne lebendig geworden zu sein, den Macaulay nur als einen unpraktischen Tory und unermüdlichen Redner am Wirtshaustisch zu schildern vermocht hatte.

Ziehen wir das Resultat aus dieser Aufeinanderfolge einzelner Aeusserungen Carlyles, so sehen wir, dass seine Weltanschauung in dieser Zeit fast durchweg vom Standpunkt der Litteratur aus gebildet war. Nicht als ob er die rein ästhetische Erziehung des Menschen jemals als letzten Endzweck angenommen hätte; in seinen Tagebüchern findet sich ein höchst belustigender Ausfall gegen den grossen Raum, den ästhetische Erörterungen in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe einnehmen. Zeit seines Lebens war und blieb er der Ansicht, dass Litteratur rein an sich niemals als Endzweck, als der letzte Wert betrachtet werden dürfe. Ja, wenn sie den Dichter nicht dazu veranlasste, sich und andern bessere und würdigere Gedanken über den Menschen und die Natur, über Göttliches und Irdisches zu geben, so war sie für Carlyle schlimmer als wertlos, ein Werkzeug thörichten Zeitvertreibs und gehaltlosen Dilettantismus. Das Feldgeschrei „l'art pour l'art“ hätte also in ihm keinen Anhänger gefunden. Trotzdem war Carlyle ein erbitterter Feind der Stellung, welche die Litteratur im utilitarischen System einnahm. Nützen sollte die Litteratur, aber nicht so, wie der Utilitarier es wollte, um zu erfreuen und zu ergötzen, das Leben angenehm zu machen und mit reizenden Empfindungen die Seele zu erfüllen; sondern der Nutzen, den Carlyle von ihr erwartete, lag gerade in umgekehrter Richtung. Es war nicht Freude sondern Erhebung der Seele, nicht Genuss sondern Verzicht auf Genuss in ernster, zielbewusster Arbeit, nicht täuschende Versetzung in eine an-

genehmere Welt sondern Erkenntnis der Stellung des Menschen in dieser und jener Welt, was Carlyle als die Sendung des gottbegnadeten „Vates oder Sängers" betrachtete. Nur deshalb, weil diese Aufgaben überall und zu jeder Zeit an den Sänger herangetreten sind, ist jedes Wort eines wahren Dichters von ewiger Bedeutung und richtet sich an alle Menschen. Vergangenheit geht hier in Ewigkeit unter; die räumlichen und nationalen Schranken bröckeln da nieder. Die wahren Führer der Menschheit sind ihre grossen Dichter, ihre grossen Propheten.

In diesem Sinn nahm Carlyle mit Begeisterung den Gedanken Goethes einer Weltlitteratur auf; fühlte er sich doch selbst berufen, der Vermittler der grossen Gedanken des deutschen Idealismus für sein Volk zu werden. Aber es ist nicht minder merkwürdig, dass auch er den Gefahren des Doppelsinnes nicht entging, den dieses Wort bei Goethe in sich trägt. Gerade hier stossen vielleicht am kräftigsten die beiden Gegensätze, die Goethe sein Leben lang in sich auszugleichen bemüht war, mit aller Wucht aufeinander. Einerseits lag hierin die Aufforderung, das „allgemein Menschliche" hervorzuheben, es im Gegensatz zum Lokalen und zeitlich Bestimmten zu betonen. Und doch konnte sich Goethe unter dem Einfluss Herders, dessen „Stimmen der Völker" mächtig an seinen Wirklichkeitssinn appellierten, der Einsicht nicht verschliessen, dass dieses „allgemein Menschliche" konkret doch nur in der Fülle der Besonderung erscheint, dass es nicht die Aufgabe des Dichters sein kann, zu abstrakten Menschen zu reden, sondern dass er zu seinem eigenen Volk, zu seiner eigenen Zeit reden soll und muss. Von diesen beiden Gedankengängen musste Carlyle notwendigerweise den ersten überwiegend bevorzugen. Er wusste wohl, worin der eigentümliche Reiz der Lieder seines geliebten Burns für jedes schottische Herz bestand, aber es fehlte ihm die geschichtsphilosophische Einsicht, die das historisch Gegebene als die wahre Wirklichkeit schlechthin anerkennt. In diesem

Punkt und allein in diesem Punkt blieb er ein Anhänger des 18. Jahrhunderts mit seinem Appell an den Menschen überhaupt, abgesehen von seiner räumlich-zeitlichen Bestimmtheit, mit seinem Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur, mit seiner kindlichen und rührenden Ueberzeugung, dass ein aus tiefster Seele gesprochenes Wort in den Seelen aller Menschen Widerhall finden müsse.

In der Reihenfolge der Männer, welche auf Carlyle erheblichen geistigen Einfluss ausgeübt haben, musste bisher ein Name fehlen, der für Carlyle nur hinter dem Goethes zurückstand; es ist Jean Paul Friedrich Richter. Wir haben ihn in unserer vorhergegangenen Erörterung übergangen, weil Carlyle sich nicht nur kritisch mit ihm abgefunden hat, sondern weil sein einziges selbständiges poetisches Werk, der Roman „Sartor Resartus" in seiner Technik vollständig, in seinen Gedanken zum grossen Teil auf Jean Paul zurückgeht.

Dieser Roman, der den Wendepunkt in Carlyles Leben bezeichnet, den Abschluss seiner litterarischen Epoche bildet, und in dem sich doch schon die Anfänge der späteren Entwickelung zeigen, bietet der Analyse erhebliche Schwierigkeiten dar. Betrachten wir zunächst die Komposition und fragen wir nach dem Plan des merkwürdigen Buches, so lässt sich darüber streiten, ob ein Plan überhaupt vorhanden ist. Taine war ausser Stande, ihn zu finden; viele englische Schriftsteller haben sich ihm mehr oder weniger unumwunden angeschlossen. Carlyles Zeitgenossen waren, wie schon bemerkt, sämmtlich dieser Ansicht. Schon aus diesem Umstand ergiebt es sich, dass das Buch in der englischen Litteratur völlig ohne Vorgänger dastand, und wir können hinzufügen, fast ohne Nachfolger geblieben ist. Dieser Versuch Carlyles, einen deutschen Roman in englischer Sprache zu schreiben, konnte nur in einer Zeit entstehen, die, von dem Gedanken der Weltlitteratur beherrscht, auch in Deutschland ähnliche Blüten wie Willibald Alexis' Roman Waladmor zeitigte.

Wer die Entwickelung des deutschen Romans kennt, wird nicht zweifelhaft sein, dass es der spätere Jean Paul, der unter dem Einfluss von Wilhelm Meister stehende, ist, welcher die Technik des Sartor durchaus beherrscht. Damit ist ferner gegeben, dass die Idee des Romans aufgesucht werden muss, d. h., dass es sich hier nicht um die Schilderung von Ereignissen, die auf einen Menschen einwirken, sondern um die innere Entwickelung einer menschlichen Seele zur Freiheit und Selbstständigkeit handeln kann. Nicht „Quintus Fixlein" und „Fibel" sondern „Titan" und „Siebenkäs" sind die eigentlichen Vorbilder. Wie Jean Paul sich bemühte, die im „Meister" gegebene grosse Anregung in dieser zweiten Epoche seines Wirkens selbstständig zu verarbeiten, ebenso suchte Carlyle alles das, was ihm „Wilhelm Meister" bedeutete, auch seinerseits selbstständig als Kunstwerk darzustellen. Ist daher auch hier Goethe in letzter Linie der bewegende Geist, so war doch Carlyle sich über die Grenzen seiner Befähigung klar genug, um die Technik des Goetheschen Romans nicht als Vorbild zu nehmen. Nach seiner ganzen Entwickelung, seiner ganzen geistigen Eigenart musste ihm Jean Paul als der geeignete Führer erscheinen, der ja auch demselben Ziele zustrebte.

Der Inhalt des Romans kann mit wenigen Worten gegeben werden. Der englische Herausgeber des Buches (denn nur als solcher will Carlyle erscheinen) erhält von einem früheren Bekannten, dem Professor der Allerleiwissenschaft (oder, wie Carlyle richtiger übersetzt, dem Professor der Dinge im Allgemeinen), Diogenes Teufelsdröckh an der Universität Weissnichtwo, ein von ihm verfasstes Werk „Die Kleider, ihr Werden und Wirken" übersendet und beschliesst, dieses ganz oder im Auszug dem englischen Publikum zugänglich zu machen. Nicht lange darauf erhält er durch einen Verehrer Teufelsdröckhs, den Hofrat Heuschrecke, die Zusicherung biographischen Materials über den Verfasser und begiebt sich freudig

hoffnungsvoll an die Arbeit. Bald indes wird er inne, dass das Buch eben nur unter Voraussetzung einer biographischen Kenntnis des Autors für ausländische Leser möglich ist, und es beginnt ein tragikomischer Konflikt zwischen dem gesunden Menschenverstand des Herausgebers und den transscendenten Deduktionen seines Autors. Endlich kommt das langersehnte biographische Material. Neue Enttäuschung! Es besteht aus grossen mit den Zeichen des Tierkreises bemalten Papierhüllen, in welche regellos alle möglichen und unmöglichen Dokumente hineingepfropft sind. Dem Herausgeber gelingt es, eine wenn auch nicht lückenlose Lebensbeschreibung des Autors zusammenzustellen. Die Ankunft des Findlings in dem Dörfchen Entepfuhl, seine glückliche Jugend dort unter der Obhut des wackern Ehepaares Futteral, sein Studium, die Beziehungen zur gräflichen Familie Zähdarm, seine erste und einzige Liebe zu Blumine scheinen annähernd authentisch. Aber dann beginnt ein ruheloses Wanderleben, aus dem nur einige Ereignisse wie Blitze in der Nacht aufzucken, bis der Autor als der Professor in der Wahngasse zu Weissnichtwo auftaucht, als welcher er dem Herausgeber bekannt wurde. Hierauf folgen wiederum Excerpte aus dem Werk des Autors, und den Schluss bildet ein Bericht Heuschreckes über das Verschwinden Teufelsdröckhs, der nicht lange nach der Julirevolution auf und davon geht, vielleicht nach Paris.

Dies das Thatsächliche. Dass damit nicht der eigentliche Nerv des Romans blossgelegt ist, ist deutlich. Verfolgen wir nunmehr das innere Verhältnis, in dem die einzelnen Teile des Romans zu einander stehen. Carlyle hatte seine eigene Stellung in diesem Roman mit Bewusstsein den Fiktionen nachgebildet, mit denen Jean Paul sich in die Handlung seiner Romane selbst zu verflechten liebte. Wie Jean Paul der „habile, dazu gesattelte Schriftsteller“ ist, der die Lebensschicksale des Harnisch'schen Erben schildern soll, wie er selbst Fibel

in seinem höchsten Alter aufsucht, wie er der Empfänger der Hundspost-Briefe ist, so wollte auch Carlyle sich in seinen eigenen Roman einflechten. Und in dieser seiner Rolle zeigt sich eine fein berechnende Charakterentwickelung. Carlyle als Herausgeber ist das englische Publikum, das er für sein Buch finden möchte. Anfangs durchaus ungläubig den widersinnigen und paradoxen Behauptungen seines Autors gegenüber, ihn auf Schritt und Tritt unterbrechend mit Einwürfen, wie sie jedem metaphysischen Don Quixote von realistischen Sancho Pansas von jeher gemacht worden sind, ändert der Herausgeber den Ton seiner Anmerkungen, sowie er in das Leben seines Autors hinein zu blicken vermag, sowie er sehen kann, auf welchem erlebten Grunde diese Schlingpflanzen der Phantasie und des Verstandes entsprossen sind, und im letzten Teil ist er selber ein Bekehrter und Gläubiger. Die hohe Wichtigkeit der Grundideen seines Autors ist ihm ebenso aufgegangen, wie der wirkliche Carlyle wünschte, dass dem englischen Publikum die Wichtigkeit deutscher Dichtung und Philosophie aufgehen sollte. Er spricht von „unsern" Ansichten, von „unsern" Idealen; er identifiziert sich mit dem Autor. Er ist um so mehr dazu berechtigt, als, wie bereits gesagt worden ist, in Teufelsdröckhs Leben ein gutes Stück von Carlyles Autobiographie steckt. Es ist Dichtung und Wahrheit, aber mit viel stärkerer Beimischung von Dichtung als in Goethes Darstellung seines Lebens. Was wahr davon ist, ist im Wesentlichen die Schilderung der geistigen Entwickelung des Helden. Die drei Kapitel, die zum Schönsten gehören, was Carlyle jemals geschrieben hat, das ewige Nein, Mittelpunkt der Gleichgültigkeit und das ewige Ja, enthalten dieselbe Entwickelung, die wir früher bei Carlyle selber verfolgt haben: der Trotz gegen das mechanische Weltall, die Gleichgültigkeit allem Gewordenen gegenüber, das Zurückziehen auf die eigene Seele als den einzig sicheren Besitz des Menschen und endlich die beglückende Einsicht, dass

alles Gewordene dem eigenen Seelenwesen gleich ist, d. h. ebenso wie wir in Gott gegründet, und dass es die Pflicht des Wiedergeborenen ist, alles Geschöpf, die ganze Natur mit der Liebe eines Bruders zu lieben.

Diese einfachen Gedanken sind mit einem Gewinde krauser Einfälle umkleidet, die wiederum deutlich auf Jean Paul weisen. Die Reisen, die Teufelsdröckh unternimmt, einsam mit sich selber, stehen in genauester Beziehung zu der gedankenreichen kleinen Schrift Jean Pauls „Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch" im Anhang zum Titan. Der Sonnenuntergang, der Anblick des Schlachtfeldes, die erhabene Ruhe der Nacht fehlen nicht, und fast komisch erscheint es, dass sogar der „Wiener Schub" sich gleichfalls einstellt. In diesem Gedanken, dass Gott und die Seele das einzig Wirkliche, dass alles andere lediglich Symbol ist, in dem wir Gott betrachten, ist uns bereits einer der wichtigsten Punkte, in denen Carlyle sich mit Novalis berührt, entgegengetreten. Mit Vorliebe wird auch auf die Worte des Erdgeistes im Faust hingewiesen:

> So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Doch damit ist nur die eine Seite von Teufelsdröckhs Philosophie gegeben und nicht die, welche dem Leser zunächst entgegentritt. Es musste ihm, dem in Novalis Belesenen, sogleich der Gedanke kommen, ob nicht, was für den Makrokosmus gilt, auch beim Mikrokosmus der Fall sei, ob nicht auch der Mensch sich vor dem Auge des Beschauers in Symbole verhülle; und vielleicht war es auch hier eine Stelle aus der „Pädagogischen Provinz" des Wilhelm Meister, die die entscheidende Wendung gab. Für Novalis war der Körper die Erscheinungsform der Seele. In der Pädagogischen Provinz wird den Zöglingen keine gleichartige Tracht gegeben, sondern es wird ihnen gestattet, sich ihre Kleidung selber zu wählen, wodurch den Lehrern Gelegenheit gegeben ist, einen

Einblick in ihren Charakter zu gewinnen. Damit erweitert sich nun vor Teufelsdröckhs Augen das Thema der Kleider zu dem Thema von den Grundlagen menschlicher Gemeinschaft überhaupt. Mit einem in Jean Pauls Schule gebildeten Humor wird das Richtige in dieser Idee Goethes alsbald mit einer Ueberfülle von Beiwerk aller möglichen Art, von historischen, archäologischen, sozialen, ethischen und psychologischen Lesefrüchten und Einfällen ins Ungeheuerliche übertrieben und in abenteuerlichster Weise gesteigert. Wenn die Kleider Symbole des Menschen sind, so ist andererseits zu berücksichtigen, dass die Menschen einander nicht erkennen können, wie sie sind, sondern lediglich nach ihrer äusseren Erscheinung, d. h. nach ihren Kleidern. So werden die Symbole das Wesentliche; das eigentliche Sein des Menschen verschwindet hinter ihnen. Nicht was der Mensch ist, sondern wie er sich angezogen hat, ist das wertvolle Faktum. Der Satz, dass Leute Kleider machen, verkehrt sich, umgekehrt wie bei Gottfried Kellers groteskem Maskenzug, in sein Gegenteil, dass Kleider Leute machen. Was wissen wir denn von der Vergangenheit, als dass damals bestimmte Stoffe in bestimmt zugeschnittener Weise getragen wurden? Die Realität des Menschen verschwindet hinter der allein noch möglichen Rekonstruktion seiner Kleider. Dass Carlyle hier in ironischer Weise auf die Art pittoresken Wiederbelebens der Vergangenheit anspielt, wie er sie Walter Scott zum Vorwurf machte, ist deutlich. Daran schliesst sich das groteske Bild der Folgen, welche eintreten würden, wenn bei irgend einer feierlichen Haupt- und Staatsaktion den Beteiligten von einer boshaften Macht ihre Kleider entrafft würden. Der Minister würde sich nicht mehr vom General, der König nicht mehr vom Lakaien unterscheiden, die Bande aller sozialen Ordnungen würden zerrissen sein. Denn alle soziale Ordnung, alle Be-

ziehungen der Menschen zu einander gründen sich nicht auf ihren inneren Wert sondern auf das, was jeder für die andern Menschen bedeutet; dies aber sind seine Kleider. Ein Mensch in rotem Talar*) sagt zu einem andern Menschen in blauem Anzug „Du sollst erhängt werden". Der Blaue erschrickt aber sträubt sich nicht, und wie gesagt so gethan. Der Zwang, der hier ausgeübt wird, liegt lediglich in dem roten Talar, der den damit Bekleideten als Richter erkennen lässt; und die ganze menschliche Gesellschaft sieht darauf, dass den Aussprüchen dieses Talars gehorsamt wird. Eben weil die ganze menschliche Gesellschaft auf Kleidern beruht, so ist die Rückkehr zum Adamitismus, zum Naturzustand nach Rousseaus Verlangen, der Selbstmord der Gesellschaft. Die französischen Revolutionäre, die Krieg gegen die alte Gesellschaft führten, wussten wohl, weshalb sie sich Sanscülotten nannten. Mit Aufhebung des Hosentragens werden die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft überhaupt erschüttert.

Wie man sieht, ist dieses Ausspinnen eines an sich berechtigten Gedankens zur Theorie, zum System ein echtes Kind der deutschen romantischen Schule. Ein englischer Biograph Carlyles versichert, dass Carlyle für die Gestaltung seines Humors nichts anderes bedurft hätte, als die heimische Mitgift von Annandale, jene trockene und kaustische Stimmung, die, dem schottischen Volk eigentümlich, auch von Carlyle im höchsten Grade geteilt und geschätzt wurde. Wenn wir indessen den Stil Teufelsdröckhs mit dem, was von schottischem Humor bekannt ist, vergleichen, so werden wir mit diesem Urteil nicht übereinstimmen können. Ganz richtig ist es, dass Humor nur auf dem Grunde einer ausgebildeten Weltanschauung möglich ist. Besteht er doch eben darin, die Dinge in anderem Zusammenhang zu betrachten, sie

*) Amtstracht der englischen Richter.

anders anzuordnen, als dies unter täglichen Verhältnissen zu geschehen pflegt. Der Puritanismus eines Knox giebt zu solcher Gruppierung ebenso Anlass wie der romantische Idealismus der deutschen Schule. Aber der Stil, die Art, wie dieser Humor sich ausdrückt, ist eben bei beiden ein durchaus anderer. Der schweigsamen Natur des Schotten ist es gemäss, diese Gegensätze in kurzer, scharfer, prägnanter Form hervortreten zu lassen. Geflügelte Worte, der Weisheit Salomonis vergleichbar, appellieren an den Verstand. Auch von dieser Gabe hatte Carlyle sein reichlich Teil, und sie tritt immer klarer hervor, je deutlicher sich das Ende seines Lebensweges zum Anfange zurückbiegt. Doch gerade im Sartor Resartus hat er den weitesten Abstand von dieser seiner heimatlichen Natur erreicht. Hier ist, ganz wie in der deutschen Schule, der Verstand nur das Sprungbrett, von dem sich der Dichter in das luftige Bereich freien Phantasiespiels schnellt. Nicht durch kurze, sondern gerade durch unendliche, ungeheuerliche Ausgestaltung wird hier gewirkt. In romantischer Ironie liebt es der Dichter, die Welt, die Menschheit, sich selber in immer neuer Reflexion zu gestalten und wiederum zerfliessen zu lassen.

Jetzt verstehen wir auch, warum Carlyle die eigentümliche Anordnung seines Romans für die notwendige halten musste. Das Wesen umgiebt sich mit Symbolen, und wir müssen wiederum durch die Erscheinungsform dieser Symbole zum Wesen vordringen. So wurde uns zuerst nach den persönlichen Erinnerungen des Herausgebers Professor Teufelsdröckh beim Glase „Gugkuk“ in der grünen Gans vorgeführt. Ein höchst merkwürdiges Symbol in seiner schweigsamen, tiefsinnigen Art, Dinge und Menschen zu betrachten. Erst durch seine Lebensgeschichte lernen wir das Innere des Menschen kennen, den Weg voller Täuschungen und Wandlungen, der ihn zuletzt in die Wahngasse geführt hat. Und genau dasselbe vollzieht sich mit seinem Buch. Auch hier wird

uns zunächst das Paradoxon gegeben; wir fragen, wie es in einem menschlichen Gehirn aussehen müsse, das so seltsame Blasen treibt. Und auch hier zeigt uns die Biographie den Schlüssel zu unserer Frage: Nur der einsame Wanderer, der lange Jahre hindurch menschliche Verhältnisse aller Völker und Zonen als ein Nahestehender und als ein doch Fernbleibender betrachtet hatte, konnte die Kleiderphilosophie schreiben. —

Wenden wir uns nunmehr den Schlusskapiteln des Buches zu; auch für sie bilden die ersten Excerpte aus der Kleiderphilosophie die notwendige Voraussetzung. Ihre krausen Linien führen auf Umwegen zu dem eigentlichen Kern des Verfassers sowohl wie seines Buches. Hier erweitert sich die Kleiderphilosophie zur Weltanschauung. Raum und Zeit mit allem, was sie enthalten, sind Symbole des Göttlichen, und so wie der Thörichte über die Kleider den Menschen vergisst, so vergessen wir über die irdischen Dinge Gott. Diese Kleider jedoch sind nichts Totes wie die ausgehülsten Symbole auf dem Trödelmarkte von Monmouth Street, sondern sie sind das lebendige Kleid der Gottheit, und so bietet das Weltgeschehen uns das bedeutungsvolle Symbol für das ewige Werden des Göttlichen. Jahrhundert auf Jahrhundert sehen wir ablaufen; der Genius jeder Zeit, der Zeitgeist, stürzt sich in die Flammen, die ihn verzehren. Wir glauben, das Ende der Dinge sei gekommen, aber schon ist ein neuer Phönix da, ein schönerer; der Rauch verfliegt, und in klarem Bilde erkennen wir die Gottheit. Mit dieser Betrachtung aber ist das rein theoretisch-ästhetische Verhältnis zu Natur und Gott, das bisher Carlyle wie seinem Doppelgänger Teufelsdröckh Genüge that, zur Unmöglichkeit geworden. Es ist an uns, es ist die Aufgabe der Menschen, dem neuen Phönix zur Geburt zu verhelfen. Die vorhergegangene humoristische Betrachtung über Königs- und Richtertalare, der jugendliche Radicalismus Carlyle-Teufelsdröckhs, der sich recht geschmacklos in der Grabschrift

für den Grafen Zähdarm äussert, waren nur vorbereitende Schritte.

Nun beginnt in dem letzten Abschnitt die scharfe Satire auf die bestehenden gesellschaftlichen Zustände. Unter dem Bilde einer Sekte der Stutzer, die ganz Symbol geworden sind, ihre Individualität verloren haben und durch ihren Geldbeutel sich eine ganze Klasse von Verehrern, durch ihre eigene Nichtigkeit eine modische Litteratur mit Bulwers Pelham als symbolischem Buch und eigene Stätten des Gottesdienstes in den feinen Salons geschaffen haben, wird die besitzende Klasse verhöhnt. Ihnen gegenüber steht das Arbeiterproletariat mit ähnlich merkwürdigen, jedoch denen der andern Sekte direkt entgegengesetzten Riten und Gebräuchen. Immer grössere Propaganda machen beide Sekten für sich; erschreckend ist namentlich das Anwachsen der letzteren. Stossen sie zusammen, so steigt ein Phönix auf den Scheiterhaufen. In diesem Wettkampf ist es unmöglich, ein unbeteiligter Zuschauer zu sein, und wenn Teufelsdröckh am Schluss zum Kampf gegen die St. Simonisten in Paris auszieht, der Herausgeber aber der Meinung ist, dass sich der Professor eher irgendwo in London aufhält, so können wir besser, als Carlyle es vermochte, die Adresse des idealistischen Schwärmers angeben. Sie war Chelsea, Cheyne Row 5.

Die Zeit rein litterarischer Beschäftigung war für Carlyle wie für Teufelsdröckh vorbei. Er hatte eingesehen, dass andere treibende Mächte das wirkliche Geschehen mit beherrschen, aber um sie erkennen und werten zu können, bedurfte seine Weltanschauung des letzten Abschlusses, der sich nur in einer Geschichtsphilosophie finden liess.

Kapitel 5.

Leben in London bis zum Tode von Jane Welsh Carlyle.

Wir haben gesehen, dass Carlyle durch den Wunsch, in nähere Beziehung zu dem wirklichen sozialen Leben zu gelangen, von Craigenputtock nach London gezogen wurde. Wer lediglich seine äusserliche Beschäftigung in London betrachtet, würde dahinter zwar nicht ein sehr intensives Eingehen auf öffentliche Interessen und Tagesfragen vermuten. Aber wenn wir seine Bücher zur Hand nehmen, so überzeugen wir uns bald, dass dieser einsame Mann ohne Verbindung mit der Presse und andern Organen der öffentlichen Meinung auf seinen weiten Spazierritten und ziellosen Wanderungen mehr von dem sozialen Leben der Millionenstadt sah und beobachtete, als wenn er es zu seinem Beruf gemacht hätte, täglich einen Leitartikel für die Zeitung zu liefern. Die Schaufenster der Läden, die Reklameschilder, die Thätigkeit der Maurer bei der Arbeit, ein Denkmal auf einem öffentlichen Platz, eine vagabundierende Familie irischer Arbeiter — alles dies und unzähliges andere mehr wurde von Carlyles Auge erfasst und von seinem Gedächtnis mit eiserner Festigkeit bewahrt. Er hatte die merkwürdige Gabe, das Alltägliche zu sehen und dieses Alltäg-

liche als Symptom des inneren Lebens der Gesellschaft zu werten. So war es ein prophetischer Typus, den er in seinem Professor Teufelsdröckh gezeichnet, wenn dieser von dem Wachtturm in der Wahngasse herab das ganze Leben der Stadt beobachtet, unbemerkt alles bemerkend. In seinem neuen Mitbürger hatte London einen Arzt gewonnen, der schweigend jedes Zucken des ungeheuren Körpers verfolgte.

Unter den wenigen Bekannten, die bald den Weg nach Cheyne Row fanden, war einer, der in früheren Jahren für beide Gatten der nächste Freund hätte sein können und nun, ermattet an Geist und Körper, bald zur ewigen Ruhe eingehen sollte, Edward Irving. Sein Tod (Dezember 1834) war jetzt kein Verlust mehr. Was er beiden gewesen, lag in der Vergangenheit. Tiefes Mitleid war das einzige Gefühl, das sie dem Lebenden entgegenbringen konnten, treue Erinnerung der Zoll, den sie seinem Andenken ihr ganzes Leben hindurch zahlten.

Andere neue und feste Bande begannen sich zu knüpfen; die Gegenwart behauptete ihr Recht der Vergangenheit gegenüber. Freilich blieb Carlyles Stellung zu den eigentlichen litterarischen Kreisen Londons eine wesentlich ablehnende. Lamb, mit seiner etwas affektierten Einfachheit und Kindlichkeit, konnte vor dem scharfen Urteil Carlyles nicht bestehen, dem jede, auch die unschuldigste Art, das eigene Wesen zu maskieren, die eigentlichste Form der Sünde gegen den heiligen Geist war. Auch von Southey und Wordsworth hatte er nichts mehr zu lernen. Was sie ihm geben konnten: die Rückkehr zur Natur, die ehrliche Abneigung gegen alle Künstelei hatte er längst unter besserer Leitung für sein Leben errungen. Die Abneigung dieser Männer aber gegen das wirkliche Leben, ihre Neigung, sich in eine selbstgewobene Welt von Träumen einzuspinnen, konnte dem, der mit beiden Füssen trotzig und stark auf dem Boden der Thatsachen stand, nur als bedauerliche Schwäche erscheinen. Dagegen Buller, sein

ehemaliger Schüler, kam, ein willkommener Gast, und Mill zeigte dieselbe treue Freundschaft wie früher. Leigh Hunts warme Liebenswürdigkeit schmolz selbst das dreifache Erz, das Carlyle um seine Brust gelegt; durch ihn wurde John Sterling mit Carlyle bekannt und bald innig befreundet. In Sterling fand Carlyle treue Anhänglichkeit, grosse aber nicht kritiklose Bewunderung für seine Arbeiten und eine reine unendlich rührende Hingabe an alles Grosse und Schöne, das die Seele des begabten jungen Mannes berührte. Doch war die Liebe Carlyles zu Sterling schon damals mit ängstlicher Sorge gemischt. Er glaubte, dass Sterlings weichere Natur nicht die Kraft haben würde, sich selber den Weg zur Freiheit zu bahnen, den Carlyle unter so vielen Mühen gefunden hatte. Zu viel Aesthetik, zu wenig Thatkraft — das waren die Klippen, die gefahrdrohend auf der Lebensbahn des Jünglings emporragten.

Seine eigene Arbeit richtete Carlyle nach einigem Schwanken — er dachte zeitweise daran, ein Leben Luthers zu schreiben — auf die Darstellung der französischen Revolution. Er wollte mit diesem Buche sich seinen Platz in der englischen Litteratur erringen, er wollte zeigen, dass er nicht nur ein deutscher Mystiker sei oder vielmehr, dass diese deutsche Mystik die wirklichen Vorgänge klar und deutlich erkennen liesse, dass sie kein Schleier sei, hinter dem die Thatsachen verschwinden, sondern ein Prinzip, nach dem sie sich ordnen. Carlyle hat häufig selber gesagt, dass er zu keinem Berufe weniger tauge als zu dem des Schriftstellers. Das ist keine allgemeine Bescheidenheitsphrase, zu welcher er sich niemals herbeigelassen hätte, sondern ein Ausdruck innerster Ueberzeugung, mit viel Wahrheit darin; nur müssen wir ihn nicht auf die Arbeit, sondern auf den Arbeiter beziehen. Das bekannte Sokratische Gleichnis von den Geburtswehen, die jedes geistige Erzeugnis notwendigerweise begleiten, gilt für niemand mehr als für Carlyle. Wo

ihn nicht feurige Entrüstung drängte, seine Rede wie einen Strom geschmolzenen Erzes aus seinem Innern zu ergiessen, war seine Arbeitsweise mühselig und freudlos bis zu einem unglaublichen Grade. Langsam, zögernd und tastend näherte er sich seinem Gegenstande, oder besser nahm der Gegenstand Besitz von seiner Seele. Dann beginnen Monate und Jahre ausgedehntester Untersuchung — nicht mit der fröhlichen Ruhe und heiteren Sorglosigkeit des Mannes, der sein gewohntes Tagewerk verrichtet, sondern in fieberhafter Unruhe unter unglaublicher Anstrengung aller geistigen Kräfte, wie sie ein Mensch macht, der bemüht ist, einem Albdruck sich zu entringen. Nicht das kleinste Detail wird auf Treue und Glauben hingenommen, oft vergehen Tage, bis ein Datum festgestellt, der genaue Wortlaut eines Ausspruches gegeben werden kann; und in dieser ganzen Zeit kommen immer wieder erneute Anfälle von Verzweiflung, die die Arbeit nicht unterbrechen dürfen, aber stark genug sind, sie zur täglichen Qual zu machen. In solcher Zeit pflegte Carlyle kaum irgendwelche Notizen aufzuzeichnen; auf sein ungeheures Gedächtnis vertrauend ordnete er im Geist das ganze Gefüge, und erst wenn dieser Bau vollständig beendet war, wenn jedes Einzelste sich in die Idee des Ganzen eingefügt hatte, begann die Niederschrift. Und dann wurde mit verdoppeltem Eifer und auch verdoppelter Qual gearbeitet, bis der Sieg erfochten und der Sieger bis zum Tode gepeinigt und erschöpft war. Es brauchte lange Zeit, ehe sich Carlyle daran gewöhnen konnte, ein abgeschlossenes Stück Arbeit mit einem andern Gefühl als dem der Erinnerung an die überstandene Qual zu betrachten.

Nur wer sich dies gegenwärtig hält, kann verstehen, wie schwer Carlyle durch die Schreckensnachricht getroffen wurde, die ihm Mill gegen Ende seines ersten Jahres in London (1834) überbringen musste. Carlyle hatte ihm das Manuskript seines ersten Bandes der fran-

zösischen Revolution geliehen; Mill hatte das Manuskript einer befreundeten Dame weitergegeben, und bei dieser war der grösste Teil zum Anzünden des Feuers verwendet worden. Mill war ausser sich; Carlyle suchte ihn zu beruhigen, und als er endlich gegangen war, sagte Carlyle zu seiner Frau nur: „Der arme Bursche, der Mill, ist schrecklich mitgenommen; wir müssen unser Bestes thun, dass er nicht merkt, wie schwer die Sache uns trifft.“ Es blieb nichts übrig, als die Arbeit noch einmal zu machen, und an diese Wochen konnte Carlyle bis an sein Lebensende nur mit Entsetzen denken. Mit rührenden Worten sprach er später davon, wie nur das Mitgefühl, der sanfte Trost seiner Frau es ihm ermöglicht hätten, diese Zeit zu überstehen. Endlich konnte er in seiner Arbeit fortfahren, und es kam ein Abend im Januar 1837, wo er zu seiner Frau sagen durfte: „Nun ist es fertig, und nun können sie es unter ihre Füsse oder Hufe treten, doch haben sie in den letzten hundert Jahren kein Buch bekommen, das so unmittelbar aus der glühenden Seele eines Menschen geboren ward.“

Die Prophezeiung von Frau Carlyle, dass es so schlimm nicht sein würde, erfüllte sich. Freilich ein grosser pekuniärer Erfolg wurde vorläufig durch das Buch nicht errungen, aber es rückte für die Kenner Carlyle in die erste Linie der Schriftsteller seiner Zeit. Man muss nicht vergessen, dass in dem damaligen England Litteratur und Geschichte weit enger verbunden waren, als dies bei uns und im heutigen England der Fall ist. Dies erklärt einen für uns auffallenden Mangel in Carlyles Französischer Revolution. Sie ist lediglich aus gedrucktem in England zugänglichem Material entstanden. Eigentliche Quellenuntersuchung, Verwertung ungedruckter Aktenstücke, wie sie Sybels Werk so wertvoll machen, fehlt hier vollständig. Aber es war auch nicht Carlyles Plan, die diplomatischen Beziehungen, für welche derartige Studien unerlässlich sind, in den Vordergrund seiner Darstellung zu rücken.

Er wollte das Schwergewicht seines Buches auf die Schilderung des bald zum Wahnsinn gereizten, bald zum überschwänglichsten Enthusiasmus erhobenen Pariser Volkes legen, und dies ist ihm gelungen wie keinem vor ihm oder nach ihm. Ein mächtiges Drama ohne einzelnen Helden aber voll Handlung, Kraft und Leidenschaft — so rollen diese einzelnen Scenen an uns vorüber, und der Ton erhabener Ironie, der mitunter angeschlagen wird, erhöht den Eindruck tiefster Tragik, den das Buch als Ganzes macht. Wir verstehen vollständig, dass der berühmte Philosoph, Sir William Hamilton, das neu erschienene Buch zur Hand nahm und von ihm festgehalten wurde wie Coleridges Hochzeitsgast, bis er seine Geschichte zu Ende gehört hatte.

Es ist nicht zu leugnen, dass die pekuniäre Lage des Haushaltes in Cheyne Row in diesen Jahren schwierig genug war. Wie schwierig, davon bekam wohl niemand, auch unter den häufigsten Besuchern, eine Ahnung. Frau Carlyle hatte die den Schotten eigentümliche Art, aus wenig viel zu machen. Nicht, indem sie irgend welchen billigen Luxus nach irischer Art trieb, sondern indem sie das ganze Hauswesen so einfach und in dieser Einfachheit so reichlich ausstattete, dass niemand sagen konnte, ob er in ein reiches oder in ein armes Haus getreten sei. Alles in der Einrichtung bis herab zum Schlafrock Carlyles vom besten Material, das zu haben war, aber alles darauf berechnet, eine Ewigkeit zu dauern. Die Aufnahme der Gäste immer einfach aber immer mit Geschmack angeordnet und mit würdiger Höflichkeit dargeboten. Vor allem jedoch kein falscher Stolz im Verkehr mit Wohlhabenden; kein schäbiger Versuch, mit der Lebenshaltung ihrer Gäste zu wetteifern, das eigene wirtschaftliche Niveau zu verlassen, ohne doch das höhere erreichen zu können. Wenn es jemals Menschen gegeben hat, für die Thackerays Snob keine beherzigenswerte Lehre mehr enthält, so sind es Carlyle und seine Frau gewesen. Und hierin

darf man einen stillen aber mächtigen Einfluss der Frau auf den Mann sehen, denn Carlyle war nicht immer frei von einer eigentümlichen Art von Menschenfurcht, der Art, wie sie häufig bei Männern, die sich selber zu einer freieren geistigen Haltung emporgekämpft haben, vorkommt. Im Verkehr mit sozial Höherstehenden zeigte er in seinen früheren Jahren leicht Ueberhebung und zu gleicher Zeit Misstrauen, die ihn zu keiner ruhigen Haltung kommen liessen. Man kann verfolgen, wie dies nach seiner Verheiratung allmählich anders und besser wird, und es ist nicht nur der äussere Erfolg, der ihn zu dieser ruhigeren und würdigeren Haltung brachte, sondern in dem täglichen Verkehr mit seiner Frau, die in ihrer edlen Einfachheit „eine wirkliche Dame" (a real lady) war und mit demselben ruhigen Anstand in einem Königsschloss wie in einer schottischen Hütte sich bewegt hätte, fielen auch von Carlyle diese Schlacken ab. Es stellte sich bei ihm jene sichere freundliche Höflichkeit ein, die er bei Johnson bewunderte, und die auf die Ueberzeugung zurückgeht, dass der sie übende Mensch auch in gesellschaftlicher Beziehung seinen Mittelpunkt in sich selbst gefunden hat und ihn ohne Hochmut oder Unterwürfigkeit zu behaupten weiss.

So blieb im wesentlichen das Leben in Cheyne Row dasselbe in den Zeiten der Not wie in den späteren des Erfolges und des Wohlstandes. Aber in diesen schweren Jahren wurde Carlyle in der That zum ersten und einzigen mal in seinem Leben genötigt, eine Thätigkeit auszuüben zu dem ausgesprochenen Zweck, Brot für seinen Haushalt zu schaffen. Zwar ein Anerbieten des Vaters seines Freundes Sterling, Mitarbeiter an der Times zu werden, lehnte er ohne weiteres ab, weil eine derartige Beschäftigung ihm keine Zeit zu eigener Thätigkeit gelassen und ihn in den Dienst einer Partei gestellt haben würde; auch einen Vorschlag seines treuen Freundes Emerson, in den Vereinigten Staaten Vorträge zu halten, konnte

er nicht annehmen, aber dieser Vorschlag legte den Freunden seines Hauses, namentlich Miss Harriet Martineau und Miss Wilson, den Gedanken nahe, dass er etwas ähnliches in London versuchen sollte.

So entschloss sich denn Carlyle von 1837 bis 1840 alljährlich einen Kursus von Vorlesungen zu halten, von denen er nur den letzten über Helden und Heldenverehrung des Drucks für wert erachtet hat. Für die übrigen, über deutsche Litteratur, über allgemeine Geschichte der Litteratur und über die Französische Revolution sind wir auf Zeitungsberichte angewiesen. Dass der dritte Kursus nichts wesentlich neues bringen konnte, ist selbstverständlich. Der Verlust des ersten wird durch Carlyles Essay über denselben Gegenstand einigermassen ausgeglichen; bedauerlich bleibt es indessen, dass Carlyles Darstellung der griechischen Litteratur im zweiten Kursus nicht erhalten geblieben ist. Der Erfolg dieser Vorlesungen, über die Carlyle selber ein sehr abschätziges Urteil fällte: „eine Mischung von Propheten- und Schauspielertum", war sehr gross und nach den kurzen Zeitungsberichten durchaus nicht unverdient. Die geistvolle und vornehme Gesellschaft, die seinen Zuhörerkreis bildete, fühlte instinktiv heraus, dass hier ein Mann vor ihr stünde mit völlig neuen Ansichten, mit tief gegründeter Ueberzeugung, mit dem festen Willen, für diese Ueberzeugung einzustehen und dafür zu kämpfen, eine moralische Kraft erster Ordnung, die in jedem Wort sich auszudrücken bestrebt war.

Wir verdanken diesen Vorlesungen auch eine Schilderung von Carlyles Persönlichkeit, die hier ihren Platz finden mag. „Da stand eine hagere Gestalt nur einen Zoll unter sechs Fuss mit langem aber massivem Schädel, der kleiner aussah, als er wirklich war; ein gefurchtes Gesicht mit einer Stirn so abschüssig wie eine niedrige Klippe, die sich über den tiefliegenden Augen wölbte, welche gross und durchdringend in einer Mischfarbe zwischen blau und dunkelgrau in Feuer erstrahlten. Seine Lippen fest aber

beweglich, durchaus nicht ungütig; sein Haar dunkel, kurz und dicht, nicht gelockt aber in langen Wellen wie Strandgras, das von der Meeresflut bewegt wird. Seine Gesichtsfarbe rötlich mit galligem Unterton oder gallig mit rötlichem Unterton je nach Stimmung und Gelegenheit." *)

Nach einem ersten Versuch, die Vorträge auszuarbeiten, erkannte Carlyle, dass es ihm unmöglich sein würde, auf diese Weise zu sprechen, und nach langer, mühsamer Vorbereitung überliess er sich auf dem Katheder der Eingebung des Augenblicks. In seinem breiten Annandaler Dialekt überschüttete er seine Zuhörer mit einem nicht enden wollenden Erguss von Thatsachen, Beobachtungen, Kritik und Satire, der so lange dauerte, bis der Redner vollständig erschöpft war, und sein Schweigen die Zuhörer wiederum zu Atem und Besinnung kommen liess. Die charakteristischen Züge seiner Art zu sprechen sind auch in der Umarbeitung in dem Buch über Helden und Heldenverehrung deutlich erkennbar. Dass aber diese wie jede andere Art von öffentlichem Auftreten Carlyle widerwärtig war, lässt sich daraus ersehen, dass, sobald seine pekuniären Verhältnisse günstiger wurden (was mit dem Tod seiner Schwiegermutter 1842 der Fall war), er diese Vorträge aufgab und nur noch einmal in seinem langen späteren Leben bei hochbedeutender Gelegenheit das Katheder bestiegen hat.

Das Werk über die französische Revolution hatte auch den Erfolg gehabt, dass sich die Augen des Publikums mehr auf ihren Autor richteten, als dies vorher der Fall war. In Amerika hatte Emerson bereits früher eine Buch-Ausgabe des Sartor Resartus veranstaltet, er that dasselbe, und jetzt mit besserem Erfolg, mit einer Sammlung der Essays, beides eine willkommene Hilfe für Carlyle. Eine englische Buch-Ausgabe des Sartor Resartus folgte und bald auch die erste Sammlung der Essays, die nunmehr aus den

*) Carlyle von Richard Garnett. London 1887.

einzelnen Bänden der Zeitschriften zum Ganzen vereinigt ein vollständiges Bild der litterarischen Tendenzen Carlyles boten. Es ist dies notwendig zu berücksichtigen, will man den Eindruck würdigen, den Carlyles erste politische Flugschrift über Chartismus (1839) machte. Hier zum erstenmal trat Carlyle in bewussten und klaren Gegensatz zu allen politischen Parteien Englands. Der Chartismus, die erste mächtige, sozial-revolutionäre Bewegung, die England seit Jahrhunderten wieder erschütterte, war von allen Parteien missverstanden worden. Am härtesten betroffen waren die Whigs, die allen Ernstes gemeint hatten, dass mit der Durchführung der Wahlreform (1832) alle gerechten Gründe zur Unzufriedenheit aus der Welt geschafft seien. Aber fast ebenso gross war die Ueberraschung für die Radikalen, die im wesentlichen in immer weitergehender Uebertragung politischer Rechte auf die Masse des Volkes das Palliativmittel für alle Uebelstände suchten und meinten, dass für die ökonomische Lage der Arbeiter durch die Abschaffung der Kornzölle in ausgiebigster Weise gesorgt sein werde. Der Eindruck, den die Stimme eines einzelnen Mannes, wie Carlyle es war, machte, ist gerade darauf zurückzuführen, dass er stets so ängstlich bemüht gewesen war, keiner Partei tributpflichtig zu werden. Hier fühlte ein jeder, dass ein Mann redete, nicht von irgend einer „Plattform“ herab, sondern lediglich getrieben von dem Wunsch, die Dinge zu sehen und das Gesehene andern verständlich zu machen. Niemand sonst hatte den Versuch gemacht, den Chartismus als soziales Symptom zu begreifen und, ganz abgesehen von seiner Thorheit oder Weisheit, ihn als Thatsache aufzufassen, deren Gründe ihre Berechtigung behalten mussten, auch wenn ihre lauten Aeusserungen nach dem Willen der Tories durch Kartätschenschüsse, nach dem der Whigs durch Polizeiknüppel oder nach dem der Radikalen durch rosenfarbenen Anstrich dem Anblick entzogen worden wären. Freilich war die Folge dieser frei-

mütigen Aeusserungen die Lösung einiger Beziehungen, auf die Carlyle persönlich Wert legte. Sein Verhältnis zu Mill ist nie wieder das alte, herzliche geworden. Es trat keine Feindschaft zwischen den beiden Männern ein, aber beide sahen sich mit trauernden Herzen auf dem Punkte angelangt, wo ihre Lebenswege notwendig auseinander gehen mussten.

Zur Zeit dieser schnell entworfenen und schnell ausgeführten Gelegenheitsschrift stand Carlyle bereits unter dem Einfluss eines zweiten grossen historischen Werkes, das danach verlangte, aus ihm geboren zu werden. Es war „Oliver Cromwell und seine Zeit", die er wieder zu beleben trachtete. Wieder vergingen einige Jahre schweigender Arbeit; wieder erhob sich Gestalt auf Gestalt der vergangenen Zeit zu anschaulicher Klarheit, aber die Idee, die das Ganze zusammenfassen und gestalten sollte, blieb aus; es würde ein Buch von hohem historischen Wert, aber kein Kunstwerk geworden sein. Wir haben durch eine neuere Publikation*) aus Carlyles Nachlass einen dankenswerten Einblick in die Art erhalten, wie Carlyle es vermochte, diese Schwierigkeit zu überwinden. Die Charakteristik der einzelnen Männer, die Schilderung bedeutsamer Vorgänge ist mit aller Kürze, skizzenhaft und doch mit staunenswerter Anschaulichkeit entworfen. Aber gerade, weil der Zeit vor Cromwell eine einzelne beherrschende Persönlichkeit fehlte, die einen Mittelpunkt hätte abgeben können, und andererseits Persönlichkeiten wie Hampden u. s. w. doch wieder zu bedeutend waren, um lediglich als flüchtige Momente eines grossen historischen Prozesses aufgefasst zu werden, so musste der Versuch Carlyles, eine gesammte Darstellung der englischen Revolution zu schreiben, notwendig fruchtlos bleiben. Endlich, überwältigt von Nervosität und Ueberdruss an der Arbeit, entschloss er sich, lediglich die Briefe und Reden Crom-

*) Historical Sketches by Th. Carlyle. Edited by Alexander Carlyle, London 1899.

wells mit kurzen Erläuterungen versehen als Vorarbeit zu dem grösseren Werk in chronologischer Reihenfolge zu sammeln. Als es geschehen, sah er mit Erstaunen, dass dies die eigentliche Arbeit war, die ihn so lange gequält, dass er gerade damit dem englischen Volk das authentische Bild von Cromwell gegeben habe. Das ist auch mit aller Treue geschehen. Carlyle konnte gar nichts Besseres thun, als diese einfache und grosse Seele selber sprechen zu lassen und nur die bescheidenen und doch so mühsamen Dienste eines Interpreten für seine eigene Zeit zu übernehmen. In dieser grossartigen Einfachheit der Anlage, in dieser begeisterten Verehrung, mit der jedoch Carlyle selber nur so weit hervortritt, als es die Erläuterung der Zeitverhältnisse unbedingt notwendig macht, liegt der eigentliche Zauber, den das Buch noch heute ausübt.

Es ist vielfach aufgefallen, dass Carlyle bei Gelegenheit der zweiten Auflage von „Cromwells Briefen und Reden" das Opfer einer plumpen Mystifikation wurde und ungefähr zwanzig gefälschte Briefe von Cromwell, nach dem Falsifikator die „Squire's Letters" genannt, in seine Sammlung aufnahm. Der Grund dafür ist der schon vorher angegebene; Carlyle war kein Mann für zweite Auflagen. So sorgfältig er für die erste Ausarbeitung alles Material verglich und sichtete, so hassenswert war ihm die Beschäftigung mit dem einmal abgeschlossenen Werk; es erneuerte in ihm das Andenken an die vergangenen Qualen, und er suchte so rasch wie möglich damit fertig zu werden. Hätten ihm die Falsifikate vor der ersten Auflage vorgelegen, er würde zweifellos ihrem Verfasser ein schweres Verhängnis bereitet haben; die zweite Auflage fand ihn müde.

In dieser Zeit treten zwei neue Gestalten in den Freundeskreis des Carlyle'schen Hauses: Dickens und Mazzini. Dickens verübelte Carlyle eine beissende Bemerkung über den begeisterten Empfang, den „Schnüspel,

der gefeierte Romanschriftsteller" in Amerika gefunden hatte, nicht, und wurde dafür mit unendlicher Anregung für seine dichterische Thätigkeit belohnt. Man braucht z. B. nur „Zwei Städte" mit der „Französischen Revolution" oder den Besuch Copperfields im Gefängnis mit dem Kapitel über „Mustergefängnisse" in den Flugschriften zu vergleichen, um den grossen Einfluss Carlyles auf Dickens zu würdigen. Ob der ästhetische Wert der Dichtungen Dickens' durch die Einfügung einer Polemik gegen soziale Missstände gewonnen hat, ist zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist es, dass die Gedanken Carlyles durch die mächtige Popularität Dickens' in Kreise drangen, wohin sie sonst wohl kaum gelangt wären, und so Unzählige, die kein Wort aus der Feder Carlyles gelesen hatten, zu dem Entschlusse brachten, diese Missstände abzustellen. Sehr eigentümlich war das Verhältnis Carlyles zu Mazzini, dem Märtyrer für die Freiheit Italiens. Seine edle Begeisterungsfähigkeit, das tiefe und starke Gefühl für alles Gute und Edle zogen Carlyle mächtig an. Und doch konnte es zu einem wirklich intimen Verhältnis, wie es zwischen Frau Carlyle und Mazzini sich anbahnte, bei Carlyle selbst nicht kommen. Carlyles strenger schottischer Wahrheitsliebe war nun einmal jene Hinneigung zur prachtvollen Phrase, welche allen Romanen eigentümlich ist, unerträglich. Die Abneigung Goethes gegen alle „Schwärmerei" war auf Carlyle vollständig übergegangen. Vor allem erschien es ihm wie ein Mangel an historischem Sinn, wenn Mazzini glaubte, durch einen glücklichen politischen Handstreich Italien seine frühere weltbeherrschende Stellung wiedergeben zu können. Als aber die englische Regierung sich hinreissen liess, Mazzinis Briefe auf der Post zu eröffnen, da war es Carlyle, der Zeugnis ablegte für die sittliche Lauterkeit und ehrenhafte Gesinnung seines Freundes und einen Sturm der Entrüstung in England entfachte, der die Wiederkehr solcher Uebergriffe bis zum heutigen Tage unmöglich gemacht hat.

Ein anderer Freundschaftsdienst Carlyles galt einem Toten. Im Jahre 1844 war John Sterling aus dem Leben geschieden; ein verdienstvoller Geistlicher, Hare, hatte es unternommen, die Biographie Sterlings zu schreiben und hatte dabei das Hauptgewicht auf die kurze Zeit gelegt, in der Sterling als Vikar in Herstmonceux thätig war. Dies bedeutete für Carlyle eine Verkennung des eigentlichen Lebensinhalts seines Freundes, und in seiner musterhaften Biographie (1851) gab er nicht nur die geistige Entwickelungsgeschichte Sterlings, sondern er setzte sie auch, wie es seine Art war, in engste Beziehung zu den geistigen Tendenzen seines Zeitalters überhaupt. Sein Thema erweiterte sich zu der Frage: Welchen geistigen Beruf kann in unserer Zeit eine wahrheitsuchende Seele sich wählen, ohne an ihrem Heil Schaden zu leiden? Er erkannte als das schlimmste Zeichen unserer Zeit, dass gerade die Edelsten in diesem Beruf, die es mit sich und ihrem Leben ernst nehmen, in Gefahr sind, niemals zur vollen Bethätigung ihrer geistigen Anlagen zu gelangen. Das „Leben Sterlings" ist für die geistig Arbeitenden ein ähnlich prophetisches Buch über die Schäden unserer Zeit geworden, wie es der „Chartismus" für die körperlich Arbeitenden gewesen war.

Etwas früher, (1847), fällt der zweite Besuch Emersons in England. Die Korrespondenz beider Männer, die wertvollste in der reichen Sammlung von Briefen, die wir von Carlyle besitzen, hatte die Jahre der Trennung überdauert und die geistige Gemeinschaft Beider rege erhalten. Und doch begannen nun die ersten Anzeichen, dass die vollständige geistige Harmonie, die früher ihnen so wertvoll gewesen war, nicht mehr bestand. Wir haben gesehen, dass ein scharfer Einschnitt in Carlyles geistigen Interessen die Zeit von Craigenputtock und London von einander trennt. Emerson war und blieb der Freund der früheren Tage Carlyles. In seinen Schriften können wir vielleicht am besten sehen,

wie sich die Gedankenwelt Carlyles gestaltet hätte, wenn er auf den früheren Wegen fortgeschritten wäre: Immer feiner, immer mehr dem Tagesleben abgewendet, in immer reineren Höhen des Gedankens sich bewegend, verschloss Emerson sein empfindliches Auge den widerwärtigen Gestalten des Tages. Carlyle mochte diese Entwickelung des Freundes mit stiller Wehmut betrachten, aber sein Los war anders gefallen. Er fühlte sich als der Arzt der kranken Zeit, und er musste seinen Blick nicht ohne tiefes Mitleid aber unerbittlich auf die Geschwüre richten, die der soziale Körper zeigte. Nicht mehr als einen Mitstrebenden, sondern als eine unendlich rührende Erinnerung an eine vergangene und schönere Zeit begrüsste er den Freund. Diese Veränderung in den Lebenszielen Carlyles wird ganz deutlich durch den Wert, den er auf die Bekanntschaft mit dem einzigen englischen Staatsmann legte, für den er aufrichtige Bewunderung hegte, Sir Robert Peel. In seiner litterarischen Epoche würde er diese Bekanntschaft kaum gesucht haben, jetzt aber war es ihm wertvoll, den Mann kennen zu lernen, der es vermocht hatte, die Vorurteile seiner Partei durch die lebendigen Thatsachen zum Schweigen zu bringen und selber die Aufhebung der Kornzölle durchzusetzen, der er sich früher mit aller Macht entgegengestemmt hatte. Carlyle betrachtete Peel als den Träger der Hoffnung Englands, und erschütternd ist der Ausdruck der Trauer, den er nach dem Tode des verehrten Mannes fand. Es schien sogar für einige Zeit, als sollte sich sein Pessimismus zur völligen Verzweiflung verdichten.

Die Zeit verhältnismässiger Ruhe, die für Carlyle mit der Vollendung seines Buches über Cromwell eingetreten war, hatte eine für ihn wertvolle Bekanntschaft, die mit Lord und Lady Ashburton, gebracht, die in der Folge einen immer grösseren Platz in seinem Leben einnehmen sollte; wertvoll auch deshalb für ihn, weil er hier zum erstenmal mit Mitgliedern der englischen Ari-

stokratie in persönliche Berührung kam, die er in der Zeit seines politischen Radikalismus ohne genauere Sachkenntnis herzlich verachtet und gehasst hatte. Auch hier zeigte er, dass er weit entfernt war, der Phrase — und sei es auch der eigenen Phrase — Einfluss auf sein Denken zu geben, dass er stets bereit war, sachlich ein Urteil zu begründen und, wenn nötig, zu verändern. So fand er denn in diesen Menschen viele edle und gute Eigenschaften, die gerade an seine Wertschätzung besonders stark sich wandten. Ein schweigender Heroismus der Lebensführung, der entschlossen war, auf die vielen Stimmen des Hasses und der Verachtung durch Thaten edler einfacher Güte zu antworten, die meist verborgen blieben; ein reges Interesse für alle guten und grossen Gedanken, die ihnen entgegentraten; ein rührender Verzicht auf ein handelndes Leben, das die Zeitumstände unmöglich gemacht hatten — alles dieses musste Carlyle mächtig bewegen und ihm, dem rastlos Suchenden, als wertvollstes Vorzeichen einer besseren Zukunft erscheinen, die es verstehen würde, diese edeln Kräfte wieder nutzbar zu machen.

Doch diese Ferientage sollten nicht immer dauern. Carlyle war ausser Stande, ohne eine ihn ganz ausfüllende Arbeit zu leben, obwohl er wusste, dass sein Leben während der Arbeit eine beständige Qual war. Immer deutlicher erschienen vor seinem geistigen Auge die Umrisse seines dritten grossen historischen Werkes: „Die Geschichte Friedrichs des Grossen". Nach der ersten vorläufigen Orientierung entschloss er sich, das Projekt seiner Jugendzeit, die Reise nach Deutschland, nunmehr auszuführen. Wie ganz anders hatte er sich damals diesen Besuch, an dem sein Herz hing, ausgemalt! Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sehnte er sich. Jetzt war der Magnet, der ihn so mächtig nach Deutschland gezogen, nicht mehr vorhanden, und nur die wehmütige Freude, die Stätte zu sehen, wo

einst sein geistiger Führer geweilt, erinnerte an die vergangene Zeit. Den einzigen Ueberlebenden nur jener grossen Zeit, Ludwig Tieck, konnte Carlyle aufsuchen und sich seines geistvollen Gesichts und seiner beredten Sprache erfreuen. Ebenso wertvoll war für ihn der Besuch der Wartburg, wo einer der besten Helden des menschlichen Geschlechts, Martin Luther, gelebt und authentisch mit dem Teufel gekämpft hatte.

Im übrigen geben seine Briefe kein erfreuliches Bild von dieser Reise. Trotz der aufopfernden Fürsorge seines Reisebegleiters Neuberg, (desselben, der zuerst Carlyle in deutscher Uebersetzung unserem Volke zugänglich machen sollte), hatte er ein vollgeschüttelt Mass der Unannehmlichkeiten zu ertragen, die mit Reisen in fremden Ländern notwendig verbunden sind, und kein noch so warmer Verehrer Carlyles kann in Abrede stellen, dass er in derartigen Fällen Unbequemlichkeiten gegenüber fast wehrlos war. Dauernde Schlaflosigkeit, die Rückkehr seines alten Magenübels unter dem Einfluss der ungewohnten Kost machten ihm die Tage in Berlin zur Hölle, und so war es ein Glück für ihn, dass er nach eiliger Erledigung seiner Geschäfte wieder zu seiner gewohnten Lebensführung zurückkehren konnte. Seine Frau hatte in der Zeit seiner Abwesenheit einen Plan ausgeführt, der ebenso ihre rührende Fürsorge für das Wohlbefinden Carlyles wie ihre Unfähigkeit erkennen lässt, die eigentlichen Gründe seiner Klagen zu beurteilen: das ganze obere Stockwerk des Hauses war in ein einziges grosses Bibliotheks- und Arbeitszimmer mit Oberlicht und doppelten Wänden verwandelt worden, um ihm Ruhe vor jedem störenden Geräusch zu verschaffen. Wären die Gründe zu dauernden Klagen wirklich die gewesen, die er angab, Krähen von Hähnen, Geräusche, störende Besuche, so wäre das Mittel vorzüglich gewesen. Aber in Wahrheit waren es innere, nicht durch äussere Mittel zu beseitigende Ursachen, die

ihn geistig und damit körperlich quälten. Der Versuch, Totes zu beleben, muss heute wie zur Zeit des Odysseus mit lebendigem Blut bezahlt werden, nur dass der Beschwörer heute selbst das Opfertier ist, das sein Herzblut darangeben muss, um die Schatten zum Reden zu bringen. Wie alle nervösen Menschen verlegte Carlyle die Gründe seines Leidens nach aussen, während sie doch in ihm selber lagen. Bis „Friedrich der Grosse" fertig war, konnte es keine Ruhe für den gequälten Mann geben.

In diese Zeit fällt der Tod seiner Mutter (1853). Für ihn bedeutete dieser Verlust eine unendliche Vertiefung der trostlosen Stimmung, die sein steter Begleiter in diesen Jahren war. Er verdankte seiner Mutter nicht nur sein leibliches Dasein, sondern in den schwersten Zeiten war ihr verstehendes Mitgefühl oft der einzige Stern gewesen, der in seine Lebensnacht hineinschien. Nun war auch dieses Band gelöst, das ihn sichtbar mit seinem früheren Leben verknüpfte; ein Herz, das in treuer Liebe für ihn geschlagen hatte, war tot und still geworden. Immer mehr lenkten sich seine Gedanken auf die Vergangenheit; vielleicht zu sehr erschien ihm, was das Leben noch bringen konnte, als schal und bedeutungslos. Es lag in dieser Trauer allerdings ein Moment des Egoismus, für das er späterhin schwere Busse zahlen sollte.

Die Grundstimmung, die sich schon in seinen „Flugschriften aus elfter Stunde" (Latter-day Pamphlets) gezeigt hatte, wuchs mit jedem Jahr. Sie waren der Ausdruck der feurigen Entrüstung gewesen, mit der er die Summe der gesammten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände zog. Wie er sich früher dem mechanisierten Weltall gegenüber in Trotz und Hass anfgelehnt hatte, so geschah es hier der mechanisierten Gesellschaft gegenüber. Stylistisch hat Carlyle wohl niemals besseres geleistet. Alle Register, die ihm zur Verfügung standen, vom ergreifendsten Pathos bis zur

skurrilsten Satire werden mit Meisterhand gezogen. Immer an das Alltägliche, jedem Bekannte anknüpfend, immer aufsteigend zu den letzten Prinzipien menschlichen Wissens, zu dem ewigen Unterschied von Gut und Böse, konnte Carlyle hier nicht ängstlich darauf bedacht sein, ob er etwa wohlmeinenden und liebenswerten Gemütern Anstoss gäbe oder nicht. Es kam ihm darauf an, zu zeigen, dass selbst an sich vorzügliche Eigenschaften in dieser Zeit der allgemeinen Heuchelei in grinsende Larven sich verwandeln; dass eine wirkliche Menschenliebe, die auf Gerechtigkeit und nicht auf unklare Sympathien sich gründet, in dieser Zeit der Scheinheiligkeit unmöglich geworden sei; dass im Gegenteil nach dem Satz, „dass das Schlechteste die Verderbnis des Besten ist", gerade die humanitären Bestrebungen der Gegenwart unsere Zeit als ganz besonders widerwärtig erkennen lassen. Es ist eine Busspredigt im Stile der Propheten, die uns hier vorliegt.

Aber schon reifte eine neue Generation heran, welche diese Worte begierig einsog und entschlossen war, sich von ihnen leiten zu lassen. Immer häufiger wurden die Briefe, die um Rat und geistigen Beistand flehend ihren Weg in das stille Arbeitszimmer Carlyles fanden, und für deren liebevolle und eingehende Beantwortung der überarbeitete Mann immer Zeit und Musse hatte. Er begann die Segnungen eines thätigen Lebens zu merken, wie dies einst bei Goethe der Fall gewesen war. Er hatte nicht umsonst gearbeitet; was ihm bei seiner eigenen Generation nicht gelungen war, sollte ihm von der nun heranwachsenden entgegengebracht werden, nämlich das Zeugnis, dass er es vermocht hatte, menschliche Gemüter in ihrer Lebensgestaltung entscheidend zu beeinflussen. Nun begann sich auch durch jahrelange stumme Arbeit die Last zu verringern, die er so standhaft und treu getragen hatte. 1858 erschienen die ersten zwei Bände Friedrichs des Grossen; in demselben Jahre wurde noch einmal eine Reise nach Deutschland gewagt, um die

Schlachtfelder der schlesischen Kriege durch Augenschein kennen zu lernen; endlich 1865 erschien der letzte Band, und das Werk, an dessen Vollendung Carlyle oftmals verzweifelt hatte, war nun abgeschlossen. Es war keine siegesfreudige Stimmung, in der er und seine Frau auf das Geleistete und auf den grossen öffentlichen Erfolg des Buches zurückblickten. Beide wussten nur zu gut, dass diese Arbeit ihr Leben so lange durchglüht hatte, bis es zur grauen Schlacke geworden war. Wie aus einem jahrelangen bösen Traum erwachend, fanden sie sich alt und müde, und kein Ruhm, keine Anerkennung konnte ihnen das Verlorene ersetzen.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Buches sein, Carlyle als Historiker zu würdigen. Vieles von dem, was er gesagt, ist durch spätere Forschung stark berichtigt worden, anderes konnte vielleicht schon zu seiner Zeit besser gemacht werden. Der auffallendste Mangel ist auch hier das Fehlen aller archivalischen Studien, auch der Stil ist — namentlich in den letzten Bänden — nicht so gut wie in den besten Büchern Carlyles. Die Satire Alexanders ist in dieser Hinsicht nicht ganz unbegründet. Namentlich zeigt sich die Vorliebe Carlyles, den einzelnen Personen feste und mitunter von einer Aeusserlichkeit hergenommene Spitznamen anzuhängen, die dann stereotyp wiederholt werden, in einer recht störenden Weise. Aber es darf darüber nicht vergessen werden, dass Carlyle es in der That möglich gemacht hat, ein wirkliches Bild seiner beiden Helden, Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Grossen, zu geben. Was wussten denn die Engländer seiner Zeit von Friedrich dem Grossen? Als Macaulay ein Gesetzbuch für Indien ausarbeiten wollte, holte er mit unendlichem Fleiss die juristische Litteratur aller Zeiten und Völker zusammen; dass es ein preussisches Landrecht gäbe, war ihm, dem Vielbelesenen, der selber über Friedrich den Grossen geschrieben hat, völlig unbekannt. An Stelle des Despoten, der schlecht die

Flöte spielte und noch schlechter französische Verse machte, trat nun die wahre Gestalt des ersten Dieners des Staates. Wie sehr wir Deutsche Carlyle für diese Schilderung dankbar sind, dafür zeugen die Uebersetzungen, die in tausenden von Exemplaren Verbreitung bei uns gefunden haben. Nach allen neueren Forschungen bleibt es doch dabei, dass das Bild, welches wir von dem grossen Könige vor Augen haben, von der Hand Carlyles gezeichnet ist, und dass wir alle Verbesserungen lediglich als Korrekturen in dieses Bild eintragen, ohne dass es die uns vertraut gewordenen Züge verlieren darf.

Sehr bald nach der Beendigung Friedrichs des Grossen sollte Carlyle durch eine öffentliche Kundgebung erfahren, dass er nicht vergebens zu seinem Volk gesprochen habe. Im Jahre 1865 wählten ihn die Studenten seiner alten Universität Edinburgh zu dem Ehrenamt des Rektors, eine Auszeichnung, die im Jahre vorher Gladstone zuteil geworden war, und die zu den höchsten gehört, zu denen ein Mann von politischer oder litterarischer Berühmtheit gelangen kann. Ja, diese Würde wird sogar höher geschätzt als der Ehrendoktor, den die englischen Universitäten von Oxford und Cambridge verleihen. Denn dieser ist das Zeugnis, das Männer ausstellen, die derselben Generation wie der also Geehrte angehören; die Wahl zum Rektor aber bedeutet, dass die Jugend gewillt ist, einem Manne zu danken, nach dessen Vorbild sie das eigene Leben zu führen gedenkt. Deshalb liess sich auch Carlyle bestimmen, das Amt anzunehmen, obwohl es ihm die Verpflichtung auferlegte, vor den versammelten Studenten eine Antrittsrede zu halten. Man mag bei Professor Tyndall, seinem treuen Begleiter auf dieser Fahrt, nachlesen, mit welcher Sorgfalt die Reise (März 1866) geplant werden musste, welcher Künste und Mittel es bedurfte, den Siebzigjährigen in gutem körperlichen und geistigen Zustand nach Edinburgh zu bringen. Wie immer bebte Carlyle vor dem Gedanken an ein öffentliches Auftreten zurück. Weit da-

von entfernt, eine ausgearbeitete Rede mitzubringen, konnte er kaum einige Notizen aufzeichnen, und als er der vielköpfigen Menge seiner Zuhörer gegenüberstand, da brauchte er auch diese Aufzeichnungen nicht mehr. Bilder der Vergangenheit, unendlich rührend und traurig, stiegen vor seinem geistigen Auge auf — waren es doch Söhne seines eigenen geliebten schottischen Volkes, wollten sie doch denselben Weg gehen, den er einst gegangen war — und so sprach er denn wie ein Patriarch zu seinem Volke, wie ein Vater zu seinen Kindern.

Die Rede hat später den Titel „Ueber die Wahl von Büchern" erhalten, welcher aber weit entfernt ist, ihren eigentlichen Inhalt zu umfassen. Vielleicht würde es besser sein, ihr Thema als „die Aufgabe der Universitäten" wiederzugeben, denn der Grundgedanke, wenn ein solcher überhaupt in einer derartigen Improvisation vorhanden ist, ist der, dass mit der Erfindung der Buchdruckerei die Aufgabe, die früher den Universitäten zufiel, die mündliche Ueberlieferung von Lernstoff, nunmehr überwunden sei; eine Universität, die heute noch ihr Ziel darin sucht, ist notwendig eine Negation der Thatsache des Bücherdrucks. Was früher die Universität war, ist heute die Bibliothek, aber damit ist den Universitätslehrern eine neue Aufgabe erwachsen, höher und wertvoller als die frühere. Sie sollen ihre Hörer lesen lehren, nicht dem Buchstaben sondern den Gedanken nach. Durch ihre Unterweisung sollen die Studenten eingeführt werden in den Zusammenhang der Entwickelung des Menschengeschlechts, in dem diese Bücher entstanden sind, und sie sollen lernen, sie zu lesen, nicht um sie gelesen zu haben, sondern um einen Einblick zu gewinnen in die grossen und edeln Seelen der Toten, denen wir diese Bücher verdanken. Dadurch soll auch die Lebensführung des Lernenden eine feste Richtung erhalten, die Universitätsjahre sollen entscheidend werden für das ganze spätere Leben. Gegenüber dem Tagesgeschwätz und der Tagesmeinung kann sich der Mensch

immer wieder zurechtfinden an den grossen Männern, die wirklich etwas geleistet haben, deren Worte Thaten gewesen sind, die fortdauern bis zum heutigen Tage. Ein Leben im Handeln — nicht in Worten — das ist es, worauf das Studium aller grossen Männer aufs eindringlichste hinweist. Das Wertvollste aber, was ein Student aus diesen Jahren seiner Lehrzeit mitnehmen kann, ist die Fähigkeit, Ehrfurcht zu empfinden. Und nun erzählte Carlyle in schlichter einfacher Weise, wie ihn in „Wilhelm Meister" der Erziehungsplan zu den drei Aeusserungen der Ehrfurcht ergriffen und ihn andauernd und nachhaltig für dieses lange Leben, das er nunmehr geführt, bestimmt habe. So ausgerüstet mag der Student die Universität verlassen. Es ist diese Ausrüstung vielleicht nicht zum äusseren Erfolg geeignet — denn der wird meistens einer ganz andern Klasse von Menschen zufallen — aber zu etwas Höherem als zu äusserem Erfolg, zu einem thätigen Leben, das sich im Zusammenhang mit der ewigen Ordnung der Dinge befindet.

Dass Carlyle den Weg zu den Herzen seiner Hörer gefunden hatte, zeigte die minutenlange lautlose Stille, die seinem Vortrag folgte, und die ihn mehr rührte, als der dann hervorbrechende donnernde Beifall. — Am glücklichsten aber war über diesen Erfolg Frau Carlyle, die mit dem Telegramm des treuen Tyndall in der Hand zu dem befreundeten Forster eilte, um ihn an ihrer Freude teilnehmen zu lassen. Es war die letzte grosse Freude ihres Lebens. Kurze Zeit darauf, am 21. April 1866, wurde sie bei einer Spazierfahrt in Hyde Park von einem Herzschlag getroffen, und der in Schottland weilende Carlyle eilte herbei, um der geliebten Toten nach ihrem Wunsch auf dem Kirchhof von Haddington an der Seite ihres Vaters die letzte Ruhestätte zu geben. Ihre Grabschrift, von Carlyle verfasst, lautet:*)

*) Nach der Uebersetzung von Thomas Fischer in seiner Lebensskizze Carlyles, die er der vorzüglichen Uebersetzung des Sartor Resartus vorausgeschickt hat.

„Hier ruht ebenfalls Jane Welsh Carlyle, die Gattin von Thomas Carlyle, Chelsea, London. Sie wurde geboren in Haddington am 14. Juli 1801 als das einzige Kind von John Welsh und seiner Frau Grace Welsh, Caplegill, Dumfriesshire. In ihrem lichten Dasein hatte sie mehr Kummer als gewöhnlich; aber auch eine sanfte Unüberwindlichkeit, eine Klarheit der Unterscheidung und eine edle Hingebung des Herzens, die selten sind. Vierzig Jahre lang war sie die treue und liebende Genossin ihres Gatten und hat ihn unermüdlich durch Wort und That gefördert, wie niemand anders es hätte thun können, in allem Würdigen, das er jemals vollbracht oder zu vollbringen strebte. Sie starb in London am 21. April 1866, ihm plötzlich entrissen und das Licht seines Lebens wie erloschen." *)

Gerne würde ich mit diesen einfachen und wahren Worten Carlyles die Darstellung des Verhältnisses zu seiner Frau abschliessen. Aber so dringend Schweigen am Platz wäre, so muss ich doch mit einigen Worten die unerquickliche Kontroverse berühren, die sich über das Verhältnis beider Gatten zu einander erhoben hat und noch immer fortdauert.

Nach dem Tode seiner Frau fasste Carlyle den Plan, ihre Briefe und Tagebücher zu ordnen, vielleicht um ihr ein litterarisches Denkmal zu setzen. Diese Arbeit erst machte ihn auf vieles aufmerksam, was in dem inneren Leben seiner Frau sich ereignet hatte, und was sie zu stolz gewesen war, selbst ihm gegenüber auszusprechen. Mit äusserster Bestürzuug sah er, dass sie häufig schwer gelitten hatte bei Anlässen, die er längst vergessen hatte, dass sie namentlich in den letzten Jahren sich gegenüber neueren Freunden zurückgesetzt und vereinsamt gefühlt hatte, dass hinter der ruhigen Aussenseite ihres Wesens,

*) „And the light of his life as if gone out", eine elliptische Wendung, die für Carlyle charakteristisch ist.

nur mitunter durch eine sarkastische Bemerkung sich andeutend, viele Betrübnis, viele grosse und kleine Schmerzen verborgen gewesen waren. Erschütternd ist seine Trauer und seine Reue, wie sie sich in kurzen Bemerkungen ausspricht, die verzweifelten Selbstanklagen, die er auf das eigene Haupt häuft, die leidenschaftliche Sehnsucht nur nach einer Spanne Zeit, worin er der Verstorbenen sagen könnte, wie sehr er sie geliebt habe.

Carlyle hinterliess das Manuskript seinem Freunde Froude zu beliebiger Verfügung, und dieser veröffentlichte es unmittelbar nach Carlyles Tod. Er war im Recht, denn es giebt kein anderes von einer Frau geschriebenes Buch, das uns so viel und so wertvolles über eine weibliche Seele zu sagen wüsste, als diese „Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle"; vielleicht gerade deshalb, weil die Schreiberin niemals an eine Veröffentlichung gedacht hat. Selbst die Briefe der Sévigné und die der Rahel können den Vergleich mit den besten Briefen von Jane Welsh Carlyle nicht aushalten. Aber das schöne Buch fand nicht das Publikum, welches es verdiente. Es wurde sofort von einem ganz einseitigen Standpunkt aus behandelt und als Material für die „Frauenfrage" benutzt, mit der es schlechthin nichts zu thun hat. Peinlich genau wurde abgewogen, wie gross die Schuld Carlyles in jedem einzelnen Fall sei, ob Frau Carlyle Recht gehabt habe, ihre Beschwerden vor dem Gatten zu verschweigen, ob sie unter anderen Verhältnissen glücklicher geworden wäre, und was des elenden Geschwätzes mehr war. Und darüber ging den Streitenden der erhebende Eindruck verloren, den dies Buch in jedem Unbefangenen erwecken wird. Das Leben jedes Menschen muss als Totalität aufgefasst werden und ist niemals eine Exemplifikation bestimmter Fragen. Noch weniger ist es thunlich, ein irgendwie bedeutsames Leben unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, ob mehr oder weniger Glück darin vorhanden war. Diese Frage war für Jane Welsh Carlyle wie für ihren Gatten im wesen-

losen Scheine geblieben. Sie hatte etwas anderes denn Glück vom Leben erwartet, als sie ihren Bund mit Carlyle schloss, und dieses andere — zu fühlen, dass sie Carlyle zur Ausbildung alles dessen verhelfen durfte, was die Natur in ihm angelegt hatte, — das hatte ihr das Schicksal im Ueberschwang zuteil werden lassen. Sie hatte ein tapferes, heldenmütiges Leben geführt, die Menschen, die mit ihr zusamenkamen, besser und nicht schlechter gemacht, und ihr Lohn war ein Hinscheiden nach lange zweifelhaftem und endlich errungenem Siege. Die Menschen, denen es gelingt, mit thätigster Wirksamkeit menschliches Glück zu vereinen, sind so seltene Ausnahmen, dass ihr Leben nicht vorbildlich für uns sein kann. Was Jane Welsh Carlyle gewollt und erreicht, ist ein edles Menschenlos und kann uns zum Vorbild dienen.

Kapitel 6.

Geschichtsphilosophie.

Wir haben das Leben Carlyles in London betrachtet und bei der Uebersicht über seine schriftstellerische Thätigkeit bemerkt, dass dauernd historische und sozialpolitische Probleme neben einander behandelt werden. Beide standen dabei nicht in gleicher Weise im Vordergrund seines Interesses. Man kann sagen, dass die sozialpolitischen Schriften Gelegenheitsschriften im Goetheschen Sinn waren, während die eigentliche lang andauernde Arbeit sich auf historischem Gebiet bewegte. Carlyle war eben der Ansicht, dass es nicht genüge, die gesellschaftlichen Zustände so wie sie uns in der Gegenwart vorliegen, zu studieren, sondern dass wir heute das Brot essen, zu dem frühere Zeiten das Korn gesät haben, dass mithin nur auf historischem Grunde sich das Verständnis der heutigen Zustände, erschliesst. Aber auch dieser Hinweis auf die Geschichte führte Carlyle mit Notwendigkeit weiter zu noch umfassenderen Problemen. Wie er es als Jüngling nicht vermocht hatte, sich mit den Ergebnissen der einzelnen Wissenschaften zu begnügen, bevor sie sich zum mechanischen System zusammengeschlossen hatten, so konnte er sich auch jetzt nicht mit einzelnen historischen Kenntnissen zufrieden geben, ohne dass er sich den Sinn der Geschichte über-

haupt zu deuten versucht hätte. Eine Geschichtsphilosophie war ihm unerlässliche Vorbedingung für Geschichte und Sozialpolitik.

Es ist selbstverständlich, dass Carlyle nicht erst in dieser Zeit angefangen hat, über Geschichte nachzudenken; bedeutungsvolle Ansätze haben wir im Sartor Resartus gesehen; in zwei früheren Essays („Ueber Geschichte", 1830) und („Nochmals über Geschichte", 1833) hatte er versucht, seine Gedanken zu formulieren. Doch zeigen diese Versuche, dass eine wirklich intensive Beschäftigung mit historischen Problemen sich noch nicht vollzogen hatte. Die Aufsätze handeln nicht eigentlich von Geschichte, sondern sie sind Reflexionen über die Schwierigkeit, aus den auf dem Strom der Zeit treibenden Ueberbleibseln der Vergangenheit ein Bild des einst Lebendigen zu gestalten. Nicht über die Geschichte sondern über die Geschichtsschreibung spricht also Carlyle hier.

Doch finden sich auch vereinzelte Versuche, das Werden in der Geschichte unter höchste Gesichtspunkte zu bringen. So taucht gelegentlich die Unterscheidung von mechanischen und dynamischen Zeiten auf. Wie Carlyle zu dieser Unterscheidung kam, ist leicht zu ersehen; sie war im Anschluss an die Naturphilosophie gewonnen worden. Wie die mechanische Welterklärung für Carlyle der zu überwindende Punkt gewesen war, wie er alsdann durch die dynamische Naturauffassung bei Novalis diesen zu überwinden gelernt hatte, so mochte es ihm richtig erscheinen, auch die einander widerstrebenden Kräfte des menschlichen Geschehens in derselben Antithese zusammenzufassen. Aber auf diese Weise wäre die Geschichte als ein letzter Abschluss des Naturgeschehens überhaupt aufgefasst worden, und so sehr dies dem frühern naturphilosophischen Standpunkt Carlyles entsprochen hätte, so wenig wollte es zu der durchaus selbstständigen Rolle passen, welche die Geschichte in Carlyles Gedankenwelt mehr und mehr einzunehmen begann. Ein anderer Versuch, die Geschichte

als eine „Philosophie durch Erfahrung lehrend“ zu definieren, musste sich gleichfalls als ungenügend erweisen. Berechtigt war hierin der Gedanke, dass nur auf Grund des Vergangenen die Lösung der Fragen der Gegenwart möglich ist. Aber gerade dies Hervorheben des Didaktischen schien dem selbstständigen Wert des historischen Lebens an sich Abbruch zu thun; ein Nebenerfolg war zur Hauptsache gemacht worden. Endlich tritt in den früheren Arbeiten Carlyles häufig die Formel auf, dass die Geschichte „eine Summe von Biographien“ sei. Diese Definition giebt sehr glücklich ein wesentliches Moment jeder historischen Forschung überhaupt. Es liegt darin die Einsicht, dass es die Aufgabe der Geschichtsschreibung ist, uns die Vergangenheit lebendig zu machen, dass wir in dem Verstehen des Lebens bedeutender Individuen diese Aufabe am einfachsten gelöst finden. Aber Carlyle musste zu der Einsicht gelangen, dass gerade die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen bedeutenden Individualitäten und unbedeutenden Individuen nicht gegeben sei. Es musste ein Wertsystem gefunden werden, wodurch eine solche Unterscheidung und Einteilung möglich war: Geschichte ohne Geschichtsphilosophie ist unmöglich.

Einen wichtigen Fortschritt zeigt der Aufsatz „Characteristics“ (1831); obwohl zeitlich nahe sich berührend mit den besprochenen Versuchen, enthält er ein Prinzip der Einteilung, wenn auch nicht formuliert. Die verschiedenen Perioden der Geschichte werden in genauester Analogie mit dem menschlichen Leben als gesunde und kranke beschrieben. Wie der gesunde Mensch von seiner Gesundheit nichts weiss, sondern nur der Kranke zugleich von Gesundheit und Krankheit, so weiss die gesunde menschliche Gesellschaft nichts davon, dass sie ein System bildet, sondern wendet sich nützlicher, produktiver Thätigkeit zu. Erst der kranke Organismus fängt an, über sich nachzudenken, und will durch Nachdenken und verstandesmässige Verbesserung die Gesund-

heit wieder erlangen. Diese Gedanken wurden später von Carlyle in seiner Geschichtsphilosophie verwertet, aber aus ihnen die Grundlage eines Systems zu machen, lag ihm ferne. Sie beruhten auf einem Vergleich der geschichtlichen Gemeinschaft der Menschen mit dem Körper des Einzelnen und hätten nur zu einer Reihe von Analogien etwa im Sinne Schäffles führen können.

Klar und genau wird das endgültige Einteilungsprinzip am Schluss des Aufsatzes über Diderot (1833) formuliert, nämlich dass alle übrigen Gesichtspunkte sich dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben unterordnen müssen. „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, in welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." *)

Also Goethe ist es wieder, auf den wir zurückgewiesen werden, und doch verbietet uns die ganze Struktur von Carlyles Geschichtsphilosophie, uns auf Goethes Einfluss allein zu beschränken. Ich glaube, dass hier ein genaues Analogon zu dem vorliegt, was wir bei Carlyles Naturphilosophie beobachten konnten. Goethe gab den mächtigen Impuls zur Auffassung der Natur in antimechanischer Weise, aber die Ausbildung der einzelnen Gedanken verdankte Carlyle einem Andern. Aehnliches ist hier zu bemerken, nur mit dem Unterschiede, dass Goethe zwar eine sehr bestimmte zum Teil systematisch gegliederte

*) Goethe, Noten und Abhandlungen zum westöstlichen Divan. Kap. „Israel in der Wüste". Die Quellenangabe leider nicht bei Carlyle.

Naturphilosophie besass, wogegen von einer eigentlichen Geschichtsphilosophie bei ihm nicht gesprochen werden kann, denn erst in den Gesprächen mit Eckermann finden sich häufige Betrachtungen über Geschichte, die natürlich jedes systematischen Charakters entbehren. Um so notwendiger war daher für Carlyle der Ausbau dieser Goetheschen Grundgedanken, und er konnte als wertvollste Vorarbeit hier die Gedanken des ersten deutschen Geschichtsphilosophen benutzen: es wird der Einfluss Fichtes auf Carlyle hier durchaus massgebend.

Die Bekanntschaft Carlyles mit Fichte gehört schon einer früheren Zeit an, in welcher er sich gründlich mit allen Verzweigungen des deutschen Idealismus bekannt zu machen gesucht hatte. Einen erheblichen Einfluss auf sein eigenes Denken hatte er ihm damals nicht gestattet; er war zu sehr damit beschäftigt, sich und seine Stellung zur Natur zu überdenken, als dass ihm die Schriften Fichtes, die er gelesen, wesentliche Förderung hätten geben können. Ich vermute, dass er die Wissenschaftslehre überhaupt nur aus Novalis' Bemerkungen kennen gelernt hat; nachweisen lässt sich jedenfalls nur ein Studium der populären Schriften der zweiten Epoche Fichtes: „Ueber das Wesen des Gelehrten", „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters"; ziemlich sicher das „Naturrecht" und „Der Geschlossene Handelsstaat", vielleicht die „Reden an die deutsche Nation". Namentlich waren es „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" mit ihrem Gegensatz zwischen Verstand und Vernunft, die sich in ungezwungenster Weise dem Goetheschen Gedanken annähern liessen. Der Kampf, den Fichte schilderte und als das eigentliche Prinzip der Weltgeschichte auffasste, gab das Schema auch für Carlyles eigene Gedanken. Und namentlich war es die Schilderung des „Gegenwärtigen Zeitalters", jene unübertreffliche Satire auf eine verstandesmässige mit völliger Impotenz im Glauben und Handeln vereinte Kultur, die Carlyle

für seine eigene Zeit als durchaus zutreffend erkennen musste. Der Vernunftinstinkt bei Fichte war ja gar nichts anderes als die unbewusst gläubige Zeit bei Carlyle. Ebenso entsprach die Empörung gegen den Vernunftinstinkt, wie sie Fichte geschildert, der Auflehnung des Intellekts gegen den Glauben, wie ihn Carlyle in den „Characteristics" gezeichnet, deren Namen vielleicht eine Reminiscenz an die „Grundzüge" enthält; und auch für die nächsten zwei Epochen der Fichteschen Konstruktion fand Carlyle entsprechende Entwickelungsphasen. Glaubte er doch auch, dass auf diese Zeiten der vollendeten Sündhaftigkeit ebenso ein Durchbruch zum Glauben folgen würde, wie bei Fichte ein Durchbruch zur Vernunft, und dass dann eine gläubige Gemeinschaft der Menschen, dem Fichteschen Vernunftreiche ähnlich, möglich sein werde. Es kann kein Zufall sein, dass bei beiden Denkern sich dasselbe fünfgliedrige Schema in der eigentümlichen Anordnung vorfindet, dass das dritte Glied den tiefsten Stand gesellschaftlicher Organisation bedeutet, und dass dieses Schema durch dasselbe Prinzip hervorgebracht wird. Die beiden ersten Stufen führen zu diesem unteren Niveau herab, die beiden letzteren wieder aufwärts. Weitere Aehnlichkeiten in einzelnen Lehrstücken werden wir später zu bemerken haben; hier kam es auf den Schematismus der Gesammtauffassung an.

Es würde indes ein einseitig aufgefasstes Bild geben, wenn wir lediglich die Koïncidenzpunkte der Geschichtsphilosophie Carlyles mit der Fichtes berücksichtigen wollten; der Vierzigjährige konnte sich an Fichte nicht so genau anschliessen, wie es der Fünfundzwanzigjährige an Goethe gethan hatte. So sehr Carlyle Fichte schätzte, so war er weit davon entfernt, in Heldenverehrung zu ihm aufzublicken. Fichte war für ihn ein Gleichstehender, ein Kampfgenosse in dem guten Kampf; als ein Vorbild hat Carlyle ihn nie anerkannt. Ausserdem ist es gefährlich, in der Jagd nach Reminiscenzen zu weit zu

gehen; es läge z. B. nahe, Carlyles Wertschätzung der That im Gegensatz zum Denken auf Fichte zurückzuführen, da sie bei diesem den Grundsatz seiner gesammten Philosophie ausmacht; aber wir haben gesehen, dass hier der Einfluss „Wilhelm Meisters“ massgebend war; nur das Hineinstellen des Handelns bis ins einzelnste in den allgemeinen Weltplan zur Realisierung der moralischen Weltordnung, das erst in dieser Periode bei Carlyle erscheint, wird auf Fichtesche Gedanken zurückgeführt werden können. Doch sind auch direkte Gegensätze zwischen Carlyles und Fichtes Geschichtsphilosophie vorhanden, und es lassen sich diese darauf zurückführen, dass Fichte, im Besitz eines philosophischen Systems, den Mut zur absoluten Wahrheit besass, während Carlyle es auf systematische Vollständigkeit seiner Weltanschauung niemals angekommen ist. Daraus erklärt sich, dass bei Fichte der Ablauf der fünf Perioden ein einmaliger ist, und mit dem Auftreten der „Wissenschaftslehre“ der definitive Sieg der Vernunft entschieden werden sollte. Bei Carlyle dagegen ist der jedesmal herrschende religiöse Gedanke doch nur von relativer Wahrheit, mit zeitlichen Bestandteilen durchsetzt und daher dazu verurteilt, durch ein anderes höheres Symbol abgelöst zu werden. Der Prozess der fünf Stufen muss sich daher, solange es Geschichte überhaupt giebt, wiederholen; bei Fichte die absolute Vernunft, bei Carlyle das Ewige in der Form des Symbols gefasst.

Eine andere tiefgehende Verschiedenheit bietet die Behandlung des Gottesbegriffs. Bei Fichte *ist* Gott nicht, sondern er *wird*. Unsere Aufgabe ist es, die moralische Weltordnung (Gott) zu realisieren, in die Wirklichkeit hineinzusetzen; und wenn auch Fichte später, vor der Kühnheit dieses Gedankens zurückschreckend, Gott als Substanz fasste, ihm ein *Sein* zuschrieb, als Person hat er ihn nie gefasst. Dagegen tritt bei Carlyle gerade die Persönlichkeit Gottes, wenn auch nur als Symbol gefasst, in der Geschichtsphilosophie immer deutlicher hervor. Mit

Vorliebe greift er auf die Vorstellungsweise Miltons und des alten Testamentes zurück; in höchst persönlicher That regiert Gott die Geschichte der Menschen und der Völker. Carlyle war sich stets bewusst, symbolisch zu reden, und daher ist es nicht thunlich, ihn in dieser Epoche als Theisten darzustellen. Aber es lässt sich nicht leugnen, dass, je älter er wurde, solche Ausdrucksformen immer öfter, namentlich in seinen populären Schriften, wiederkehren.

Wenn wir somit die Beziehungen Carlyles zur Geschichtsphilosophie Fichtes betrachtet haben, so müssen wir nunmehr dazu übergehen, die Gedankenfäden zu verfolgen, welche die Geschichtsphilosophie mit dem Standpunkt des „Sartor Resartus" verbinden. Da ist es vor allem die Symboltheorie, die hier einen ebenso wichtigen Bestandteil bildet wie in dem Roman. In seinen Vorlesungen über „Helden und Heldenverehrung" hat Carlyle gerade auf diesen Begriff den allerhöchsten Wert gelegt. Hier erscheint der Fortschritt in der Geschichte geradezu dadurch bedingt, dass immer andere gottbegeisterte Männer auftreten, die das ewige Geheimnis Gottes und der Natur in immer adäquateren, immer mehr dem Wesen Gottes sich annähernden Symbolen zusammenfassen. Sie lernen eine Seite, einen Satz in dem grossen Buche der Natur richtiger lesen, und gerade darin, in dieser genaueren Beziehung zu Gott und zur Natur, d. h. zu den Thatsachen selber, besteht ihre Grösse. So ist das Leben des Helden zu gleicher Zeit ein Leben in der Wahrheit. Heldenhaft ist die menschliche Seele, insofern ihr der Drang zur Wahrheit innewohnt, und sie mit der Lüge nichts zu schaffen haben will, mit ihr zusammen nicht leben kann.

Das Auftreten solcher Helden ist nun aber nicht — trotzdem Carlyle häufig in diesem Sinne interpretiert wird — auf die positiven, religiösen Zeiten beschränkt. Freilich der Held allein kann ein religiöses Zeitalter nicht schaffen, sein Wort muss auf fruchtbaren Boden fallen, und findet es diesen nicht, so verhallt es wirkungslos. Carlyle liebt

es, diese fruchtlose Predigt in Anlehnung an eine mohammedanische Legende mit barockem Humor auszumalen. Danach sei Moses zuerst zu einer Völkerschaft am Toten Meer gesendet worden, um ihr seine göttliche Mission zu predigen. Aber „die Leute am Toten Meer fanden, wie das die Lakaienspezies immer bei Helden oder Propheten findet, keinerlei gesellschaftliche Anmut in Mose; sie hörten ihn mit wirklicher Langerweile, mit leichtem Grinsen, mit mürrischem Schnüffeln an und thaten selbst, als ob sie gähnten; kurz, sie bedeuteten ihm, dass sie ihn als Schwindler, als Ueberlästigen ansähen. Das war die aufrichtige Ansicht, die sich diese Leute vom Asphaltsee über Moses bildeten: wahrscheinlich sei er ein Schwindler, gewisslich aber überlästig .... Moses zog sich zurück, jedoch die Natur und ihre strenge Folgerichtigkeit zog sich nicht zurück. Die Leute am Toten Meer waren, als wir sie das nächste Mal aufsuchten, alle „zu Affen verwandelt", die auf den Bäumen sassen und jetzt in höchst unaffektierter Weise grinsten, schnatterten und sehr natürlichen Unsinn plapperten; jetzt fanden sie, dass das ganze Weltall der unbestreitbarste Schwindel sei! Für diese Affen, die es dafür hielten, ist dieses Weltall zum Schwindel geworden. Da sitzen sie und schnattern noch bis zur heutigen Stunde, nur glaube ich, kommt ihnen an jedem Sabbat ein verworrenes Halbbewusstsein, ein Halberinnern; und sie sitzen da mit ihren verrunzelten, vom Rauch vertrockneten Gesichtern und einer so tragischen Miene, wie sie Affen nur immer aufbringen können, und sehen mit ihren zwinkernden, rauchgetrübten Augen in das wunderbare, allgemeine, räucherige Zwielicht und das unentzifferbare, ungeordnete Düster der Dinge. Dieses und sie sich selbst sind ihnen völlig eine Ungewissheit, Unverständlichkeit, die sie hie und da mit einem unmusikalischen Schnattern und Mauzen kommentieren: — es ist der wahrste, tragische Schwindel, den je Mensch oder Affe sich vorstellen kann! Sie machten keinen Gebrauch von

ihren Seelen und deshalb haben sie sie verloren. Ihre Sabbatheiligung besteht jetzt darin, dass sie mit unmusikalischem Kreischen auf den Bäumen sitzen und sich halb erinnern, dass sie Seelen hatten.“*)

Es ist schlimm für den Propheten, keine Hörer zu finden, denn der Erfolg bleibt seinem Leben versagt, aber er kann ein heroisches Leben weiterleben, wie wir es bei Johnson gesehen haben. Ihm bleibt „das heilige Element des Schweigens“, und sein Leben ist voll von stillem und ruhigem Pathos. Es ist sehr viel schlimmer für die Menschen, die den Propheten nicht hören wollen oder können — denn vielleicht ist Wahrheit in der alten mohammedanischen Sage.

Andererseits aber meint Carlyle allerdings, dass für Heldengestalten erster Grösse der Widerstand ihrer Zeitgenossen nicht unüberwindlich und nicht eine letzte Thatsache ist. Der Held kann sich zum grossen Teil seine eigene Zeit schaffen. Johnson konnte bei aller Wahrhaftigkeit seines Wesens sein Zeitalter nicht verändern. Mohammed fand ähnlichen Widerstand, aber er war weit davon entfernt, seinen eigenen Weg zu gehen und seine Zeitgenossen ihren Weg gehen zu lassen, sondern er zwang sie mit ziemlich peremptorischen Methoden auf den seinen herüber. Infolge dieser Methoden und durch Berücksichtigung dessen, was in seiner Lehre falsch ist, hat die Nachwelt ein recht ungünstiges Urteil über Mohammed gewonnen. Gläubige Christen wie rationalistische Aufklärer sind einig in seiner Verurteilung gewesen. Sein Prophetentum wurde durch Liebe zur Macht, zu Glücksgütern, zu Weibern, zur Grausamkeit in der befriedigendsten Weise von der Welt „erklärt“. Gegen diese Ansichten aufgetreten zu sein, ist eins der grössten Verdienste Carlyles. Mit seinem instinktiven Spürsinn gelang es ihm, durch alle diese Vorurteile hindurch bis zum innersten Kern des Menschen Mohammed einzudringen,

*) Einst und Jetzt (Past and Present), S. 182.

seine mächtige Seele dem geistigen Auge des Beschauers darzulegen. Wunderbar schildert er den in seinem Nomadenstamm heranwachsenden Knaben, eingehegt von liebender Sorge der Verwandten, umgeben von der schweigenden Pracht des gestirnten Himmels, wie er emporsteigt zum aufrichtigen, treuen, zuverlässigen Mann, zu einer geachteten Stellung in seinem Stamm, und wie dann langsam die Erkenntnis in ihm reift, dass nur ein Gott sein könne, dass die Gottesverehrung der Seinen ein Götzendienst, wenn nicht etwas Schlimmeres sei, und dass Gott ihn, gerade ihn, dazu auserwählt habe, diese Wahrheit zu verkünden. Weinend muss er den Ermahnungen der Stammesgenossen widerstehen, sein Vermögen, seine Stellung gehen verloren, — augenscheinlich nicht der richtige Weg, um zu Ehre und Erfolg zu gelangen, nur Kadijah, sein treues Weib, die erste Gläubige, steht zu ihm und tröstet ihn, wie er sie bekehrt hat. Und als die Zeit der Erfolge kam, da brachten sie ihm wenig genug an zeitlichen Gütern, aber unendliches Gut in dem Gedanken, dass jetzt Wahrheit herrsche, wo früher Lüge geherrscht hatte; dass er den Auftrag Gottes als ein treuer und tapferer Mann, soweit seine Kräfte reichten, ausgeführt habe.

Alle Helden weisen dieselben Züge auf. Sie sind gotttrunkene Menschen, denen ihre Güter, die Meinung der Mitmenschen, ihr eigenes Leben wenig gelten gegenüber den Gedanken, die sie beleben, von deren Wahrheit sie überzeugt sind, und bei denen zu stehen und zu fallen für sie kein Verdienst ist, sondern die Notwendigkeit ihres Wesens. Sie können gar nicht diesem ihrem eigentlichen Lebensinhalt untreu werden, ohne mehr zu verlieren, als die Schätze der ganzen Welt ihnen zu geben vermöchten; auch werden sie durch den Gedanken der Relativität des Symbolischen in ihrer Predigt wenig gestört. Wer einmal wirklich im Herzen von einer Wahrheit ergriffen worden ist, den kümmert es wenig, ob

spätere Zeiten und Menschen anderes oder mehr wissen werden. Gott hat zu ihnen gesprochen, ihr Leben ist in seinem Dienst, und sie haben seinen Auftrag zu vollziehen.

Seine Anhänger gewinnt der Held nicht durch logische Begründung seines Standpunktes; so wie er durch Intuition, wenn auch nach noch so schweren inneren Kämpfen, seine Weltanschauung ganz und vollständig wie ein organisches Wesen aus seinem Geiste gebiert, so kann er das Evangelium, das er zu bringen bestimmt ist, nicht beweisen, aber er kann überzeugen. Und diese Ueberzeugung bringt in den Jüngern die gleiche frohe Gewissheit hervor, dass sie auf dem rechten Wege sind, dass ihr Leben nunmehr erst einen wahren Kern und Inhalt gefunden hat. Mit glückseligstem Erstaunen blicken sie in diese Welt, die früher leblos und widerstrebend war, und die sie nunmehr als lebendig, beseelt, ein Abbild Gottes erkennen können. Damit aber entsteht in ihnen ein Gefühl überschwenglicher Dankbarkeit, gänzlicher Hingabe ihrer Güter und ihrer Person an den Mann, der ihnen diesen neuen Lebensinhalt gegeben hat. Sie sind bereit, alles zu opfern, aber sie sind auch bereit, im Dienste dieser Weltanschauung und ihres Propheten zu arbeiten, nicht mehr im früheren Sinne, da sie als einzelne Individuen für sich selber arbeiteten, sondern als Mitglieder einer neuen Organisation mit treuer Heldenverehrung und Loyalität gegen den Führer. Damit aber erhält die Arbeit selber Wert und Würde, denn sie ist integrierender Bestandteil dieser Weltanschauung geworden.

Immer weitere Kreise werden in den Bereich dieser Weltanschauung hineingezogen; die ganze menschliche Gesellschaft mit all ihren Lebensanschauungen kristallisiert sich um diesen festen Punkt. Religion, Wissenschaft, soziale Gliederung, die tägliche Arbeit, sowie Stunden des Festes und der Erholung sind Ausgestaltungen der schöpferischen Weltanschauung, die durch den Helden

in die Welt kam. Und je lebendiger die Treue und Heldenverehrung in den Gemütern lebt, um so selbstverständlicher ist ihr Vorhandensein als eine gemeinsame Voraussetzung der Lebensführung.

Mit feinem Blick hat Carlyle gesehen, dass in den Chroniken alter Mönchsklöster wenig von Religion und wenig vom „Weg zum Heil“ die Rede ist, dagegen viel von Zehnten und Gülten, von Marktgerechtigkeit und Kornpreisen. Es hatte eben für diese Männer keinen besonderen Zweck, über das zu reden, was in allen gleich lebendig, gleich gegenwärtig war. „Der Gesunde spricht nicht über seine Gesundheit, nur der Kranke seufzt ihr nach.“ Eine gesunde Zeit aber ist die, in welcher der Glaube selbstverständlich und jedem Menschen gegenständlich ist. Daraus ergiebt sich auch Carlyles Stellung zum Mittelalter überhaupt. Sie ist ähnlich der, welche Fichte und die Romantiker in Deutschland gegenüber den Aufklärungsphilistern begründeten. Während jedoch bei Tieck und Wackenroder das ästhetische Element, die Schätzung der mittelalterlichen Kunst überwiegt, ist es bei Fichte und Carlyle der gewaltige Eindruck einer einheitlichen, in sich geschlossenen Weltanschauung, in welcher der Einzelne lebte und seine Stelle kannte. Die festen Grenzen, welche die Rechte des Einzelnen von denen der andern abschlossen, wurden geachtet, weil auch sie in letzter Linie in dem gemeinsamen Lebenselement der Religion begründet waren. Man muss den ersten Teil von „Einst und Jetzt“ (Past and Present) lesen, um die gegenständliche Art der Schilderung vergangener Zustände, die Carlyle eigentümlich war, recht ermessen zu können. Nur eins verlangte er von seinen Lesern, nämlich dass sie glauben sollen, es hätten im Mittelalter wirkliche Menschen gelebt; und wird ihm dies Zugeständnis gemacht, dann lockt er dieses Leben aus den wenigen Blättern einer zufällig erhalten gebliebenen Mönchschronik

hervor. Wir kennen diese Männer alle, von dem Schreiber der Chronik, Jocelin de Brakelonda, bis zu dem tapfern Abte Samson, der das zerrüttete Kloster mit strenger und weiser Hand wieder zu einer Stätte der Gottesverehrung macht und einen harten Kampf nicht ohne hinlänglichen Erfolg durchkämpft. Die ewige Lampe am Schrein des heiligen Edmund wird sichtbar und leuchtet mit rötlichem Glanz durch sieben Jahrhunderte bis zu uns, und wir sehen, dass damals nicht pittoreske Mönche, zierliche Frauen auf Zeltern und glänzend ausstaffierte Ritter mit romantischen Neigungen die Welt erfüllten, und dass diese Welt nicht ein unterhaltender Roman war, sondern dass Männer sie bewohnten, die ihre harte Arbeit zu thun hatten und sie in einem Geist thaten, der für viele heute unmöglich geworden ist: nämlich in dem Bewusstsein, dass es einen Himmel über ihnen, eine Hölle unter ihnen gebe, und dass vor einem ewigen Tribunal ein unwiderrufliches Urteil über ihre Handlungsweise gesprochen werden würde. Deshalb ist Dante für Carlyle einer der grössten Dichter geblieben, weil er das Epos dieser Weltanschauung, welche Millionen Menschen zusammen gegeführt und zusammen erhalten hatte, in unvergänglicher Sprache für seine und alle kommenden Zeiten gesungen hat.

Es wäre aber durchaus verkehrt, wollte man nach solchen Aeusserungen Carlyle zu einem blinden Bewunderer des Mittelalters stempeln. Für ihn war die Vergangenheit niemals Gegenwart in dem Sinne, dass er an Stelle der Gegenwart gewünscht hätte, die Vergangenheit zu setzen. Man kann ihn insofern allerdings einen Romantiker nennen, als er sich klar bewusst war, dass vergangene Weltanschauung, vergangene Ideale wohl im Geist wieder lebendig gemacht werden können, und dies war für ihn sogar eine der Hauptaufgaben der Geschichtsschreibung. Doch blieb er ein Mann der Wirklichkeit in dem Sinne, dass er alle Versuche, eine vergangene Weltanschauung ins wirkliche Leben wieder zurückzu-

führen für einen Anachronismus, für die schlimmste Versündigung wider den Geist der Geschichte hielt. Denn ein jedes Symbol des Göttlichen muss seiner Natur nach, um auf die Zeit wirken zu können, zeitliche Elemente in sich aufnehmen; das wirkliche Leben soll ihm ja nicht fremd gegenüber stehen, sondern von ihm ergriffen und umgestaltet werden. So ist das Moment der Zeitlichkeit ein notwendiges Element jedes Systems der Weltanschauung. Hierin liegt zu gleicher Zeit seine Stärke, wodurch es aus einem Gedanken zur That werden kann und unzählige gute Arbeit ermöglicht, aber es liegt darin notwendigerweise auch das Moment der Schwäche und des Verfalls. Namentlich aber zeigt sich dies in dem Verhältnis, in welchem die Vernunfterkenntnis zur Verstandeserkenntnis steht. Der Verstand hat es mit der Erforschung der räumlich-zeitlichen Erscheinungen zu thun, seine Aufgabe ist es, die kausalen Zusammenhänge innerhalb dieser Erscheinungen zu erkennen, Wissenschaft zu geben. Die Ergebnisse dieser Wissenschaft ordnen sich alsdann dem Glaubenssystem ein und thun dies selbstverständlich in der Form, welche die Wissenschaft zur Zeit der Ausbildung der betreffenden Weltanschauung hatte.

Auf diesem Punkte aber bleibt die Wissenschaft nicht stehen. Neue Erkenntnisse werden gewonnen, und diese werden notwendigerweise entweder an sich oder in ihren Konsequenzen in Widerspruch zu dem Glaubenssystem treten. Dieser Prozess ist natürlich ein sehr langsamer. Allerdings „kann der Sohn nicht genau das glauben, was der Vater geglaubt hat", aber auf lange Zeiten hinaus kann die folgende Generation glauben, dass sie vollständig auf dem Boden der Weltanschauung ihrer Väter steht. Es wird alsdann das Bestreben entstehen, die neuen Erkenntnisse restlos in die bestehende Weltanschauung einzuarbeiten. Es beginnt das Zeitalter der Scholastik, welche die Arbeit der Einfügung des aristotelischen Systems in die christliche Weltanschauung mit

so bewunderungswürdigem Scharfsinn und teilweisem Erfolg unternahm. Die Arbeit dieser Männer geschieht durchaus in gutem Glauben, aber sie wollen doch einen anderen Boden der Gewissheit finden, als ihn wirklich gläubige Zeiten gehabt haben. Es genügt ihnen nicht mehr, einfach die Offenbarung hinzunehmen, sondern sie wollen diese verstandesmässig beweisen. Die logische Begründung tritt an Stelle der naiven Annahme. Gott, seine Gerechtigkeit, seine Güte sind nicht mehr selbstverständlich, sondern müssen verteidigt und bewiesen werden. Man liest nicht mehr die heiligen Bücher, sondern man schreibt Theodiceen.

Neben diesen rein geistigen Vorgängen treten auch soziale auf, die vielleicht noch mehr geeignet sind, das bisherige durch die religiöse Idee zusammengehaltene Gefüge der menschlichen Gesellschaft zu sprengen. Jede religiöse Zeit ist nach sozialer Seite hin als eine Methode zur Organisation der Arbeit aufzufassen. Die Arbeit des Einzelnen muss, um fruchtbringend zu werden, in einen grösseren Zusammenhang hineingesetzt werden. Es entstehen gesellschaftliche Verbände, es werden Aufseher der Arbeit, Lehrer der Weltanschauung, Gesetzeswächter (Law-wards oder Lords), notwendig; an die Spitze des Ganzen tritt ein tüchtiger Mann, ein König, ein Papst, oder wie dieser höchste Würdenträger sich sonst nennen mag. Aber es ist im strengsten Sinne zu nehmen, dass alle Obrigkeit von Gott ist bis herab zu dem einfachsten Arbeiter, der durch seiner Hände Werk seine Familie erhält und als Hausvater der von Gott bestellte Verwalter der Autorität ist. Doch auch diese Institutionen, und namentlich die der höhern Würdenträger, stehen in der Zeitlichkeit und zahlen der Vergänglichkeit ihren Zoll. Nur zu leicht vergessen diese Führer, dass sie lediglich ein Amt zu erfüllen haben, und dass von der Art, wie sie es erfüllen, ihre bevorzugte Stellung abhängt. Wenn sie nur noch die Vorzüge ihrer Stellung

geniessen wollen, ihre Pflichten aber als unbequem empfinden, so ist für diese Gesellschaft der Tag der Götterdämmerung nahe. Denn wie es das höchste Glück für den Menschen ist, gerecht regiert zu werden, so ist es sein höchstes Unglück, ungerecht oder gar nicht regiert zu werden. Alsdann gehen zwei Strömungen, eine geistige und eine ökonomische zusammen, um mit dem Alten aufzuräumen, und ihre Vereinigung ist stark genug, alle Dämme und Schutzwehren, alle einstmals lebendig gewesenen Formeln zu durchbrechen und mit sich fortzureissen.

Verfolgen wir zunächst die geistige Richtung. Je schwieriger das Einarbeiten der wissenschaftlichen Resultate in das alte Glaubenssystem wird, um so notwendiger ist das Dasein einer Klasse von Männern, die man als Genies mit umgekehrtem Vorzeichen bezeichnen könnte. Für sie erscheint eine Versöhnung der Gedankenmassen, der Wissenschaft und des Glaubens eine unmögliche Thatsache, und sie entschliessen sich, die alten Symbole öffentlich als das zu bezeichnen, wofür sie von vielen ihrer Zeit lange gehalten worden sind, als unwahr, unzulänglich, unglaubwürdig. Gemeinsam mit den wahren Genies ist ihnen die Liebe zur Wahrheit, insofern sind sie achtungswerte Erscheinungen, denen ein gewisses Mass von Bewunderung nicht versagt werden kann. Aber während die Genies der positiven Zeiten es vermögen, eine neue höhere Weltanschauung zu bilden, liegt die Hauptaufgabe der Genies der negativen Zeiten in Zerstörung des Ueberlebten, Forträumen des Abgestorbenen. Und diese Thätigkeit ist niemals eine unnütze. Es ist nicht zu befürchten, dass irgend etwas noch Lebensfähiges ihren Angriffen erliege, aber je früher sie einstige Wahrheiten, die nun zu Lügen geworden sind, frühere Symbole, die einst den sozialen Körper schützten und ihn jetzt pressen und einengen, fortschaffen, um so grösser wird ihr Verdienst sein. Dieser Art sind Männer, wie

Voltaire und Diderot, und ihre Zeitgenossen wussten sehr wohl, weshalb sie diese Männer als Helden verehrten und ihre Meinungen für wahr und verbindlich erklärten. Sie waren ebenso Heldenverehrer mit negativem Vorzeichen, wie ihre Vorbilder Helden waren. Es kam ihnen gar nicht darauf an, ihre Seelen in irgend welche Symbole kleiden zu können, sondern sie wollten nur frei von allen Vorurteilen nicht ein heldenhaftes, sondern ein wahres Leben führen, wie sie eben die Wahrheit verstanden. Der Geist war für sie ein Gas geworden, das Weltall eine leblose Maschine, der Glaube eine Unmöglichkeit und das einzige Ziel des Menschen in dieser Welt, so glücklich wie möglich zu werden. Sehr fein macht Carlyle darauf aufmerksam, dass das Negative in den Werken dieser Männer gerade darin besteht, dass ihr ganzer Witz sich gegen die Ueberreste früherer positiver Zeiten richtet. Diese einmal weggeräumt, so bieten solche Männer den Anblick von Belagerungsmaschinen, die mit ihren Widderköpfen furchtbare Schläge in die leere Luft ausführen. Wo sie einmal positiv sein wollen, wie z. B. beim Reden über die Tugend, kommen sie über eine thränenselige Rührung nicht hinaus. Es ist ein Predigen trübseligster Art, das bei aller Aufrichtigkeit des Redners der Hörer kaum für ernsthaft gemeint halten kann.

Am meisten aber tritt der Einfluss dieser Männer, der „mangeurs de formules", wie sie Carlyle nach dem wohlbekannten Beinamen Mirabeaus nennt, in ihrer Einwirkung auf die oberen Klassen hervor. Diese, die ihre Berechtigung nur innerhalb der früheren Gesellschaft hatten, beginnen nun, diese Gesellschaft und damit sich selber zu verneinen. Bei der Verfolgung gegen die Encyklopädie ist ein Teil des Adels, ein grosser Teil der Geistlichkeit, ja die Polizeibehörde selbst auf Seiten Diderots. Man kann füglich sagen, dass die französische Revolution schon vor ihrem Beginn entschieden war. Und doch legt Carlyle in seiner grossen Geschichte der

französischen Revolution auf diese geistigen Faktoren auffallend geringen Wert. Nichts zeigt deutlicher seine Abkehr von seiner früheren ausschliesslich litterarischen Richtung als dieser Versuch, das grösste Ereignis der neueren Geschichte fast ausschliesslich aus ökonomischen und sozialen Zuständen zu begreifen. Voltaire und Diderot werden kaum, Rousseau, soviel ich sehen kann, überhaupt nicht erwähnt. Die Widerstandsunfähigkeit der höheren Klassen wird zwar berührt, aber im wesentlichen nur als Resultat ihrer Genusssucht und des gänzlichen Vergessens ihrer sozialen Aufgaben dargestellt. Dem gegenüber erhebt sich riesengross das materielle Elend des Volkes, sein dumpfer aber richtiger Instinkt, dass es so wie bisher nicht weitergehen könne, und die gänzliche Unmöglichkeit, etwas Neues, Haltbares herzustellen. Mit vollendeter Meisterschaft weiss Carlyle in uns den Eindruck zu erwecken, dass, namentlich seit dem Tode Mirabeaus, keine göttliche und menschliche Kraft den Zusammenbruch des französischen Königtums aufhalten konnte. Neben den unbelehrbaren Hof, neben die wohlmeinenden beratenden Körperschaften tritt zuerst als Tritagonist, allmählich in die erste Stelle vorrückend, das Volk von Paris. Ich glaube, dass die Franzosen niemals besser geschildert worden sind, als in diesen Kapiteln Carlyles über die Massenbewegungen in den alten Strassen von Paris. Die Verbrüderung niedrigster Blutgier mit überquellendem Enthusiasmus, vollständiger Ratlosigkeit mit plötzlicher fieberhafter, auf irgend ein wahnsinniges Ziel gerichteter Thätigkeit, die täglichen Pilgerfahrten zur Guillotine und dann die sanfte Rührung an einem Tage des Friedens, ein Fest des höchsten Wesens — all diese widersprechenden und doch gleich wirklichen Zustände hat Carlyle mit höchster Meisterschaft erfasst.

Aeusserst beachtenswert für Carlyles Geschichtsphilosophie ist der Abschnitt über den Kampf der

Girondisten mit der Bergpartei (Montagne); überzeugend wird hier gezeigt, wie die Girondisten gänzlich ausser Stande waren, aus den Negationen, die ihre Weltanschauung bildeten, eine positive Neuordnung der Gesellschaft vorzunehmen, und wie sie deshalb bei allen wichtigen Fragen trotz ihrer rednerischen Begabung halt- und kraftlos sich von der öffentlichen Meinung des Tages treiben lassen mussten. Auch die Bergpartei siegte nach Carlyles Ansicht nicht dadurch, dass sie den Gegnern irgend ein positives Programm gegenüberstellen konnte, sondern sie hatte ihren Erfolg lediglich dem Umstand zu verdanken, dass sie über die Fäuste und Piken der proletarischen Sektionen von Paris disponieren konnte. Dieser Appell an die Gewalt wird dann von Napoleon zur Regierungsmaxime erhoben. Dieses einzige positive Erbteil, das er aus der Zerstörung der alten Regierungsform in Frankreich sich zu eigen machen konnte, ist das Geheimnis seines Erfolges. Die Nivellierung der Gesellschaft war vollständig vollzogen, und nun war die Bahn jedem Ehrgeiz, jedem Talent eröffnet, und dieses erkannt zu haben, ist die Weltbedeutung Napoleons. Ob sich freilich hieraus eine neue Aristokratie entwickeln könne, ob in Frankreich überhaupt noch eine Epoche des Glaubens möglich sei, erschien Carlyle im weitern Verlauf seines Lebens und seiner Erfahrung immer zweifelhafter.

Aber im Verlauf der Geschichte als Ganzes betrachtet, können solche auflösenden Epochen niemals dauernd sein und niemals dazu führen, das gesammte Gefüge der menschlichen Gesellschaft bis zum Nullpunkt herab zu zerstören. Dieser Nullpunkt würde das gleichgültige Nebeneinander der einzelnen geistigen Individuen bedeuten, die sich alsdann ebenso interesselos und indifferent zu einander verhalten würden, wie die einzelnen körperlichen Atome der mechanischen Weltanschauung. Ebenso wie diese als einzeln für sich bestehenden Atome und ohne die Möglichkeit aufeinander einzuwirken, für sie gleichgültige Verbindungen

eingehen, werden auch die menschlichen Atome immer nur äusserlich zu Vereinen, niemals innerlich zu Lebensgemeinschaften zusammentreten können. Doch kann dieses unterste Niveau niemals erreicht werden; eine vollständige Atomisierung der menschlichen Gesellschaft ist unmöglich. Bei aller Zersetzung des unbrauchbar Gewordenen bleiben in Sprache, in Schrift, in gemeinsamer Litteratur sowie auch in den Gewohnheiten des täglichen Lebens, die die Familie, die Nachbarn, die Bürger miteinander verbinden, unsäglich viele Errungenschaften einer frühern bessern Zeit lebendig, und auf diesem sichern Untergrunde können dann neue, weisere Propheten und Seher wieder anfangen zu bauen, ihr neues Evangelium zu verkünden. So war es für Carlyle ein froher Gedanke, dass während die Stürme der französischen Revolution Europa durchtobten, Goethe und mit ihm so viele andere edle Männer in Deutschland den Weg zu einer positiven Weltanschauung für die gesammte Menschheit fanden. Noch bevor der frühere Phönix in seinem Flammengrabe sich verzehrt hatte, war der neue geboren.

Wenn wir uns nunmehr fragen, was als letzter Richtungspunkt jeder sozialen Vereinigung zu gelten hat, so giebt Carlyle in seiner Betonung der Gerechtigkeit die Antwort darauf. Jedes menschliche Wesen hat Anspruch darauf, gerecht behandelt zu werden; es giebt kein Recht auf den Genuss, wohl aber ein Recht auf Gerechtigkeit; auch harte und drückende Zustände vermag der Mensch zu ertragen, so lange er sie als gerecht anerkennt. Erst von dem Augenblick an, wo dieses Gefühl nicht mehr vorhanden ist, empört sich seine Seele — nicht gegen seine materielle Lage als solche, sondern gegen die Ungerechtigkeit, welche sich in dieser materiellen Notlage ausdrückt. Nicht aus Hunger entstehen Revolutionen, sondern aus dem häufig nur dumpfen Gefühl, dass keine Gerechtigkeit mehr auf Erden ist. Ein hungernder Mensch vermag im schlimmsten Falle zu sterben, aber

dem ungerecht Bedrückten ist das Leben schlechthin wertlos.

Diese Sätze sind zunächst rein formal, und Carlyle ist weit davon entfernt, nun etwa bestimmen zu wollen, wie sich für alle Zeiten und Völker dieses Gebot der Gerechtigkeit in einer für immer gültigen Formel feststellen liesse. Vor diesem Fehlschritt bewahrte ihn sein gesunder historischer Sinn. Alle Weltanschauung, alle Religionssysteme, alle grossen Männer haben danach gestrebt, dass Gerechtigkeit auf Erden sei, doch ewig, wie der Gang der Weltgeschichte selbst, wird das Bemühen der Menschheit sein, dieses Ideal in die Wirklichkeit zu versetzen. Immer wieder werden die früheren Versuche zur Lösung als ungenügend erkannt werden, immer wieder werden neuere und bessere an ihre Stelle treten. In jeder menschlichen Gesellschaft muss ein Minimum von Gerechtigkeit vorhanden sein, das sie zusammenhält, was aber das Maximum sein kann und sein wird, bleibt unsern Augen verborgen, und doch finden wir im Streben, dies Maximum zu erreichen, wie Faust am Ende seines Lebens, unser höchstes Glück.

Es ist darüber gestritten worden, ob die Geschichtsphilosophie Carlyles auf moralischer oder religiöser Basis beruhe. Die Antwort kann nach dem, was wir von der geistigen Entwickelung Carlyles wissen, nicht zweifelhaft sein. Wir haben gesehen, dass er sich zumuten konnte, ein Leben ohne Gott zu führen, dass ihm aber das Aufgeben seines moralischen Ichs eine Unmöglichkeit war. Und so bleibt gerade wie bei Fichte der eigentliche Schwerpunkt des historischen Geschehens in den sittlichen Entschluss des einzelnen Individuums hineingestellt. Daraus ergiebt sich noch eine stärkere Betonung der Selbstständigkeit des Individuums in der Geschichtsphilosophie, als wir sie schon in der Naturphilosophie antrafen. Während der Pantheismus bei Novalis doch vielfach der Selbstständigkeit des Individuums Ein-

trag thun konnte, musste sich zunächst diese Gefahr für die Geschichtsphilosophie steigern. Die Annahme eines Weltgeschehens, die Annahme einer festen Aufeinanderfolge von Epochen, in denen dieses sich als Weltgeschichte vollzieht, konnte sehr leicht dazu führen, das einzelne Individuum lediglich als Werkzeug in der Hand Gottes zur Realisierung dieses Weltplanes zu betrachten. Für Carlyle war diese Versuchung um so grösser, als sie sich mit der Theologie von John Knox in leichtester Weise verbinden lässt. Dass er dieser Versuchung nicht erlegen ist, ist das Verdienst des deutschen Idealismus und namentlich Fichtes. Die Freiheit des moralischen Individuums ist so sehr der selbstständige Ausgangspunkt für die Geschichtsphilosophie Carlyles, dass er vor der Konsequenz einer Durchkreuzung des göttlichen Weltplans durch den Willen zum Bösen im handelnden Menschen nicht zurückschreckt. Damit wird eine ungeheure Verantwortung dem menschlichen Handeln zugeschoben. Die Perioden des Verfalls und der Auflösung sind im strengen Sinn nicht von Gott gewollt, sondern sie stellen die Auflösung der von Gott gewollten und früher lebenskräftigen Wesen und sozialen Ordnungen durch den Unverstand und die Sünde der menschlichen Natur dar. Wenn Carlyle häufig bis zu der Ausdrucksweise sich versteigt, als stünden der Heerschar Gottes auserwählte Regimenter des Teufels*) gegenüber, so ist dies selbstverständlich eine bildliche Ausdrucksweise. Ein selbstständiges Recht des Bösen konnte in der pantheistischen Weltanschauung Carlyles niemals eine Stätte finden, wohl aber steht der Macht des Guten als vereinzelte Erscheinung das Böse in der menschlichen Seele gegenüber. Und gerade in dieser Vereinzelung, in dem Ausscheiden aus der göttlichen Ordnung ist das Wesen des Bösen zu suchen. Die Entscheidung darüber, welche Richtung das eigene Wollen

*) Vergleiche „Flugschriften aus elfter Stunde“ (Latter-day Pamphlets) Kap. über Mustergefängnisse.

zu nehmen hat, und damit die Entscheidung über den Wert oder den Unwert des eigenen Lebens ist nicht Folge einer göttlichen Prädestination, sondern durchaus Sache des eigenen freien Willens.

Mit dieser centralen Stellung des Individuums, mit dieser Einsicht, dass durch eigene freie Entscheidung der Einzelne sich in die Reihe „der Kämpfer für den guten Kampf" stellen oder fahnenflüchtig werden kann, ist nunmehr auch die bei Carlyle immer mehr zunehmende Schärfe in der Beurteilung von Menschen und menschlichen Dingen erklärt. Es ist häufig darauf aufmerksam gemacht worden, dass bei zunehmendem Alter Carlyle immer schroffer, oder wie man gewöhnlich sagt, „pessimistischer" in seinem Urteile wurde. Ein wohlbekannter amerikanischer Autor, James Freemann Clarke, hat versucht, eine angebliche Abkehr von den Gedanken des Christentums als die Ursache dieser menschenfeindlichen Stimmung zu erklären. Nichts kann falscher sein! Die Gründe zu dieser thatsächlichen Aenderung liegen vielmehr notwendig in dem Plan einer Geschichtsphilosophie überhaupt.

So lange Carlyle lediglich das Verhältnis des Individuums zur Natur und zu Gott betrachtete, konnte er leichter die Unzulänglichkeiten in dem moralischen Verhalten des Einzelnen mit wohlwollender Milde beurteilen. Der irrende Mensch blieb für ihn doch ein Bruder mit den gleichen Ansprüchen an die Liebe Gottes, sein Irrtum konnte als die Folge seiner Umgebung, der Zeitverhältnisse angesehen werden und in hohem Grade als entschuldbar erscheinen. Das aber wird anders, sobald der Einzelne als Helfer und Mitarbeiter oder als Gegner und Fahnenflüchtiger einer moralischen Weltordnung betrachtet wird. Sein Fehler erscheint nicht mehr als Irrtum, sondern im eigentlichsten Sinne als Sünde. Die rein individualistische Behandlung der litterarischen Periode verschwindet nicht, wird aber einem absoluten Massstab untergeordnet. Auch die

Entschuldigung durch den Zeitgeist und die Umstände, die wir in den frühern Aufsätzen Carlyles so häufig gefunden haben, erscheint nunmehr als nicht stichhaltig. Die ewigen Thatsachen Gottes und der Natur liegen vor den Menschen in den Perioden des Unglaubens ebensowohl wie in denen des Glaubens. Es ist ihre eigene und nur ihre eigene Schuld, wenn sie ihr Gemüt dagegen verhärten. Wir mögen ein mehr oder minder grosses Mass von Mitleid dem irrenden Menschen nach wie vor entgegen bringen, aber die Geschichte ist eine unbestechliche und deshalb auch unbarmherzige Richterin.

Daraus erklärt sich auch die merkwürdige Stellung, die Carlyle in dem Urteil Taines einnimmt. Taine erkennt sehr wohl, dass Carlyle in der Beobachtung zeitlicher, geographischer und ethnographischer Momente sein Vorgänger gewesen, und er kann nicht verstehen, weshalb Carlyle nicht zu der Definition der Geschichte als einer Darstellung der Massenbewegung vorgeschritten ist. Es ist eben hier der Unterschied zweier Weltanschauungen, die in den beiden Männern sich verkörpern. Für Taine ist der Mensch das Produkt des Milieu, für Carlyle ist das Milieu das Arbeitsfeld des Menschen, „mein Acker ist die Zeit". Carlyle hatte deshalb das Bestreben, jede einzelne Thatsache auf das genaueste kennen zu lernen, weil jede einzelne Thatsache zur Wirklichkeit gehört, und weil diese Wirklichkeit das Feld der Bethätigung, der Gegenstand im Fichteschen Sinn für das freie Handeln des Menschen ist. Jeder Stein auf dem Acker ist für den Pflüger wichtig, aber er ist keine letzte Thatsache, an der sich nichts ändern lässt, sondern ein Antrieb, den Acker besser und zweckmässiger zu gestalten. Endlich sieht Carlyle, dass dies Milieu zum grossen Teil das Werk einzelner vergangener grosser Menschen gewesen ist. England ist nicht von jeher England gewesen, sondern ist durch menschliche organisierte Arbeit zu dem heutigen England gemacht worden. Das schöne Wort

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Schillers: „denn wir sind ja alle Idealisten und würden uns schämen, zu sagen, dass die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge", enthält den letzten Ausdruck des Gegensatzes zwischen Carlyle und Taine.

Haben wir somit den Grund des stärkeren Rigorismus in Carlyles Geschichtsphilosophie erkannt, so kann eine andere Modifikation in Carlyles Ansichten gegenüber seiner frühern Epoche als blosse Folgeerscheinung abgeleitet werden. Wir haben gesehen, dass das moralische Handeln immer bei Carlyle als das Wesentliche des menschlichen Lebens betrachtet wurde. Aber in seiner litterarischen Epoche trat doch daneben der Zug zur ästhetischen Ausbildung und zur ästhetischen Wirkung kräftig genug hervor. Dass eine starke Abschwächung dieser Gedankenrichtung mit dem Eingehen auf geschichtsphilosophische Probleme zusammenfällt, ist kein Zufall. In der „Heldenverehrung" ist noch verhältnismässig am meisten der Gedanke der Erziehung der Menschheit auf ästhetischem Wege beibehalten. Aber dauernd tritt in den folgenden Schriften dieser Gedanke aus dem Blickpunkt von Carlyles Bewusstsein zurück. Immer mehr drängt sich die Betrachtung auf, dass die eigentlich Handelnden, die Männer der That, die treibenden Kräfte der Weltgeschichte sind. Auch hier wird seine Weltanschauung ernster und freudloser. Ein Zug puritanischer Strenge stellt sich ein, der zwar nicht im Stande ist, den Einfluss namentlich Goethes zu verdrängen, aber doch überwiegend die moralische Betrachtung und Beurteilung als die in letzter Linie gültige erscheinen lässt. Ob dieses Opfer unbedingt notwendig war, darüber lässt sich streiten, merkwürdig ist aber, dass sich eine ähnliche Entwickelung auch bei Fichte verfolgen lässt.

Ganz auf Fichtes Bahnen finden wir Carlyle bei dem Versuch, die Rechte und Pflichten des einzelnen gegenüber der Gesammtheit zu bestimmen. Wenn die Aufgabe des Menschen im Handeln besteht, wenn Handeln und

nicht Geniessen seinen Lebensinhalt zu bilden hat, so hat der Mensch als solcher ein unveräusserliches Recht auf Arbeit; alle menschlichen Institutionen sind in letzter Instanz darauf gerichtet, dass fruchtbare Arbeit möglich sei. Jede Institution hält sich so lange, als dieser ihr Zweck erfüllt ist. Ein weiteres angeborenes Recht hat der Mensch nicht; er hat namentlich kein Recht darauf, sich der Arbeit zu entziehen und im Müssiggang zu leben. Die Faulheit ist bei Carlyle wie bei Fichte das Grundübel, aus dem alle übrigen Laster entspringen. Unter diesem Gesichtspunkt begreifen wir Carlyles Stellung zu einer Frage, die damals die ganze civilisierte Menschheit mächtig erregte: die Frage der Abschaffung der Sklaverei. Keine seiner Schriften hat so viele edle und wohlmeinende Männer so sehr verletzt als seine Schrift über die Sklavenfrage (the Nigger-question), und doch liegt hier nichts anders vor, als eine Anwendung des oben betrachteten Grundsatzes auf eine bestimmte soziale Frage. Die Neger in Westindien waren losgekauft worden und verweigerten nunmehr die Arbeit; die Besitzer der Plantagen hatten keine Machtmittel, sie zur Arbeit zu zwingen, der Bestand der dortigen Kolonien schien gefährdet.

Carlyle wies nun darauf hin, dass kein Mensch das Recht habe, müssig und faul zu leben, sondern dass er ein anderes Recht habe, nämlich das zu arbeiten und, wenn er nicht arbeiten wolle, dazu gezwungen zu werden. Ebenso verwerflich wie die Sklaverei für den Freien ist, der arbeiten will, ist die Freiheit für den Sklaven, der nicht arbeiten will. Diese Sklaven haben durch ihr eigenes Handeln bewiesen, dass sie ihre Freiheit nicht zu edler menschenwürdiger Arbeit nutzen wollen, sondern zu tierischer nichtsnutziger Faulheit und deshalb, obwohl sie selber es nicht wissen, schreit ihre Seele danach, aus diesem Zustand befreit zu werden. Es ist nicht eine Lösung der Frage des Verhältnisses beider Rassen, wenn man sie für gleich erklärt, denn sie sind es nicht. That-

sächlich ist die weisse Rasse die führende, und die schwarze hat einen sittlichen Anspruch darauf, geführt zu werden. Wie diese Führung zu organisieren sei, ist eine ganz andere Frage. Carlyle bringt den äusserst fruchtbaren Gedanken einer Art von Hörigkeit in Vorschlag. Dass aber der jetzt gewählte Weg nicht zum Ziel führen kann, weil er den Thatsachen nicht entspricht, sondern sie leugnet, das war Carlyles Ueberzeugung, die ihn zum kräftigsten Unwillen gegen den bestehenden Zustand reizen musste. Es ist unbegreiflich, dass diese klaren und einfachen Darlegungen in England und Amerika so missverstanden werden konnten, wie dies thatsächlich der Fall gewesen ist.

Ein Recht auf Arbeit ist vorhanden, ein Recht auf Genuss nicht. Wie aber steht es mit dem Arbeitslohn? Jeder Arbeiter hat ein Recht auf seinen Lohn, die Frage ist nur, was sein Lohn ist, wie viel seine Arbeit wert ist. In der Beantwortung dieser Frage — und jede soziale Organisation beantwortet sie auf die eine oder die andere Weise — zeigt sich das Mass von Gerechtigkeit, das in dieser Organisation lebt. Auch hier ist Carlyle durchweg bemüht, sich auf dem Boden der Thatsachen zu halten. Wie es falsch war, zwei thatsächlich verschiedene Rassen als gleich zu erklären, so ist es falsch, gleiche Verteilung des Lohnes für alle zu verlangen. Thatsächlich ist die Leistung der Menschen verschieden und zwar nicht nur in quantitativer sondern in qualitativer Hinsicht, der Verbrecher verdient den Galgen, der Held Verehrung. Könnte eine Gesellschaft so organisiert werden, dass der wirklich Beste wirklich den grössten Lohn erhielte und so fort bis zum letzten herab, so wäre das Ziel aller Organisation überhaupt erreicht. Bis jetzt ist dies unmöglich. Die Nachkommen der frühern Aristokraten, d. h. der Besten, die einst wirklich geherrscht haben, werden ihres Amtes müde und betrachten das, was die Gesellschaft ihren tapferen Vätern als Lohn für ihre Arbeit gab, nun-

mehr als ihr Eigentum. Damit wird aber „Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage“, denn Eigentum kann im strengsten Sinne niemals vererbt werden, sondern muss dauernd verdient werden. In dieser Lehre vom Eigentum ist wiederum der Einfluss Fichtes unverkennbar. Wie Fichte bestreitet Carlyle, dass irgend ein Land oder Stück Landes von irgend einem Volk oder Individuum jemals zu unantastbarem Eigentum erworben sein kann.

Wem gehörte England? ursprünglich den Bisons. Sie okkupierten diesen Teil der Welt Gottes, benutzten ihn und glaubten, in ihrem Eigentum zu sein. Es kamen die Kelten, die das Land besser benutzen konnten, und die Bisons wichen vor ihnen. Das Recht der Kelten verschwand, als die Römer bewiesen, dass sie das Land besser benutzen konnten als die Kelten, und so lange dies thatsächlich der Fall war, gehörte das Land ihnen. Mit dem Verfall der römischen Herrschaft waren frische Kräfte notwendig, und diese brachten die Angelsachsen, die getreulich den Boden benutzten und bearbeiteten, wie er nie zuvor benutzt worden war. In ihren Seeschiffen brachten sie eine neue Kultur, und daher gehört das Land, das diese Seeschiffe berührten, von Rechts wegen ihnen. Was sie besassen, war die bürgerliche Einheit, die staatliche blieb ihnen versagt, und deshalb hatte Wilhelm der Eroberer mit einer wohlausgerüsteten strengdisziplinierten Polizeimacht von normännischen Adligen das bessere Recht auf den Boden Englands, als die in sich zersplitterten, uneinigen Sachsen, so wahr Ordnung besser ist als Unordnung. Es geschah den Sachsen kein Unrecht, sondern, so wenig sie das auch erkennen mochten, war es ihr grösstes Glück, dass sie zu dieser stolzen und herrlichen Nation zusammengeschweisst wurden. Nun erst waren die Shakespeares und die Miltons, die Arkwrights und die Watts als die edelsten Früchte auf dem Boden Englands möglich, der früher kaum einige Bisons ernähren konnte.

In so lebensvoller Weise verkörpern sich bei Carlyle die abstrakten Gebilde Fichtescher Rechtsphilosophie, und doch ist der gedankliche Inhalt genau derselbe. Wenn es nur die eine Möglichkeit giebt, Besitz zu erhalten, indem man ihn benutzt, so ist es klar, dass das Recht immer auf seiten desjenigen sein muss, der die Macht hat, thätig zu sein, zu arbeiten, sich mit andern zusammen zu schliessen, um den gemeinsamen Wohnplatz der Menschheit menschenwürdiger, kultivierbar zu gestalten. Es ist genau dieselbe Ansicht wie bei Fichte, dass die Natur des Menschen wegen da ist, dass sie einen selbstständigen Wert nicht beanspruchen kann, sondern lediglich Gegenstand menschlicher Pflichterfüllung ist, und mit dem Augenblick, wo diese Pflichterfüllung aufhört, verschwindet auch das Anrecht des Menschen auf die Natur. Er hat abzutreten, wenn der wirkliche Arbeiter kommt, das ist das einzige Recht, was ihm übrig bleibt. Thut er dies gutwillig durch Vertrag oder in anderer Weise, so mag er durch den neuen Herrn zu neuer Thätigkeit angehalten werden. Weigert er diesem rechtmässigen Herrn sein Eigentum, so entsteht eine gewaltsame Auseinandersetzung, und diese nennen wir Krieg, daher kann in der That gesagt werden, dass Macht Recht ist. Dieser Satz liegt ebenso Fichtes Philosophie zu Grunde wie der Carlyles und gründet sich bei beiden in gleicher Weise auf das oberste Prinzip ihrer Moral, auf die Forderung, dass Gerechtigkeit sein solle. Allerdings wird Carlyle dadurch nicht zum Anbeter, wohl aber zum Anerkenner des Erfolges. Es ist ganz richtig, dass Cato der besiegten Sache sich zuneigt, und wenn er diese für die bessere hält, ist er dazu verpflichtet; den Göttern aber gefällt die siegreiche Sache, und wenn Cato so weise wäre wie sie, würde er sich ihrem Urteil anschliessen. Denn ein dauernder Sieg ist nur möglich, wenn in dem Sieger bessere und gerechtere Eigenschaften sind als bei den Besiegten, das wirklich Lebensfähige

kann nicht zu Grunde gehen, es wird seinen Platz behaupten. So gingen die guten und kräftigen Eigenschaften der Angelsachsen bei Hastings nicht unter, sondern erhielten gerade durch die Eroberung Englands die Möglichkeit, sich voll zu entwickeln. Wem die Geschichte nicht eine sinn- und zwecklose Aufeinanderfolge einzelner Geschehnisse ist, wer in ihr etwas Wertvolles, eine Entwickelung sehen will, muss auch die Ehrfurcht vor dem Thatsächlichen haben, die Carlyle zu dieser Identifizierung von Macht und Recht geführt hat. Menschlich mögen wir unser Mitgefühl dem tapfer Kämpfenden und Unterliegenden nicht versagen, aber die Geschichte darf keine Sympathien und Antipathien haben, sie wird in dem Siegreichen den Träger höherer Kulturentwickelung schlechthin anzunehmen haben.

So stellt sich die Geschichte als eine Entwickelung der verschiedenen Völkerindividualitäten dar, ähnlich wie auf dem früheren Standpunkt die Geschichte der einzelnen Litteraturen sich zur Weltlitteratur erweiterte. In jedem Volk ist eine bestimmte Art der Evolution, eine göttliche Idee angelegt, und je nach der Art und Weise, wie es diesem Volk gelingt, diese Idee darzustellen, bemisst sich sein welthistorischer Wert. So erreicht Carlyle, auch hierin Fichte ähnlich, die Idee eines welthistorischen Patriotismus. Wie Fichte war auch er ausgegangen von einem Kosmopolitismus, nur dass dieser bei Carlyle ästhetische, bei Fichte politische Färbung zeigt. Doch ebenso wie Fichte nach den herben Erlebnissen des Jahres 1806 ein deutscher Patriot und damit erst Deutschlands grösster Geschichtsphilosoph wurde, so sehen wir in Carlyle immer mehr und mehr die Idee eines pangermanischen Patriotismus in seiner Geschichtsphilosophie an Platz gewinnen und die früheren Ideen einer abstrakten allgemeinen Menschlichkeit verdrängen. Von den Uranfängen nordisch-germanischen Wesens an, von den norwegischen Königen bis zur Entwickelung des mächtigen angelsächsischen

Kolonialreiches folgt sein geistiges Auge mit steter stolzer Bewunderung dieser Pilgerschaft germanischer Völker durch die Jahrhunderte; und wenn er nach dem letzten Grunde dieses Erfolges fragt, so ist es wieder dieselbe Antwort, die er in „Heldenverehrung“ giebt, dass von jeher, seit zum erstenmal Tacitus uns ein Bild ihres Volkstums gegeben hat, die Germanen ein Volk der Treue gewesen sind, fähig dem eigenen Vorteil frei zu entsagen und dem Rufe ihrer Führer zu folgen.

Deshalb aber wird die Geschichte dieser Führer für Carlyle die vornehmste Aufgabe der Geschichtsschreibung; wieder taucht der frühere Begriff der Geschichte als einer Summe von Biographien auf, aber diese Biographien umfassen nunmehr das geschichtlich wertvollste: die führenden Männer des führenden Volkes. Unter diesem Gesichtspunkt wollen die Werke Carlyles über Cromwell und Friedrich d. Grossen verstanden sein. Es ist allerdings kein Zufall, dass die drei Männer, um die es sich hier handelt, Cromwell, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in der Durchschnittsmeinung des gebildeten englischen Publikums sehr viel tiefer standen, gänzlich anders gewertet wurden, als sie es nach Carlyles Ansicht verdienten, und er wusste wohl, dass er mit der von ihm geplanten Darstellung ebenso gegen den Strom schwimmen würde, wie er dies sein ganzes Leben hindurch zu thun genötigt war. Aber um so mehr stellte ihm sich die Notwendigkeit dar, diese Namen in ihrem wahren Licht erstrahlen zu lassen, eine Notwendigkeit nicht subjektiver sondern objektiver Natur.

Cromwell kann es gleichgültig sein, was die Engländer über ihn denken, er ist, weit über ihr Lob und ihren Tadel erhaben, eingegangen in die Unendlichkeit, wo ihn irdische Stimmen nicht mehr erreichen können. Aber für die Engländer ist es nicht gleichgültig, wie sie über Cromwell denken, denn das Volk, das seine Helden vergisst, ja vergisst, dass sie Hel-

den waren, zeigt bedenkliche Spuren des Verfalls, es strebt dem Niveau des Toten Meeres zu. Deshalb betrachtete Carlyle mit vollem Recht seine Ausgabe „Die Briefe und Reden Cromwells“ als eine patriotische Pflicht. Aus dieser Ausgabe erst mit den bewunderungswürdigen kurzen Bemerkungen Carlyles lernten die Engländer den grössten Staatsmann kennen, den sie je besessen haben. Die tiefe ernste Religiosität seines Wesens, das Bewusstsein, vor Gott zu wandeln, das ihn nie verliess, der klare Blick auf die Thatsachen und ihre Notwendigkeit, der grandiose Freimut in seinem Verkehr mit Menschen — alles dies leuchtet so sieghaft aus diesem Buch hervor, dass das frühere Bild von Cromwell als eines ehrgeizigen, heuchlerischen und grausamen Despoten, das sich die Legende der Restaurationszeit zurecht gemacht hatte, wohl als endgültig beseitigt betrachtet werden kann. Dass Cromwell zuerst England zur Seemacht empor gehoben hat, dass es seiner Bemühung in erster Linie zu verdanken ist, wenn der Protestantismus dem englischen Volk gewahrt blieb, dass er die Entscheidung in dem schwankenden Kampf zwischen bürgerlicher Freiheit und absolutem Königtum brachte — das sind heute allbekannte Wahrheiten, aber sie sind es erst durch Carlyle geworden.

Wenn Carlyle durch innere Affinität sich zu Cromwells mächtiger Gestalt hingezogen fühlte, so kann ein gleiches nicht von seinem Verhältnis zu dem zweiten seiner Helden, Friedrich dem Grossen, gesagt werden. Die Motive, die ihn veranlassten, die lange und mühevolle Arbeit einer Biographie Friedrichs des Grossen zu unternehmen, scheinen die folgenden gewesen zu sein: Wie er in seiner litterarischen Epoche sich bemüht hatte, seinen Landsleuten das Verständnis deutschen Geisteslebens zu eröffnen, so musste die Aufgabe, nun auch die politische Geschichte der Deutschen ihren angelsächsischen Brüdern nahe zu bringen, für ihn verlockend erscheinen, um so mehr, als er mit intuitivem Scharfblick erkannt

hatte, dass in dem preussischen Staat, der sich sehr geringer Sympathien in England erfreute, der Kern zu einem künftigen, mächtigen Deutschland, das sein Herz ersehnte, enthalten war. Es war ihm alles daran gelegen, dass sein Volk klare Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse gewinne, damit es der notwendigen historischen Entwickelung nicht fremd oder gar feindlich gegenüber stehe. Die Gründe aber dieses neuen preussischen Staates glaubte er am Anfang seiner Arbeit in Friedrich dem Grossen zu sehen. Somit ist seine Geschichte ebenso ein historisch-politischer Traktat wie sein Eintreten für Goethe der Kampf für eine höhere Weltanschauung gewesen war. Seine stark publizistische Natur verleugnet sich auch hier in keinem Wort. Aber ein anderes Motiv liegt gleichfalls klar zu Tage: In seinem „Johnson" hatte Carlyle das Los eines Helden des Glaubens in einer negativen Zeit geschildert, jetzt waren bei ihm die Männer der That in den Vordergrund gerückt, und es drängte ihn, zu zeigen, was in einer Zeit des Unglaubens ein Mann, dessen Seele mehr als zur Hälfte von dem Geist der Skepsis und des Unglaubens erfüllt war, dennoch auf praktischem Gebiet durch klare Erkenntnis der Thatsachen und durch persönliches Pflichtbewusstsein ohne den Hintergrund einer gläubigen Weltanschauung zu leisten vermöge. So unsympathisch ihm Friedrich der Grosse in Sanssouci mit seinen Voltaires und Maupertuis, notwendig sein musste — ein Riese in den Fesseln der modernen Skepsis — um so grösser und reiner erscheint ihm sein Held, wenn er Ordnung schafft, wo Unordnung war, Gerechtigkeit bringt, wo Ungerechtigkeit herrschte, sumpfige Niederung in blühendes Kolonistenland verwandelte. Aber am liebsten verweilt Carlyle bei der grossen politischen Arbeit Friedrichs II., seiner Auseinandersetzung mit Oesterreich. Hier lag für ihn eine wertvolle Illustration zu seiner Lehre vom Eigentum vor. Während noch bis heute dem moralischen Sinn vieler

Engländer die schlesischen Kriege einfach als ein Länderraub erscheinen, führt Carlyle aus, dass Oesterreich in Wahrheit kein Recht auf Schlesien besass, weil es sich ausser Stande gezeigt hatte, dieses Land wirklich zu regieren. Die Bedrückung der Protestanten, die elende Finanzverwaltung, die Unfähigkeit, die natürlichen Hilfsquellen des Landes zu erschliessen — alles dieses hatte Oesterreich — ganz abgesehen von allen formalen Rechtsgründen als unwert gezeigt, das Land zu besitzen. Dagegen zeigte das rasche Aufblühen des Landes unter preussischer Herrschaft, dass es von Rechts wegen Preussen angehören musste. Und endlich zeigte sich in dem militärischen Genie Friedrichs des Grossen für Carlyle am klarsten die Eigenschaft, ohne welche für ihn ein Held nicht denkbar war, die richtige Wertung der Thatsachen. Unermüdlich ist er im Aufklären jedes einzelnen Details der Verwickelung militärischer Bewegungen, überall sucht er zu zeigen, wie eine richtige Beurteilung von Menschen und Verhältnissen selbst den tollkühnsten Massregeln Friedrichs des Grossen zu Grunde lag. Er ist ein Held der That im engsten Zusammenhange mit Gott und den Gesetzen des Welltalls.

Es ist häufig bemerkt worden, dass in den ersten Bänden der Geschichte Friedrichs des Grossen nicht dieser der eigentliche Held ist, sondern sein Vater, und diese Beobachtung ist vollständig richtig. Augenscheinlich ist Carlyle an diesen Mann mit allen Vorurteilen herangetreten, die damals in England gegen ihn im Umlauf waren und ihren klassischen Ausdruck in Macaulays Essay gefunden haben. Gerade aber dieses macht uns die Charakterzeichnung Friedrich Wilhelms I. so wertvoll. Sie ist ein glänzendes Zeugnis dafür, dass Carlyle nicht nur nach vorgefassten Meinungen eine geschichtliche Darstellung zu konstruieren verstand, sondern dass er auch aus der Geschichte zu lernen wusste und bereit war, ein Urteil, das er mit den Thatsachen im Widerspruch

fand, vollständig und mit einer Art von frohem Enthusiasmus umzustossen.

Hinter dem Geklätsch der Memoirenschreiber erhob sich ihm aus dem Staub unzähliger Akten die Gestalt eines Mannes nach seinem eigenen Herzen: wenig beredt, aber gross in schweigendem Handeln, sein Königreich verwaltend wie ein trotziger deutscher Bauer seine Hufen, hinter der rauhen Aussenseite mit einem gütigen Herzen und einem gläubigen Gemüt; ein Mann, der seine Pflicht kannte und nicht geneigt war, sich von dem Geist moderner Skepsis aus ihr heraus disputieren zu lassen; ein Mann, der das Leben nicht leicht nahm, und dem es nicht leicht wurde — der am Abend dieses Lebens auf ein gutes Tagewerk zurückblicken konnte. Sein Schatz war gefüllt, sein Heer das erste in Europa, sein Volk treu und arbeitsam, das waren die Bestandteile zu dem grösseren Preussen, das er seinem grösseren Sohne hinterliess. Wer an die erste Vorlesung von Carlyles „Heldenverehrung" denkt, muss die Aehnlichkeit herausfühlen zwischen der Schilderung des Bauerngottes Thor mit seinem rauhen Humor und seiner grossen Seele und diesem König eines kleinen Landes im 18. Jahrhundert. Wie in diesem Thor für Carlyle alles angelegt war, was später die nordisch-germanischen Völker vollbrachten, so sieht Carlyle in diesem schweigsamen, viel erduldenden König die künftige Grösse Preussens und Deutschlands.

Es ist immer unser Bestreben gewesen, auf die Beziehungen hinzuweisen, die zwischen Carlyles Geschichtsphilosophie und seinen Versuchen, als praktischer Reformator aufzutreten, bestehen. Vielfach wird zu einem Vorwurf gegen Carlyle benutzt, er sei kein „objektiver Geschichtsschreiber", jedes seiner historischen Werke enthielte eine Tendenz. Ich glaube, dass Carlyle diesen Vorwurf ohne weiteres zugegeben hätte, ihn aber nicht als Vorwurf empfunden haben würde. Es ist wahr, dass er oft leidenschaftlich Partei für und wider nimmt, aber

in geringerem oder grösserem Grade ist dies bei jedem Historiker der Fall. Ein „objektiver Geschichtsforscher" ist zum Glück eine Unmöglichkeit, denn jeder Geschichtsforscher ist ein Mensch, und kein Mensch vermag es, von menschlichen Dingen zu reden, ohne mit seinem ganzen Wesen Partei zu nehmen. Ebenso unmöglich ist es, selbst die entferntesten Zeiten ohne Rücksicht auf unser jetziges augenblickliches Leben und seine Interessen zu behandeln. Eine politische Zeit sucht die Politik vergangener Zeiten zu erkennen, eine nationalökonomische die wirtschaftlichen Zustände, eine litterarische die Bildungsverhältnisse. Wer aber überzeugt ist, dass heute noch Gut und Böse mit einander kämpfen wie in vergangenen Zeiten, dass es wirklich früher Menschen gegeben hat, und dass diese Menschen denselben Kampf in sich auszufechten hatten wie wir, wer überzeugt davon ist, dass das Heute ein Produkt unvordenklicher Zeiten ist, und dass dies Heute in alle Ewigkeit wirken wird mit allem, was in ihm gut und böse ist, für den ist Geschichte vergangene Gegenwart und die Gegenwart werdende Geschichte. Somit steht die ganze Sozialphilosophie Carlyles ebenso unter den Sätzen seiner Geschichtsphilosophie, wie diese eine Anpassung des Fichteschen Systems an die Aufgaben der gegenwärtigen Zeit darstellt.

Kapitel 7.

Das gegenwärtige Zeitalter.

Wie für Fichte das gegenwärtige Zeitalter das Zeitalter vollendeter Sündhaftigkeit war, so war es das auch für Carlyle. Es nimmt in seiner wie in Fichtes Stufenleiter die dritte Stufe ein; aber während sich bei Fichte diese Charakteristik wesentlich auf die geistige Bewegung bezieht, ist es bei Carlyle die volle Breite der Kulturentwickelung seiner Zeit, die diesen Namen rechtfertigt. Es sind hauptsächlich sozialpolitische Fragen, die uns in diesem Kapitel zu beschäftigen haben werden: Darstellung des Bestehenden, Vorschläge zur Abhilfe, Ausblicke in die Zukunft. Ursprünglich war, wie wir gesehen haben, Carlyles politischer Standpunkt von dem des Durchschnittsradikalen nicht allzuweit entfernt. Als die Arbeiter in Schottland gewaltsame Versuche machten, ihre elende ökonomische Lage zu verbessern, und in Edinburgh sich ein Freiwilligen-Corps bildete, um die Hauptstadt gegen einen etwaigen Putsch zu verteidigen, antwortete Carlyle auf die Bemerkung eines Freundes, er solle sich doch auch mit einer Flinte versehen, dass er dazu nicht abgeneigt sei, aber noch nicht wisse, gegen wen er sie abdrücken solle.

Dann kam die lange Zeit seiner litterarischen Beschäftigung, die zwar sein Mitleid mit der Notlage der

handarbeitenden Klassen nicht einschlafen liess, ihm aber andrerseits keine Gelegenheit gab, sich theoretisch mit den daran sich knüpfenden Fragen zu beschäftigen. Lebhafter bewegt wurde er nur durch die Agitation für die Aufhebung der Kornzölle. Diese Zölle hielt er wie alle Radikalen und die Mehrzahl der Whigs für eine ungerechte Massregel, durch welche wenige grosse Gutsherren aus schimpflichem Eigennutz dem arbeitenden Volk das tägliche Brot verteuerten. Sein Essay über die aus dieser Bewegung gegen die Kornzölle (1837) entsprungene Tendenzlyrik ist von wahrer Menschenliebe erfüllt, zeigt aber eingehende theoretische Beschäftigung mit der Frage keineswegs. Dass vollends der Erfolg der Bewegung der sein musste, den Abfluss der ländlichen Bevölkerung in die Industriestädte noch zu beschleunigen, die Grossgrundbesitzer von dem unrentabel gewordenen Ackerbau zur Viehzucht übergehen zu lassen und sie zum Auskauf der letzten freien Bauern zu drängen, dass alsdann das Proletariat in den Städten sich rasch vermehren und ein unglaubliches Elend die Folge sein würde, und dass endlich der Gewinn aus den niedrigen Kornpreisen durch die nunmehr möglich gewordene billigere Produktion in die Taschen der Fabrikanten fliessen würde — dies alles konnte Carlyle nicht einsehen, solange ihm die Bewegung nur im Gewande der populären Rhetorik eines Cobden und Hood entgegentrat.

Um Einsicht in die Frage zu gewinnen, brauchte Carlyle ausser der eigenen Beobachtung, die er, wie wir gesehen haben, in London machen konnte, auch noch die Auseinandersetzung mit den Lehren der klassischen Nationalökonomie, die in der damaligen Zeit in einem für uns heute fast unglaublich gewordenen Masse die Gemüter beherrschten. Wir haben gesehen, wie die von dieser Wissenschaft aufgestellten Gesetze geradezu als Naturgesetze aufgefasst wurden, von denen eine Abweichung oder Ausnahme ebenso unmöglich sei wie vom Gesetz

der Trägheit oder dem allgemeinen Prinzip der Kausalität. Für Carlyle musste von der einen Seite her diese Auseinandersetzung besonders schwierig sein. Einer der schwächsten Punkte seiner philosophischen Weltanschauung ist die Ansicht, dass es zwischen den Thatsachen auf physikalischem und moralischem Gebiet einen erkenntnistheoretischen Unterschied nicht giebt, und dass infolgedessen eine historische Thatsache nach keiner anderen Methode zu behandeln sei als eine dem physischen Gebiet angehörige. Andererseits aber war ihm als Ausgangspunkt seines gesamten Denkens der höhere Wert des moralischen Individuums gegenüber allen sonstigen Thatsachen deutlich geworden, und so ergab sich daraus für ihn die Folgerung, dass eine Wissenschaft, die unmoralische Konsequenzen nach sich zieht, notwendigerweise essentiell falsch sein müsse.

Carlyle brauchte nun nichts anderes zu thun, als auf die Grundgedanken der von ihm bekämpften Wissenschaft, die er mit Vorliebe die „trübselige" zu nennen pflegte, zurückzugehen. Was war denn der Grundgedanke von Adam Smiths „Reichtum der Völker" (Wealth of Nations)? Smith wollte die Beziehungen der Menschen zueinander so betrachten, als ob sie rein egoistische Wesen seien. Für eine solche Gesellschaft würden in der That die Regeln der klassischen Nationalökonomie die Bedeutung von Naturgesetzen haben. Wollen also die Individuen, die eine Gesellschaft bilden, reine Egoisten sein, so gelten diese Gesetze für sie; aber der Grund, weshalb sie gelten, liegt nicht in der Natur der Dinge, sondern in ihrem eigenen Willen. Es liegt demnach hier derselbe Kampf zwischen zwei Weltanschauungen vor, der überhaupt das Leitmotiv zu Carlyles philosophischem Denken bildet: der Kampf zwischen atomistisch-verständiger und idealistisch-vernünftiger Weltanschauung. Von der ersteren ausgehend, für welche die Idee einer mechanischen Kausalität der oberste Grundsatz ist, muss der

Mensch zuletzt dahin gelangen, sich in seinem eigensten Handeln als unter mechanischen Gesetzen stehend zu betrachten, gegen die anzukämpfen unthunlich und unmöglich ist. Seine Freiheit sinkt ihm zu einer psychologischen Täuschung herab. Es ist dies die Weltanschauung des 18. Jahrhunderts. Ihr höchster Gipfel ist eben die klassische Nationalökonomie. Geht man dagegen vom idealistischen Standpunkt aus, so ist die Freiheit des moralischen Individuums die Voraussetzung schlechthin, und alle übrigen Gesetze der physischen wie der moralischen Welt sind in letzter Linie Bethätigung dieses moralischen Willens und können ihn daher niemals aufheben. Wenn dies der Fall ist, so müssen im Verlaufe der Geschichte die positiven und gläubigen Zeiten ein anderes ökonomisches Verhalten zeigen als die negativen und ungläubigen. Mit einem Worte, es muss gezeigt werden können, dass der Anspruch, das menschliche Handeln richte sich thatsächlich nach den von Smith konstruierten ökonomischen Gesetzen, nicht zu Recht besteht.

Daraus erklärt sich die seltsame Komposition von Carlyles „Einst und Jetzt“ (Past and Present). Es ist durchaus nicht, wie man vielfach gemeint hat, eine Idealisierung mittelalterlicher Zustände, die schroff einem Zerrbild moderner Zustände entgegengehalten wird; sondern Carlyle will in den Mönchen von St. Edmundsbury eine ökonomische Gemeinschaft schildern, die sich nicht nach den Grundsätzen von Gewinn und Verlust, von Angebot und Nachfrage regulieren will und infolgedessen auch nicht durch sie reguliert wird. Und gerade deshalb gewährt er der Schilderung der ökonomischen Zustände des Klosters einen so grossen Raum, weil er zeigen will, wie ökonomische Aufgaben auch noch in einem anderen Geiste angegriffen und gelöst werden können, als in dem der klassischen Nationalökonomie. Natürlich dachten diese Mönche auch an ihren materiellen

Zustand, aber dieser Gedanke ordnet sich dem Bestreben unter, ihrem Heiligen eine würdige Stätte zu bereiten und als treue Männer in seinem Dienste erfunden zu werden. Für sie war ein Wohlbefinden nur möglich, wenn es mit dem Wohlbefinden der Organisation, der ihr Leben geweiht war, zusammenfiel. Dem gegenüber tritt dann freilich die moderne Zeit, in der jeder als egoistisches Wesen, als menschliches Atom handelt und die Gesetze der klassischen Nationalökonomie deshalb als verbindlich und als ein treues Bild seines Strebens anerkennt. Es ist ein ähnlicher Unterschied in einem Buch zusammengefasst, wie Plato ihn in die beiden Werke über den besten Staat und die Atlantis auseinandergelegt hatte.

Wenn man nun andrerseits aus dieser Gegenüberstellung und der sich daraus ergebenden Minderwertigkeit moderner Zustände den Schluss gezogen hat, Carlyle sei in nationalökonomischer Beziehung lediglich ein laudator temporis acti, welcher der ganzen modernen und namentlich der industriellen Entwickelung feindlich gegenüberstehe und sie auf den mittelalterlichen Betrieb zurückschrauben wolle, so kann dieses nur als ein grobes Missverständnis von Carlyles Ansichten bezeichnet werden. Schon ein Blick auf seine Geschichtsphilosophie genügt, um uns von diesem Irrtum frei zu machen. Das Prinzip dieser Geschichtsphilosophie ist ja der Fortschritt des menschlichen Geschlechts, und damit ist gegeben, dass eine Wiederbelebung früherer Zustände, wenn sie überhaupt möglich wäre, immer ein Rückschritt sein müsste. Die Weltanschauung der Mönche von St. Edmundsbury beruhte im Katholizismus. Für den modernen Menschen sind die Symbole des Katholizismus unglaubwürdig geworden, und deshalb sind alle mittelalterlichen Neigungen entweder Dilettantismus, der mit den Thatsachen spielt, oder Heuchelei, welche den andern Seelen Trugbilder aufnötigt, an die sie selbst nicht glaubt. Carlyle konnte nur die herzhafteste Verachtung für die ästhetische

Nationalökonomie eines Southey empfinden. Wenn diese die epheubesponnene Hütte des früheren Arbeiters mit den hässlichen, maschinendurchklirrten, rauchigen, modernen Fabriken verglich und die Rückkehr der früheren Zustände herbeiwünschte, so war das für Carlyle eben der schlimmste Aestheticismus. Nicht in der Rückkehr zu früheren Zuständen, allerdings auch nicht in dem Beharren bei den jetzigen, lag für Carlyle die Aufgabe sozialpolitischer Reform, sondern in dem Fortschritt zu besseren künftigen. Auch für ihn ergiebt sich eine Art von dialektischem Fortschritt; die Synthesis des künftigen besseren Zustandes sollte nach seiner Ansicht die bedeutsamen Momente der Thesis und Antithesis in sich aufheben und zusammenfassen.

Einstweilen müssen wir aber die Charakterzüge des gegenwärtigen Zustandes uns vor Augen führen. Da ist zunächst der riesige Fortschritt in technischer Hinsicht, der das auffallendste Merkmal moderner Entwickelung bildet, und ihn begrüsst Carlyle mit rückhaltloser Freude. Denken wir an seine Theorie vom Eigentum zurück, so erkennen wir diese Stellung als eine durchaus konsequente Folgerung aus Carlyles Geschichtsphilosophie. Durch jede neue Erfindung, welche die Schätze der Erde den Menschen zugänglich macht, durch jeden neuen Weg, der unwegsame Moore gangbar gemacht hat, beweist sich der Mensch als der rechtmässige Herr der Erde, weil er sie als „Gegenstand" überwindet und sie zu dem gestaltet, was sie nach Gottes Willen sein soll: eine nützliche Dienerin und nicht eine strenge Herrin des Menschen. Immer weiter spannt sich das Netz der Beziehungen von Mensch zu Mensch, immer grösser gestalten sich die Bahnen des Handels, und es ist Recht sowohl wie Pflicht eines jeden Volkes, in diesen friedlichen Verein, geschlossen zur Beherrschung der Erde, einzutreten. Es ist wahr: Carlyle liess sich von diesem Gedanken oft weiter hinreissen, als es mit dem mora-

lischen Grundcharakter seiner Lehre vereinbar ist. Keiner seiner Bewunderer, und sei er noch so sehr von der „lues Boswelliana" ergriffen, wird die Parteinahme Carlyles für England in dem Opiumkriege gegen China ohne tiefste Beschämung lesen können. Aber als Entschuldigung, wenn auch nicht als Rechtfertigung muss hierbei die Ueberzeugung Carlyles im Auge behalten werden, dass es unerträglich sei, wenn sich ein Volk der gemeinsamen Kulturaufgabe entziehe, sich künstlich von dem Verkehr mit andern ausschliesse. Es liegt hier die Anwendung eines richtigen Prinzips auf einen verwerflichen Einzelfall vor.

Die Folge dieser weitgehenden Beherrschung und Benützung der Erde ist nun eine unerhörte Zunahme des Reichtums. Aber hier stellen sich bereits die Schattenseiten des Zeitalters der Industrie heraus. Dieser Reichtum verteilt sich nicht in ungefähr gleichmässiger Abstufung über das ganze englische Volk, sondern hat die Tendenz (man glaubt mitunter Karl Marx zu lesen), sich in einzelnen grossen Vermögen zusammenzuballen, denen dann die Masse des Volkes ebenso arm wie früher und noch viel elender als früher gegenübersteht.

Elender und hilfloser, denn die sozialen Zustände des Mittelalters zeigen nicht nur die Verpflichtungen der Hörigen, für den Herrn zu arbeiten, sondern auch die nicht minder zwingende Verpflichtung des Herrn, für seine Hörigen zu sorgen. Gurth, der Sklave Cedrics, (eine bekannte Person aus Scotts Ivanhoe) musste allerdings die Schweine seines Herrn hüten und das metallne Halsband als Zeichen seiner Hörigkeit tragen, aber sein Herr war ihm ebenso Treue schuldig, wie er Cedric. Gurth konnte sicher sein, dass ihn Cedric in Not und Alter nicht verlassen würde, dass für ihn immer ein Platz an Tisch und Herd sich finden würde. Ein treuer Diener, ein treuer Herr, durch lebenslanges Zusammensein, durch Dienst und Dankbarkeit auf einander angewiesen, an einander gebunden.

Die Halsband-Methoden sind für immer vorbei. Rousseau und die „Erklärung der Menschenrechte“ haben sie für alle Zukunft unmöglich gemacht. Der Arbeiter unserer Zeit ist ein freier Mann; er ist aus der harten, vielleicht oft ungerechten Zucht seines Herrn entlassen worden, um niemals in die früheren Verhältnisse zurückzukehren. Aber man konnte ihn nicht zu gleicher Zeit von den Naturgesetzen dispensieren; er fühlt nach wie vor Hunger, er muss Unterkunft suchen vor der Ungunst des Wetters, er muss für sich und die Seinen sorgen, und dies ohne Beihilfe, die ihm früher ein gütiger Herr gewähren mochte. Zu gleicher Zeit hat sich die Anzahl der Arbeitsuchenden ins unendliche vermehrt. Die bedeutsame Rolle der Marxistischen „Reservearmee der Industrie“ hat bereits Carlyle vollständig gewürdigt. Jeder Tag bringt zu den einheimischen und schottischen Arbeitern neue unheimliche Konkurrenten. Nach den Zeiten der Union mit Schottland klagten die Engländer über den reichlichen Zufluss der sparsamen, klugen und arbeitsamen Schotten, die in das reichere England auswanderten. Aber diese waren an tüchtigen Eigenschaften den Engländern mindestens gleich, wenn nicht überlegen, und so gereichte ihre Einwanderung England auf allen Gebieten zum Segen. Heute liegt der Fall anders. England hat es nicht vermocht, Irland zu kultivieren, sondern nur es zu unterdrücken und den Irländern den Aufenthalt in ihrer Heimat unerträglich zu machen. Und wieder ergiesst sich eine Flut der Einwanderung über England, aber diesmal nicht von kulturell gleichartigen, sondern von kulturell minderwertigen Elementen. Sie fordern nichts vom Leben als eine elende Unterkunft und schlechte Kartoffeln und stellen zu jeglicher Arbeit ihre kräftigen Fäuste zur Verfügung. Und diese Konkurrenz kann kein reinlicher, an ein menschenwürdiges Dasein gewöhnter englischer Arbeiter aushalten. Er, der die Kräfte der Natur besiegt hat,

dessen starker Arm die Erde erobert hat, muss diesem Gegner weichen; die Unkultur siegt in unserer Zeit über die Kultur. Und das ist vielleicht das bedenklichste Zeichen der Zeit, dass die höhere Rasse sich gegen die niedrigere nicht halten kann, dass gerade ihre besten Seiten, Reinlichkeit, Gefühl für die eigene Würde, Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit den Kampf gegen sie entscheiden.

Hierin liegt ein Problem, das mit den Ergebnissen der Geschichtsphilosophie im Widerspruch zu stehen scheint. Wie ist es möglich, dass eine kulturell und damit moralisch höher stehende Rasse einer tiefer stehenden unterliegt? Die Antwort Carlyles ist, dass diese guten Eigenschaften der englischen Rasse aus einer vergangenen Zeit stammen, von den Vätern ererbtes Gut sind, mit denen die neuere Zeit nichts anzufangen weiss, und die in Widerspruch zu ihr stehen. Es sind Eigenschaften einer gläubigen Zeit in einem ungläubigen Zeitalter. Heute kommt es gar nicht darauf an, dass der Arbeiter irgend welche moralischen Eigenschaften besitzt. Er ist völlig aus der persönlichen Beziehung zu seinem Arbeitgeber geschieden, und dieser braucht lediglich und allein die physische Kraft des Arbeiters und verbraucht sie ohne Skrupel. Der kräftige Arm, der Mangel an Selbstgefühl sind die einzigen empfehlenden Eigenschaften für den Arbeiter in diesem Zustand, den man nur als Desorganisation der Arbeit bezeichnen kann.

Vor allem aber fehlt dem Arbeitgeber jegliches Interesse daran, für den Arbeiter in Zeiten stockenden Absatzes oder im Fall von Krankheit zu sorgen. Es ist dies eine notwendige praktische Folge der herrschenden theoretischen Ansicht. Wie diese an Stelle der vielfachen organischen Beziehungen von Mensch zu Mensch die einzige verstandesmässige von materiellem Vorteil und Nachteil gesetzt hatte, so musste sie auch dazu kommen, diese eine verstandesmässige Beziehung rein quan-

titativ nach Leistung und Gegenleistung festzustellen und damit das Seitenstück zur kosmischen Mechanik in Gestalt einer sozialen Mechanik zu schaffen. Die Leistung des Arbeiters ist in dem Mass seiner Kraft gegeben, die er in den Dienst des Arbeitgebers stellt. Die Gegenleistung des Arbeitgebers ist die Auszahlung des Lohnes in Geld, das ja der nur noch quantitativ unterscheidbare Massstab für alle möglichen qualitativ unterschiedenen Werte ist. Ebenso wie von der vollen körperlichen Wirklichkeit dem Mechaniker nur noch eine grössere oder geringere Anzahl gleichartiger Atome übrig bleiben, so bleibt einem destruktiven Zeitalter aus der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der sozialen Beziehungen nur noch der Anspruch eines Menschen auf eine gewisse Quantität Geldes aus der Börse des andern übrig. Und ebenso wie die einzelnen Atome nur noch zu solchen Verbindungen mit andern gelangen können, die an ihrem eigentlichen Wesen nichts verändern, so hat auch das menschliche Atom die Tendenz, nur in solche menschliche Verbindungen einzugehen, die sein eigenes Wesen nicht berühren.

Es hat somit der moderne Arbeiter wenig Vorteil von seiner Freiheit gehabt. Jeder Zahltag hann ihn auf die Strasse werfen, und ein Anspruch auf Unterstützung in Not und Krankheit fehlt ihm vollständig. Nicht mehr wie in früherer Zeit vermag er an die Treue des Herrn, die Mildthätigkeit einer religiösen Gemeinschaft zu appellieren. Die einzige Unterstützung, die er erhält, geht nicht auf Liebe, sondern auf Furcht zurück, die Gesellschaft hat allen Grund, arbeitslose und zur Verzweiflung gebrachte Menschen zu fürchten, und deshalb schützt sie sie vor dem Verhungern durch Unterbringung in die gewaltigen Zwingburgen der Verzweiflung, die Arbeitshäuser, wie man in England die Armenhäuser nennt. Und in diesen herrscht nun eine Sklaverei, wie sie so schlimm im Mittelalter nicht gedacht werden kann.

Denn nicht nur die Freiheit geht den hier Eingekerkerten verloren, sondern auch das Urrecht des Menschen, das Recht auf Arbeit. Diese Arbeitshäuser sind schon ihrem Namen nach eine wesentlich ironische Institution. Sie sind nicht Häuser, sondern Gefängnisse für Menschen, die kein Verbrechen begangen haben; sie geben keine Arbeit, weil sie nicht Stätten erziehender Fürsorge, sondern Veranstaltungen blosser Angst sind. Tausende von arbeitskräftigen Händen verderben hier in schnöder Trägheit. Tausende von kräftigen Herzen brechen hier in hoffnungsloser Verzweiflung. Das ist das Resultat der absoluten Freiheit des britischen Arbeiters.

In Wahrheit steht der heutige Arbeiter weit unter der Stufe des heutigen Haustieres. Der Landmann füttert seine Pferde durch den Winter, damit sie ihm im Sommer Dienste leisten können. Der Fabrikant denkt nicht daran, sich um Leute zu kümmern, für die er keine Beschäftigung hat. Der pünktlich zu zahlende Wochenlohn ist das einzige Band, das er anerkennt und das ihn verpflichtet. Wenn somit chartistische Bewegungen, wilde Verbrechen, Zerstörungen von Fabriken sich dem Auge zeigen, so ist es nichts Wunderbares, dass sie auftreten, sondern auffallend ist vielmehr, dass sie die Ausnahme bilden. Und der Grund hierfür ist, dass aus früheren besseren Zeiten in dem britischen Arbeiter ein solches Mass von Pflichttreue, Achtung vor den Gesetzen und schweigendem, heroischen Ertragen übrig geblieben ist, dass er immer wieder, anstatt in laute Empörung auszubrechen, anstatt aus England eine Stätte zu machen, gegen die das Paris der französischen Revolution eine Idylle wäre, sich in Geduld fasst und seine Pflichten gegen die erfüllt, die längst ihre Pflichten gegen ihn vergessen haben. Er weiss es nicht, was er will, wenn sein lauter Schrei: „ein rechter Tageslohn für ein rechtes Tagewerk“ einmal erschütternd aus seiner Brust bricht; um diese Forderung zu befriedigen, bedarf es

eben einer sozialen Organisation, und diese muss von den wirklich Herrschenden herkommen. Sehen wir nun zu, in welchem Masse diese herrschenden Klassen dieser ihrer ersten und einzigen Aufgabe sich bewusst sind und ihr gerecht zu werden vermögen.

Zwei verschiedene Typen glaubt Carlyle unter den herrschenden Klassen unterscheiden zu können. Zu dem ersten Typus gehören die Mitglieder der hergebrachten Ordnung: der Adel, die Geistlichkeit und die Rechtsgelehrten, die durch ihre Repräsentanten in dem altehrwürdigen Oberhause vertreten sind. Sie sind die durch ihre Geschichte berufenen Gesetzeswächter und Leiter des Volkes. Wie erfüllen sie heute dieses ihr hohes Amt? Es ist offenbar die Voraussetzung, unter der diese soziale Gliederung zu stande kam, dass zu diesen Aemtern wirklich die Tüchtigsten erhoben wurden, dass die Männer, welche vor allen andern an Adel der Gesinnung, Reinheit der Lebensführung und Verachtung irdischen Gewinns hervorragten, an Stellen gesetzt wurden, wo sie diese ihre Eigenschaften zum Wohl des ganzen Volkes bethätigen konnten. Deshalb sehen wir auch, dass in früheren Zeiten das Oberhaus wirklich das Obere, an Weisheit und Tüchtigkeit dem Unterhaus überlegene war. Denn das Unterhaus hatte es von Anfang an hauptsächlich mit zwei Dingen zu thun. Es sollte die Beschwerden des Volkes äussern, wobei jedoch dem Oberhaus vorbehalten war, zu prüfen, ob diese Beschwerden auf gerechter Grundlage beruhten oder nicht; und es sollte über die Geldfragen, Steuern und Umlagen Beschluss fassen; diese Geldfragen aber waren in der früheren Zeit nicht die wichtigsten oder gar die einzig wichtigen, mit denen eine Regierung sich zu beschäftigen hatte. Immer jedoch war in früherer Zeit der Gedanke lebendig, dass die Stellung eines Mitgliedes des Oberhauses keine Würde, sondern ein Amt sei.

Wenn man nun aber die Lebensführung der erb-

lichen Mitglieder dieser Aristokratie heute betrachtet, so wird man sagen müssen, dass eine merkwürdigere Art, ein Amt zu verwalten, selten auf dieser Erde gesehen ist. So schwierig auch dem Arbeiter ein Leben vor Gott, d. h. in Arbeit und Pflichterfüllung geworden ist, so ist er doch glücklich zu schätzen, wenn man sein Los mit dem der Mitglieder der Aristokratie vergleicht. Denn wenn auch jener leidet unter dem schwersten Leiden, das einem Menschen zugefügt werden kann, dem Schicksale, keine Arbeit finden zu können, so geschieht dies unter dem Druck äusserer, ihm fremder Verhältnisse, eherner Gesetze, gegen die der Wille des einzelnen nichts vermag. Die englische Aristokratie dagegen könnte arbeiten und schaffen, wenn sie nur wollte. Auch ihren Mitgliedern wäre ein köstliches Leben, das nach dem Worte des Psalmisten „ein Leben voll Mühe und Arbeit" ist, möglich, wenn sie sich nur dazu entschliessen könnten. Und dieser Entschluss würde lediglich darin bestehen, ihre historische Aufgabe ernst zu nehmen, wirklich daran zu glauben, dass sie die geborenen Gesetzeswächter und Leiter des Volkes sind. Sie selbst aber sind dem Geist der Zeit unterlegen, der seiner Natur nach unhistorisch ist, der nur noch eine quantitative Mehrheit, nicht aber eine qualitative Verschiedenheit als das allein Massgebende anerkennt. Und so schämen sich die Mitglieder der früher so stolzen englischen Aristokratie, mit ihren historischen Ansprüchen aufzutreten; sie lassen es geschehen, dass ihre erlauchte Versammlung im besten Fall den Eindruck eines unnützen Anhängsels, im schlimmeren den eines unerträglichen Missbrauches macht, ja sie selber bringen es dazu. Und um ihr Leben auszufüllen, um der entsetzlichen langen Weile, die der Fluch der Trägheit ist, einigermassen zu entgehen, verfallen sie nun dem Gegenspiel aller ernstlichen Arbeit, dem Dilettantismus. Die Edleren kosten und naschen von allen Früchten, die Kunst und Wissenschaft zu bieten ver-

mögen, ohne doch von ihnen den einzig menschenwürdigen Gebrauch zu machen und sich zu Arbeit und Tüchtigkeit zu stählen. Die Untüchtigeren gehen im rein körperlichen Genuss unter und betrachten ihre Seelen nur noch, wie dies einst Aristoteles von den Tierseelen sagte, „als ein Mittel, den Körper vor dem Faulen zu schützen". In geistlosen Vergnügungen und geistlosem Sport verrinnt das Leben dieser Gesetzeswächter, denen ihre ganze legislatorische Thätigkeit als ein Mittel erscheint, immer strengere Gesetze gegen Wilddiebe auszuhecken. So sitzen diese Männer in ihren prachtvollen Schlössern, die für sie schlimmere Bastillen der Trägheit geworden sind als die Arbeitshäuser für die obdachlosen Aermsten der Gesellschaft. Zu der Zeit, als Carlyle dieses Urteil fällte, schien ihm die englische Aristokratie als ein Anachronismus, ihr Prinzip als eine unverständliche und geistlose Formel.

Als zweiter unter den historischen Leitern des Volkes tritt der Stand der Geistlichkeit auf. Sein Prinzip ist die Notwendigkeit der Lehre. Die Geistlichen sollen die geistlichen und geistigen Führer des Volkes sein und waren es thatsächlich im Mittelalter. Sind sie dieses ihres hohen Amtes eingedenk geblieben? Auch hier zeigt die englische Staatskirche kein erfreuliches Schauspiel. Man muss bei den Anklagen, die Carlyle gegen die Gestaltung der kirchlichen Zustände schleudert, immer die Stellung berücksichtigen, welche die Kirche zur Zeit von Carlyles Flugschriften in England einnahm. Wenn irgend jemand Belehrung braucht, wenn es irgend eine Klasse giebt, die es dringend nötig hat, aus dem Staub und Schmutz des Tages emporgehoben zu werden zu einer reinen und idealen Auffassung der Dinge, so sind dies die arbeitenden Klassen. Hier lag weit ausgebreitet, danach verlangend, gepflügt zu werden, „das weite Ackerfeld der Zeit", die eigentliche Aufgabe der Geistlichkeit. Schlechthin nichts ist geschehen, es anzubauen.

Die Massen in den grossen Industriestädten wachsen ohne jede geistige Hilfe von seiten der Staatskirche auf. Es sind keine neuen Kirchspiele geschaffen, die geistliche Organisation hat sich gegenüber der Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse, gegenüber der Umwandlung Englands von einem Ackerbau treibenden in ein industrielles Volk als gänzlich machtlos erwiesen. Die Geistlichkeit hat die Zeichen der Zeit nicht verstanden und ist ausser Berührung mit der Zeit gekommen. Statt dessen hat sie den Anschluss gerade an die Klassen gefunden, die gleichfalls ausserhalb der Zeit standen, und ist dem gleichen Fluch solcher Klassen, dem Dilettantismus, verfallen. Nur mit dem Unterschied, dass bei ihr der Dilettantismus nicht in der liebenswürdigen ästhetischen, sondern in der ganz entsetzlichen pedantischen Form auftritt. Es besteht diese Form in dem Versuche, lange als tot verurteilte Symbole des früheren Lebens zu galvanisieren, ihnen eine Art von Bewegung zu verleihen und somit den hellen Tag der Gegenwart zu einem Aufenthaltsort heulender Gespenster zu machen. Und das Schrecklichste ist, dass Menschen aus wahrer innerer Ueberzeugung mit dem Gefühl, ihr Bestes zu thun, ihr kostbares Leben an diese unfruchtbare Thätigkeit setzen. So war der Puseyismus, der Versuch, die Staatskirche Englands nach Möglichkeit in Ritus und Dogma zu katholisieren, für Carlyle eines der traurigsten Phänomene seiner Zeit; so konnte er in all den wichtigen Fragen, die damals die englische Staatskirche erschütterten: ob schwarze oder weisse Chorhemden, ob Verbeugung vor dem Altar oder nicht, und anderes mehr, nur eine traurige Verirrung, eine Abweichung der Kirche von ihrem eigentlichen Berufe sehen. Aber noch verächtlicher war für ihn der Geistliche, der sein Amt lediglich als eine Art von Sprechstunde für den lieben Gott, Sonntags von 10 bis 12, auffasste. Jene modischen Kirchen Londons, wie sie Thakeray so unver-

gleichlich geschildert hat, schienen für Carlyle sehr weit davon entfernt, dem Ideal einer christlichen Kirche zu entsprechen.

Mitunter glaubt man in dieser zornigen Entrüstung Carlyles eine Polemik gegen das Christentum heraushören zu können. In Wahrheit hatte er in dieser Zeit eine viel innerlichere Stellung zum Christentum wieder gewonnen als in seiner litterarischen Epoche. Damals konnte er sich füglich von einer Polemik gegen die Geistlichkeit fern halten. In sein Craigenputtock klangen ihm die Kirchenglocken entfernter Ortschaften wie ein „Nachhall früherer Jahrhunderte" hinein. Das Christentum war für ihn eine ehrwürdige Vergangenheit, aber ohne lebendige Gegenwart oder Zukunft. Mit der Wendung zur Geschichtsphilosophie vollzog sich jedoch auch hierin sehr sichtbar eine Veränderung in Carlyles Denken. Je genauer er sich mit den treibenden Mächten der Geschichte, mit den sozialen Schäden der Gegenwart beschäftigte, um so deutlicher wurde ihm die welthistorische Rolle, die das Christentum durchgeführt, um so deutlicher sah er, dass es die Abkehr vom Geist des Christentums war, welche den Grundzug des gegenwärtigen Zeitalters bildete. Und zugleich wurde ihm das schöne Kapitel „Wilhelm Meisters" über den ewigen Gehalt des Christentums viel mehr, als dies früher geschehen, buchstäbliche Wahrheit. Die Lehre des Christentums, einmal in die Welt gekommen, war für ihn ein unveräusserliches und kostbares Gut des menschlichen Geschlechts; der Geist des Christentums musste seiner festen Ueberzeugung nach als das wirksamste Bindemittel jeder menschlichen Gesellschaft lebendig bleiben, solange eine menschliche Gesellschaft überhaupt bestehen würde. Aber dieser Geist schien ihm gleichfalls mit allen Arten seltsamer Formeln und Gewänder bekleidet, sein eigentliches Wesen, das unendliche Mitleid für die Schwachen und Niedrigen, jene dritte Art der

Ehrfurcht bei „Wilhelm Meister", den Augen fast entrückt zu sein. Es ist zu bedauern, dass Carlyle das letzte Kapitel seiner „Flugschriften aus elfter Stunde", das er geplant, nicht geschrieben hat. Es sollte den Titel „Exodus aus Houndsditch" führen, welche Strasse zu seiner Zeit den Aufenthaltsort der „Händler mit alten Sachen" bildete, und es wäre ein Gegenstück zu Teufelsdröckhs Betrachtungen in Monmouth Street geworden. Unter der Erlösung des Christentums aus diesen alten Kleidern verstand aber Carlyle nicht die Rückkehr zu einem imaginären Urchristentum, sondern die Einsicht, dass es auch hier auf die schlichte Lehre des Evangeliums ankomme, die er in dem Protestantismus, wie er ursprünglich war, in der Gesinnung, dass ein jeder ohne bindende Autorität irgend eines anderen Menschen selber seinen Weg zu Gott finden müsse, zu sehen glaubte. Es zeigt somit gerade die Schärfe seiner Polemik gegen die augenblickliche Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, wie hoch Carlyle von der welthistorischen Rolle des Christentums dachte, und wie innig er wünschte, die ewigen Gedanken des Christentums in den Wirrnissen der Gegenwart ihre volle gnadenbringende Kraft entfalten zu sehen.

Ebensowenig wie der geistliche Stand füllt nach Carlyle der juristische die Stellung aus, zu der er seiner Natur nach berufen war. Nach dem geistlichen Lehramt hat der juristische Beruf vielleicht die wichtigste Funktion innerhalb der sozialen Gemeinschaft zu erfüllen; denn auf Gerechtigkeit und die Möglichkeit, Recht zu erlangen, ist jedes menschliche Gemeinwesen begründet, und es kann nur so lange bestehen, als die Erlangung von Gerechtigkeit in einem gewissen Masse möglich bleibt. Wenn aber irgend eine Funktion der Gesellschaft auf das Genaueste mit den Thatsachen zusammenhängt und an ihre richtige Betrachtung gebunden ist, so ist es die Austeilung des Rechtes. Denn das

Recht ist ja nach Carlyle gar nichts anderes als die Feststellung der thatsächlichen Machtverhältnisse, ihre Wertung vom sittlichen Standpunkt aus. Somit muss das Recht in dauernder Entwickelung sich befinden; es muss bemüht sein, Privilegien, hinter denen keine wirkliche Ausübung thatsächlicher Macht steht, abzuschaffen; es muss, mit einem Wort in seiner Struktur ein getreues Bild des Verhältnisses der organischen Kräfte in einem Gemeinwesen geben. Mit Vorliebe citiert Carlyle den schönen Ausspruch Burkes, dass die ganze Verfassung Englands in letzter Linie den Zweck habe, „zwölf tüchtige Männer als Geschworene auslosen zu können".

Wie ist nun der thatsächliche Zustand, in dem sich die Rechtspflege befindet? Nirgendswo in unserer Gemeinschaft, selbst nicht in der Theologie, begegnen wir einem solchen Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit. Wenn jemand eine Sammlung alter abgelegter Symbole machen will, welche behaupten, noch lebendig zu sein, so ist hier sein reichstes Schatzrevier. Anstatt die jetzigen Verhältnisse in ein juristisches Begriffssystem zu fassen, ist bei den Juristen nur das Streben vorhanden, die thatsächlichen Verhältnisse so zu drehen und zu wenden, dass sie zur Not irgend einem vor hunderten von Jahren geschehenen Präcedenzfall, irgend einem in jenen Zeiten gegebenen Statut allenfalls entsprechen. Damit aber ist die Idee des Rechtes, die hell und klar unser gesamtes Leben durchleuchten sollte, unter den Spinnweben juristischer Deduktionen, dem Aktenstaub halb vermoderter Pergamente und den Perücken längst verstorbener Juristen so gut wie verschwunden. Was Recht ist, weiss nicht mehr das Volk, sondern nur noch einige vom thatsächlichen Leben abgeschiedene Männer, die man beim besten Willen nicht als Führer des Volkes bezeichnen kann. Und wenn nur dieses Recht so, wie es wirklich ist, erreichbar wäre! Aber der höchste Gerichtshof hat die Spanne Zeit, die ihm Cromwells Reformen zu weiterem

Leben gaben, übel angewendet, die Verschleppung und Verteuerung des Rechtes, wie sie nach Carlyle Dickens so drastisch geschildert hat, ist schlimmer als in irgend einer früheren Zeit, und die Gegenwart späht sehnsüchtig nach einem Herkules aus, der mit reinigendem Wasser in diesen Augiasstall zugleich Luft und Licht bringen solle.

Dass Carlyle mit dieser Kritik der historischen Klassen vielfach über das richtige Mass hinausschiesst, kann nicht geleugnet werden. Aber die Folge hat gezeigt, dass überall ein Teil der von Carlyle gerügten Missstände thatsächlich vorhanden war. Durch seine zornige Erregung ist an allen Orten eine Reformbestrebung mit festem Programm und zielbewusstem Streben ins Leben gerufen worden, so dass heute die von ihm so hart getadelten Berufsklassen ein lebensfrischeres Bild darbieten, als zu der Zeit seiner Kritik.

Wenden wir uns nun zu der neuen sich heraufarbeitenden Klasse von Männern, die ebenso ausschliesslich in der Wirklichkeit stehen, wie die historischen Klassen in der Vergangenheit. Es sind dies die industriellen Unternehmer, und in ihrer Thätigkeit befinden wir uns wieder auf dem Boden der Thatsachen. Wirkliche Arbeit wird gethan. Denn hier wäre jede Scheinarbeit oder das blosse Vorgeben, zu arbeiten, gleichbedeutend mit dem Ruin. Damit ist aber die wesentlichste Vorbedingung für alles Tüchtige im Menschen gegeben. Der Mensch, für den die Wirklichkeit wirklich ist, ist niemals ganz verloren. Ob er es selber glaubt oder nicht, er steht vor dem Angesicht Gottes, und seine erfolgreiche Arbeit ist ein Stück Gottesdienst. Es sind die grossen technischen Erfinder, ein Arkwright, ein Watt, ein Brindley, welche die geistigen Väter dieser neuen Klasse von Menschen geworden sind — schweigende Männer, wenig im Gebrauch der Rede geübt, aber um so geschickter, die lebendigen Thatsachen zu ver-

stehen; die Kräfte der Natur nicht in logischen Systemen, wohl aber in zweckmässiger Ausnützung anzuordnen und zu begreifen. Mag der Dilettantismus über diese ihre Thätigkeit noch so sehr die Nase rümpfen — es ist nichts Kleines, sondern etwas Grosses, dass es diesen Männern gelungen ist, die widerspenstige Baumwollenfaser so zu besiegen, dass sie glatt und geschmeidig wird und ein taugliches Kleidungsstück für den menschlichen Körper liefert. Wenn es das Amt jedes Helden ist, Menschen zu gemeinsamer Arbeit zu organisieren, so haben diese „Hauptleute der Industrie" ein gutes Stück heroischer Arbeit geleistet. Sie haben Bataillone von Müssiggängern angeworben, ihnen taugliche Waffen in die Hand gegeben und sie zum Sturm geführt gegen die Baumwolle und die Kohle, das Eisen und das Zinn, und der Sieg ist bei ihnen gewesen.

Aber mit diesem Siege ist erst die Hälfte der Aufgabe gelöst. Zur Lösung der andern Hälfte, welche Carlyle damals zuversichtlich von dieser Klasse tüchtiger Männer erhoffte, muss nun vorgedrungen werden. Die bisherigen Siegestrophäen bestanden für den „Hauptmann" in einer Anzahl Tausendpfund-Noten, für den „Soldaten" (den Arbeiter) in bestimmten Wochenlöhnen und endlicher Aussicht auf das Arbeitshaus. Die Organisation war nur für die Arbeit und, was schlimmer ist, nur auf Zeit. Soll eine neue Form der menschlichen Gesellschaft daraus entstehen, so muss sich diese Organisation auch auf das Leben erstrecken und für die Dauer als gültig erweisen. Der Fortschritt des Menschengeschlechts besteht gerade darin, dass frühere kurze und wechselnde Verhältnisse zu langen und dauerhaften ausgebildet werden. Dem Nomaden gehört die ganze Welt, und deshalb nichts von der Welt. Erst wenn er sich an einem bestimmten Punkte der Erde festsetzt und sein Verhältnis zu diesem Fleckchen Erde zu einem dauernden macht, ist wirkliches Eigentum vorhanden. So

lange das Verhältnis beider Geschlechter zu einander ein nomadisches war, hatte es keine sittliche Bedeutung. Erst in der Form der Ehe wird aus der Befriedigung des Geschlechtstriebes eine sittliche Institution, die bis heute die Grundform aller sittlichen Verhältnisse überhaupt darstellt. Nur der ist frei, der selbstgeschaffene Schranken anerkennt. Das ist der Grundsatz Carlyles, wie es der Fichtes war. Und nun zieht Carlyle für die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens die Konsequenzen aus dem deutschen Idealismus, welche Fichte zu ziehen noch keine Veranlassung hatte. Auch das Arbeitsverhältnis muss wieder aus dem nomadischen in den dauernden Zustand übergeführt werden. Die Arbeiter dürfen für den Arbeitgeber nicht nur „Hände" sein, sie müssen „Seelen" werden. Jede Fabrik muss zu einem dauerhaften Organismus werden, wie es früher jedes Kloster war. Die gemeinsame dauernde Arbeit, die gemeinsame Pflichterfüllung werden alsdann aus dem Arbeitgeber sowohl wie aus dem Arbeiter neue Menschen schaffen, zwischen denen nicht nur das Caput mortuum aller menschlichen Verhältnisse, der Wochenlohn, sondern tausend Beziehungen edlerer und menschlicherer Art ein gemeinsames Band der Treue und des Gehorsams schlingen werden.

In diesem Zukunftsbild, in welchem Carlyle versuchte, das patriarchalische Verhältnis früherer Zeiten in einer unseren Verhältnissen angepassten Form wieder aufleben zu lassen, vergass er aber nicht, dass dies vorläufig eben noch keine Wirklichkeit sei, dass die Möglichkeit der Verwirklichung in letzter Linie daran hänge, ob der Appell an die sozialen Eigenschaften der Unternehmer in ihrem Herzen einen Wiederhall finden werde. Die Aufstellung dieser Forderung enthob ihn aber nicht einer doppelten Aufgabe. Einerseits musste geprüft werden, ob die, von seiten der Arbeiter selber kommenden Vorschläge zur Verbesserung ihrer Lage geeignet

seien, dieses Ziel wirklich zu erreichen, andrerseits mussten für den Fall, dass die Unternehmer sich ihrer sozialen Aufgaben nicht erinnerten, andere Möglichkeiten zur Heilung der sozialen Schäden erwogen werden.

Sieht man von einigen ziemlich unklaren sozialistischen und kommunistischen Ideen ab, die damals anfingen, in den Wünschen der englischen Arbeiter eine Stelle zu finden, und die Carlyle nur als eine Ausstrahlung der Utopien St. Simons betrachtete, so richteten sich die Pläne der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage hauptsächlich auf grösseren Einfluss auf politischem Gebiet, allgemeines Wahlrecht, geheime Stimmenabgabe, stärkere Vertretung der industriellen Bezirke im Unterhaus. Welches Prinzip liegt diesen Wünschen zu Grunde? Es ist zunächst die richtige Anerkennung der Thatsache, dass im heutigen England das Unterhaus der eigentliche Sitz der Macht ist, die in Wahrheit regierende Körperschaft. Daraus folgt das Prinzip, dass mit der Umwandlung des früher die Mittelstände vertretenden Unterhauses in eine aus allgemeinem Stimmrecht hervorgehende Körperschaft die Demokratisierung Englands zu vollenden sei, dass erst hiermit die Macht wirklich auf das Volk übertragen sein würde. Die Demokratie also war in dem England Carlyles ebenso das Ziel der arbeitenden Klasse, wie zur Zeit der französischen Revolution sie das Ideal des französischen Volkes gewesen war. Die Frage bestimmt sich also näher dahin: ist die Demokratie eine mögliche Regierungsform für menschliche Gemeinwesen überhaupt? Mit verdienter Verachtung behandelt Carlyle die Versuche, die antiken Republiken als Musterbilder einer demokratischen Verfassung auszunutzen. Es entging seinem scharfen Auge nicht, dass diese sogenannten Republiken nur unter der Voraussetzung der Sklaverei möglich waren und in unseren Augen ziemlich enge Aristokratien vorstellen

würden. Aber auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten nach Carlyle die Frage nach der Möglichkeit der Demokratie nicht beantwortet. Ja, er glaubte, dass die wirklichen Schwierigkeiten einer demokratischen Verfassung für Amerika erst in der Zukunft sich zeigen würden. Denn die Hauptaufgabe jeder Regierung, eine Organisation der Gesellschaft herbeizuführen, brauchte in Amerika noch nicht in Angriff genommen zu werden. Bei dem damals noch reichlich vorhandenen unkultivierten Hinterlande war jederzeit ein Abfluss der mit den bestehenden Verhältnissen Unzufriedenen möglich; eine Organisation der Gesellschaft, die über den Schutz des persönlichen Eigentums, die Sicherung des Triebes nach immer grösserem Erwerb hinausgeht, brauchte kaum ins Auge gefasst zu werden. Erst wenn dieser verfügbare freie Boden occupiert ist, wird die Frage an die Amerikaner herantreten, ob die Demokratie nicht nur technisch, sondern auch sozial organisieren kann, und dann wird sich vielleicht die Notwendigkeit ergeben, an Stelle der Leitung durch gewerbsmässige Politiker eine strenge Disziplin unter der Leitung der ἄριστοι, der Besten, sehr ernstlich zu erwägen.

Für England liegt die Sache ganz anders. Es ist ein altes Kulturland, jeder Zoll des Bodens in festen Händen, dicht bevölkert von Millionen von Menschen, die zusammenleben müssen, sich nicht beliebig im unermesslichen Raum zerstreuen können. Feste Methoden der Verwaltung, der Regierung müssen gegeben sein, und es fragt sich, ob eine parlamentarische Körperschaft überhaupt im stande ist, in diesem Sinne zu regieren. Carlyle bezweifelt die Möglichkeit hiervon. In der ganzen Geschichte hat es nur zwei parlamentarische Körperschaften gegeben, die wirklich regiert haben: das Parlament Oliver Cromwells und den französischen Konvent. Und diese beiden haben, um ihre Regierung möglich zu

machen, sehr merkwürdige und unparlamentarische Methoden nötig gefunden. Das lange Parlament schloss die opponierenden Mitglieder einfach aus, und der französische Konvent tagte in so unmittelbarer Nähe der Guillotine, dass die Opposition ein weises Schweigen für geraten erachtete. Mit Reden und Debattieren, mit geschicktem „Wackeln der Zunge" und Abstimmung ist noch niemals ein Regieren möglich gewesen, sondern nur durch strikten Befehl auf der einen und striktes Gehorchen auf der andern Seite. Und daran wird kein noch so demokratisiertes Unterhaus etwas ändern. Ja, der Uebelstand wird schlimmer werden, als er war; denn jeder schwatzende Redner im Hause sieht im Geist hinter sich die schwatzende Versammlung seiner Wähler, und um sich in diesem seinem Lebenselemente, dem Reden, erhalten zu können, darf er nur das sagen, was diese seine Wähler zu hören wünschen, nämlich Phrasen, Phrasen und Phrasen. Der geschickte Parlamentsredner ist für alle wirklich denkenden Menschen ein öffentlicher Unfug geworden. Man weiss im voraus, an welcher Stelle der Debatte er das Wort ergreifen, welche Argumente er brauchen, unter welchem betäubenden Beifall seiner Partei er sich setzen wird. Sein Geruch ist unlieblich in den Nasen der Weisen.

Dies kommt daher, dass er nicht als ein Gebieter seines Wahlkreises seinen Sitz erhalten hat, sondern als ein Sklave. Wären wirklich seine Wähler darauf aus, den besten Mann, den sie finden können, den sie ihrer Bewunderung für würdig halten, und dessen Herrschaft sie sich gerne unterwerfen wollen, in das Parlament zu schicken, dann lägen die Dinge zwar nicht gut, aber unendlich besser. Und vielleicht sogar würden diese Volksvertreter einsehen, dass es auf wirkliches Regieren und nicht auf Worte ankommt, sie würden die dazu geeigneten Männer aussuchen und ihrer schweigenden Regierung schweigend zuschauen. Dies wäre die Euthanasie

des Parlamentarismus. Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge anders, ja umgekehrt. Anstatt die Männer zu wählen, die wirklich diesen schweigend-thätigen Typus darstellen, lässt sich der Arbeiter, gerade weil er diese Fähigkeit nicht besitzt, durch geschicktes Reden blenden; auch er sieht mehr auf die Fähigkeit zu sprechen, als auf die zu handeln. Und es ist schrecklich, zu denken, wie unaufhörlich bei jeder Wahlbewegung gesprochen und gelogen wird, wie unmöglich es ist, mit wirklich wahrer Rede die Stimmen der Zuhörer zu erlangen, wie notwendig der Redner, seinen Wählern schmeichelnd, ihnen die Wahrheit verhüllen muss. Auf diesem Wege eine wirkliche Besserung der Verhältnisse zu erwarten, ist einfacher Wahnsinn. In dem richtigen Drange, geleitet und regiert zu werden, wenden sich die Massen gerade an die Männer, die am allerunfähigsten sind, menschliche Wesen auf irgend einen richtigen Weg zu leiten.

Auch hier können wir die atomistische Tendenz unserer Zeit als die Wurzel alles Uebels betrachten. In der Wählerversammlung gilt jede Stimme gleich der anderen. Judas tritt auf Christus zu und sagt mit gerechtem Stolz: Bin ich nicht so gut wie du, eher vielleicht besser? und schlägt auf seine Tasche, in der dreissig Silberlinge klingen. Wenn uns die Natur irgend etwas lehrt, so lehrt sie uns, dass der eine Mensch besser ist als der andere, dass das Amt des einen ist, zu führen, das des andern geführt zu werden, dass in allen positiven Zeiten die wenigen Heldenhaften dies Amt immer ausgeübt haben und in künftigen heldenhaften Zeiten es wieder ausüben werden. Dieser Weg, die Leitung in die Massen zu verlegen, ist ein Irrweg, auf ihm lässt sich Heil nicht erlangen.

Wenn somit das ganze moderne Staatsleben für Carlyle als mit Phrasen und trefflichen Reden, aber mit einer Unfähigkeit zu handeln, die täglich zunimmt, durchsetzt erscheint, so weist er mit um so grössserer Freude auf eine Institution hin, die in all diesem greisenhaften

Treiben sich jung, frisch und thatkräftig erhalten hat. Und diese ist das Heer. Im Oberhaus ist keine Regierung, in der Kirche keine geistliche Leitung, in den Rechtshöfen keine Gerechtigkeit zu erhalten; so weit sind diese ehrwürdigen Einrichtungen von ihrer früheren Höhe herabgesunken. Aber der Soldat ist wirklich das, was er zu sein vorgiebt. Er steht als eine rotbäckige Wirklichkeit mitten in dieser Welt von galvanisierten Gespenstern. Er kennt seine Pflichten und führt sie thatsächlich mit Treue und Pünktlichkeit aus. Und doch setzt sich das englische Heer aus den schlechtesten Elementen des Landes zusammen. Es sind die verlorenen Kinder des Landes, die der Trommel folgen. Wie ist es möglich, dass aus diesen Elementen ein wirklich brauchbares Werkzeug entsteht? Vor allem dadurch, dass das Heer andere Methoden der Pflichterfüllung kennt, als parlamentarische Reden und Abstimmungen. Es ist eine Schule schweigenden Gehorsams mit kurzem klaren Befehl und pünktlichem augenblicklichen Ausführen. Immer wo Menschen sich zusammenthun, um wirklichen drohenden Gefahren zu begegnen, müssen ähnliche Methoden angewendet werden. Die alten Römer verzichteten in Zeiten der Gefahr auf alle und jede Redefreiheit und ernannten einen Diktator mit höchst unparlamentarischer Gewalt über Leben und Tod. Ein Schiff, welches der Gewalt von Winden und Wellen, den nackten Thatsachen der Natur, preisgegeben ist, regelt seinen Lauf nicht durch allgemeine Abstimmung der Matrosen, weise Reden und donnernden Beifall, sondern nach den Befehlen des Kapitäns und seiner Kenntnis der ewigen Gestirne. Und ist nicht England, sind nicht alle Länder Europas in einer ähnlich gefahrvollen Lage? Vielleicht liegt in diesen uralten Methoden mehr Weisheit und Möglichkeit der Rettung, als in den neueren, die wir betrachtet haben.

Hiermit ist der Uebergang zu einer Gedankenreihe Carlyles gegeben, die vielleicht am schärfsten den letzten

Konsequenzen der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts sich entgegenstellt, also einer Weltanschauung, die bis heute noch in den Lehren des Liberalismus fortlebt. Es ist die Stellung zum Staate, auf die es hier ankommt. Es wurde früher gezeigt, wie die Konsequenzen des ethischen und wirtschaftlichen Atomismus dazu führen mussten, die Wirksamkeit des Staates gegenüber der Freiheit des Individuums möglichst zu beschränken. Der trotzigen Selbständigkeit des Engländers, der auf die eigene Kraft vertrauend, jeden, auch den wohlmeinendsten Eingriff von Aussen als lästige Bevormundung empfindet, musste diese Anschauungsweise besonders kongenial sein. So war denn der Staat in der Mitte der vierziger Jahre, wo diese Bewegung ihren Höhepunkt erreichte, thatsächlich auf seine einfachsten Funktionen, den Schutz von Leben und Eigentum, eingeschränkt worden. Und es ist merkwürdig, wie schüchtern Carlyles Vorschläge, die Wirksamkeitssphäre des Staates zu erweitern, gehalten sind.

Zunächst wird die Analogie mit dem Heere weiter ausgedacht und in ihre Konsequenzen verfolgt. Indem der Soldat den Werbeschilling annimmt, verzichtet er zum grössten Teil auf seine persönliche Freiheit, mit der er nichts anzufangen gewusst hat. Er gewinnt dadurch etwas unendlich Wertvolleres, nämlich den Zwang, seine Pflicht zu thun. Nun giebt es aber eine grosse Anzahl von Männern, die unter den heutigen Verhältnissen mit ihrer kostbaren Freiheit gleichfalls nichts anzufangen wissen, ja, denen diese Freiheit ein sehr gefährliches Gut geworden ist. Die Verbrecher in unseren Gefängnissen haben authentisch gezeigt, dass diese ihre Freiheit kein moralisches Gut, sondern eine höchst unmoralische Möglichkeit darstellt, ihre Pflicht systematisch zu unterlassen. Sie haben den Werbeschilling für des Teufels Leibgarde angenommen, und selbst unsere atomisierte Gesellschaft mit ihrer weitgehenden Toleranz gegen sehr merkwürdige Methoden, die persönliche Freiheit zu gebrauchen, findet,

dass sie mit dieser Art nicht zusammenleben kann. Da dies aber eigentlich eine Abweichung von ihrem Prinzip der schrankenlosen Freiheit des Individuums ist, hegt sie auch keinen Groll gegen diese ihre interessanten Mitglieder. Sie lässt sie in herrlichen, gut ausgestatteten Palästen wohnen, sie ernährt sie von den Steuergeldern, welche diejenigen aufbringen müssen, die noch nicht den Weg zum Teufel gegangen sind, aber alle Veranlassung haben, ihn zu gehen, und lässt sie nur so viel arbeiten, als ihrer kostbaren Gesundheit absolut zuträglich ist. Von dem Hass, den frühere gesundere Zeiten dem Verbrecher gegenüber zeigten, ist keine Spur mehr vorhanden, denn wir alle sind ja menschliche Atome, unter eisernen Gesetzen der Notwendigkeit stehend und alle so, wie wir sein müssen. Hier ist nach Carlyle der Ort, wo die Staatsgewalt eingreifen kann und muss. Diese Leute haben bereits ihre Freiheit verloren, und es ist notwendig für sie, dass sie den Gebrauch der Freiheit wieder erlernen, bevor sie in die bürgerliche Gesellschaft zurücktreten. In England und Irland giebt es weite Strecken Landes, die nicht urbar gemacht werden können, weil die Arbeitskraft zu teuer ist. In den Mustergefängnissen ist die Nicht-Arbeitskraft zu teuer. Man stelle ihre Insassen unter scharfe militärische Disziplin, man lasse sie roden und drainieren, und wenn sie sich zuverlässig erweisen, so mögen sie zuerst als Pächter, dann als freie Besitzer des von ihnen gewonnenen Landes, als rechte Soldaten Gottes ihr Leben weiterführen. Und ebenso soll mit einer anderen Klasse von Menschen verfahren werden, die auch mit ihrer Freiheit nichts anzufangen gewusst haben, noch bevor sie des Teufels Handgeld genommen haben. Die Landstreicherplage, eine notwendige Konsequenz der modernen Freiheit, würde bei solchen Massregeln bald aufhören, und der „Sumpf von allen“ ein lachendes Kornfeld werden.

Endlich jene Unglücklichen, die in den Arbeitshäusern

sitzen, die arbeiten möchten und nicht Arbeit erhalten können, sollen sie fortfahren, sich selber und ihren Mitmenschen zur Last zu fallen? Hier wartet eine Aufgabe für eine neue Regierung, die etwas weniger auf Reden im Parlament und etwas mehr auf wirkliche Thätigkeit Wert legt. Der alte Geist Hengists und Horsas muss in dem anglo-sächsischen Volk wieder geweckt werden. Wie diese in ihren Kähnen, ohne es zu wissen, die ganze Zukunft Englands mit sich führten, so muss die Regierung sich entschliessen, neue Eroberungszüge zu organisieren, die mit friedlichen Waffen die unendlichen unbewohnten Gebiete der Erde der Gesittung und der Kultur erschliessen. England muss sich darüber klar werden, dass es schon längst nicht mehr aus einer armseligen Insel besteht, sondern dass Millionen englisch sprechender Männer ausserhalb Englands gleichberechtigte Bürger zu werden verlangen. Die Idee des „grösseren Englands", eines gemeinsamen Reiches für Mutterland und Kolonien ist hier zuerst von Carlyle ausgesprochen, und wir wissen, mit wie zäher Ausdauer England heute an der Verwirklichung dieses Gedankens arbeitet. Der rein merkantilistische Standpunkt, der damals in England der herrschende zu werden drohte, und der diejenigen Kolonien, welche mehr kosteten als einbrachten, als eine unnütze Last betrachtete, ist durch Carlyle für alle Zeiten wohl unmöglich geworden. Und zugleich dient dieser Gedanke Carlyles dazu, eine der widerwärtigsten Lehren der damaligen Nationalökonomie, die von Malthus aufgestellte Bevölkerungstheorie, gründlichst zu widerlegen. Gegenüber dem Schreckgespenst einer Zunahme der Bevölkerung der Erde, die so stark ist, dass die vorhandenen Nahrungsmittel nicht zureichen, die Menschen zu ernähren, gegenüber den unsauberen Phantasien der Anhänger von Malthus, wie diese drohende Zunahme zu verhindern sei, war Carlyle schon in dem „Sartor Resartus" mit der ganzen Fülle ätzender Ironie, die ihm

zu Gebote stand, aufgetreten. Nun weist Carlyle darauf hin, wie unendlich weite Bezirke der Erde kaum angebaut sind, wie alte Kulturstätten, die früher Millionen ernährten, heute kaum für einige Herden notdürftige Nahrung bieten, und wie diese Gebiete die Kolonisation geradezu herausfordern, und hier findet er die naturgemässe Beschäftigung auch für jene Mitglieder der Aristokratie, die heute in England dem leeren Dilettantismus verfallen sind. Sie sind doch die Söhne der Männer, die einstmals wirklich England geführt haben. Gebe man sie ihrer früheren Bestimmung zurück, mache man sie zu Führern jener Kolonistenzüge, zu Grafen und Fürsten der friedlich eroberten Länder — und England wird sowohl in den Führern wie in den Geführten, mit denen es zu Hause nichts zu beginnen wusste, deren edle Kräfte wie in einem Zauberschlafe gefangen lagen, seine treuesten Bürger, seine edelsten Söhne begrüssen können.

Diese Aufgabe, die Carlyle der englischen Aristokratie stellt, bedeutet eine Aenderung in seiner Wertung der alten und der neuen führenden Klassen. Seine „Hauptleute der Industrie" hatten seinen Erwartungen nicht entsprochen. Seine Hoffnung, in ihnen die Kernpunkte neuer sozialer Bildungen begrüssen zu können, waren unerfüllt geblieben. Ihre Einsicht blieb die eines kunstreichen Bibers und wollte sich zum menschlich Schönen nicht entwickeln. Es ist ein rührendes Zeugnis für Carlyles Optimismus, dass er sich bei diesem Fehlschlagen seiner Hoffnung nicht einer trostlosen Verzweiflung an der Zukunft des englischen Volkes überliess, sondern nunmehr neue kühnere Vorschläge machte, damit den arbeitenden Klassen das menschenwürdige Los, auf das sie von seiten der Unternehmer nicht rechnen konnten, nun von seiten des Staates zu teil werde. Als letzte Konsequenz seiner idealistischen Grundanschauung vom Wert des menschlichen Lebens schlechthin, die er aus Goethe und Fichte, aus Novalis und Kant geschöpft hatte,

erscheint die Idee einer allgemeinen Invaliditäts- und Altersversorgung; freilich in anderer Form, als sie später in Deutschland wirkliche Gestalt erhalten sollte. Carlyle denkt den Staat als Unternehmer selbstständiger grosser Fabrikationen, in denen die Arbeiter als Beamte betrachtet, d. h. nicht nach Willkür entlassen werden dürfen und bei eintretender Arbeitsunfähigkeit Anspruch auf eine Pension haben. Wenn nun die privaten Unternehmer nach der Leerung der Arbeitshäuser, welche ihnen „die Reservearmee der Industrie" entziehen, mit diesem Staatsbetrieb konkurrieren wollen, so müssen sie ihren Arbeitern die gleiche Vergünstigung gewähren und zwar nun nicht mehr als ein freies Geschenk edler Menschlichkeit, sondern unter dem Druck zwingender Verhältnisse, als ein einklagbares Recht. Den Grundfehler dieses Planes, der darin liegt, dass der Staat mit den von den Fabrikanten aufgebrachten Steuern ihnen selber Konkurrenz macht, hat Carlyle nicht gesehen oder nicht berücksichtigt.

Wenn somit der Staat die sozialen Aufgaben, welche eigentlich die privaten Unternehmer lösen sollten, selber in die Hand nehmen muss, so muss er Aehnliches noch auf einem andern Gebiet thun. Es wäre die Aufgabe der Kirche, für die geistige Ernährung des Volkes zu sorgen, darauf zu sehen, dass der Zusammenhang mit der menschlichen Kulturentwickelung keinem Mitglied des englischen Volkes verloren geht. Sie hat dies aus Schlaffheit versäumt. Andererseits hat auch der Zeitgeist überhaupt dagegen Protest eingelegt, dass die individuelle Freiheit irgend eines Kindes durch den Zwang, Lesen und Schreiben zu lernen, in Gefahr gerät, zu verkümmern. Die Konsequenz von alledem ist, dass im heutigen England tausende von Menschen heranwachsen, denen alle geistigen Güter vollständig verschlossen sind. Alles, was seit der wunderbaren Erfindung der Schrift gedacht und gesungen worden ist, ist für sie nicht vorhanden, sie leben im Zustande des geistigen Tier-

reichs. Und auch hier wieder muss der Staat eingreifen. Carlyle wusste sehr gut aus seinem Studium Friedrich Wilhelms I., dass dieser höchst unkonstitutionelle Fürst peremptorisch darauf drang, dass in jedem Dorf seines Landes eine Volksschule sei, und dass er mit härtesten Strafen gegen die Eltern vorging, die ihren Kindern die Freiheit vom Wissen bewahren wollten. Erst wenn diese Massregel ausgeführt ist, kann wieder ein wirklich freies Geschlecht, d. h. ein solches, das seine Freiheit zu benutzen versteht, möglich werden.

Alle diese Pläne für eine Gestaltung der sozialen Verhältnisse, die besser ist, als sie das gegenwärtige Zeitalter zeigt, haben eine Voraussetzung, und diese Voraussetzung ist das Grundthema der Philosophie Carlyles überhaupt. Es muss die Reform des sozialen Körpers von dem einzelnen Individuum anfangen, der Wille zum Besseren muss bei dem eigenen Ich beginnen. Der Mensch muss sich erst selber wieder finden. In ihm selber, in der unbedingten Gewissheit des moralischen Ichs liegt der archimedische Punkt, von dem aus er die mechanisierte Gesellschaft aus ihren Angeln heben kann. Dieser energische Appell zur Selbstbesinnung, zum Durchbruch in das „ewige Ja" zeigt, dass Carlyle seine eigene geistige Entwickelung mit vollem Recht als vorbildlich betrachtete. Und ebenso zeigen seine Worte, dass er für seine Landsleute grössere Schwierigkeiten auf diesem Wege voraussah, als er selbst sie zu überwinden gehabt hatte. Denn was auch für „Finsternis und Hindernis" ihn gehemmt haben mochte, die Grundvoraussetzung zu allem Erfolge brachte er mit: die rücksichtslose Liebe zur Wahrheit. Und gerade diese war er nicht in der Lage, bei den Engländern seiner Zeit als vorhanden anzunehmen. Es ist für einen Ausländer schwierig, in die Seele eines fremden Volkes zu sehen, aber wenn wir den verzweifelten Kampf beobachten, den nicht nur Carlyle, den auch Dickens, Thakeray, George Eliot gegen die

eigentümliche selbstzufriedene Heuchelei, die der Engländer mit dem Worte „cant“ bezeichnet, geführt haben, so muss man glauben, dass man es hier wirklich mit einem Nationallaster zu thun hat, das bei andern Völkern, die wiederum ihre anderen Nationallaster haben, nicht in demselben Grade vorhanden ist. Vergleichen wir Fichtes Ethik. Er kennt als das einzige Grundlaster die Trägheit, aus der dann die Lüge und Feigheit folgen. Aber der „cant“ ist nicht einmal Lüge und noch weniger Feigheit. Er ist der feste Entschluss, Dinge nicht sehen zu wollen, die offenkundig da sind, und die Absicht, andere, welche diese Dinge sehen, mit gesellschaftlicher und sonstiger Acht zu belegen, bis sie sich ebenfalls für seelenblind erklären. Bis zu welchem unglaublichen Grade diese Neigung sich steigern kann, mag man u. a. in dem Buch von Held: „Zwei Bücher englischer Wirtschaftsgeschichte“ verfolgen, wo geschildert wird, wie der cant bei Gelegenheit der Debatten über die Beschäftigung von Kindern in Werkstätten zu Tage tritt. Es war durch eine parlamentarische Enquete festgestellt worden, dass Kinder von vier bis fünf Jahren in den Bergwerken eine achtstündige Schicht unter Tag machten, und einige ehrenwerte Mitglieder des Parlaments erklärten es für unthunlich, durch gesetzliche Massnahmen das Recht der freien Selbstbestimmung dieser britischen Unterthanen zu beschränken. Das war nicht Bosheit, das war einfach „cant“. Aber grade darin, in dieser selbstzufriedenen, salbungsvollen Heuchelei, sah Carlyle mit Recht die schwerste Gefahr für die Erreichung einer neuen besseren Weltanschauung. Der selbstzufriedene Mensch ist jeder Besserung viel mehr abgestorben als selbst der schlechteste, roheste, leidenschaftlichste. Denn in diesem kann durch geistige Erschütterung, durch Strafe, durch Predigt das schlafende Gewissen wieder aufgerüttelt werden; bei jenem aber hat, so zu sagen, die ganze Seele sich in Phrasen und eitel Dunst aufgelöst. So lange

dieser Zustand der englischen Gesellschaft andauert, so lange sie entschlossen ist, die Thatsachen zu verleugnen und die Nichtthatsachen, wenn auch nicht zu behaupten, so doch durch plausible Empfehlung annehmbar zu machen, ist eine wirkliche Rettung nicht möglich, sondern nur Palliativmittel, welche die Symptome des Leidens wegschaffen, ohne das Leiden selber zu treffen.

Unter dem Einfluss dieses Nationalfehlers muss notwendig eine allgemeine Vorliebe für den Schein gegenüber der Thatsache sich ausbilden. Der Maurer will kein gutes Haus mehr bauen, das Generationen von Menschen sicheren Schutz bietet, sondern er stellt ein Scheinhaus hin und behauptet, zu glauben, und will andere Leute glauben machen, dass es ein thatsächliches Haus sei. Der Hutmacher, der auf einem Reklamewagen einen zehn Fuss hohen Hut die Strassen entlang führt, sucht in dem Publikum den Glauben zu erwecken, als habe er gute Hüte gemacht, und das Publikum entspricht seinem Wunsch. Und so drängt sich überall das plausible Surrogat an die Stelle des wirklichen Gegenstandes, weil der Sinn für die Wahrheit der Thatsachen verloren gegangen ist.

Im Zusammenhang mit diesen Gedanken gelangen wir nun zu einer richtigen Würdigung von Carlyles ethischem Standpunkt, der meistens nicht ganz korrekt aufgefasst wird. Man stellt ihn gewöhnlich so dar, als ob Carlyle den Egoismus als unsittlich, den Altruismus als sittlich auffasse. Daran ist soviel richtig, dass der Egoismus in der That bei Carlyle die Wurzel alles Uebels ist. Aber dieser Egoismus ist kein im engeren Sinne ethischer, sondern ein metaphysischer. Er besteht in der Loslösung des einzelnen Individuums als eines für sich selber existierenden Atoms, in der Leugnung der grossen Zusammenhänge in der Natur und in der Geschichte. In diesem Sinne ist das egoistische Individuum für Carlyle immer ein ungläubiges. Und der Gegensatz besteht also nicht zwischen Egoismus und Altruismus, sondern zwischen

Egoismus und Glaube. Das egoistische Individuum kann sehr wohl altruistisch handeln, aber dieses Handeln ist ebenso eine Scheintugend wie die Weltanschauung der Egoisten eine Weltanschauung des Scheins ist und zu den Thatsachen in keiner Beziehung steht. Daher sehen wir, wie sich in einem Zeitalter des Unglaubens, d. h. des metaphysischen Egoismus die innere Unwahrheit auch da zeigt, wo der Wille, Gutes zu thun unzweifelhaft vorhanden ist. Auch diese Bestrebungen sind notwendigerweise mit derselben Unfruchtbarkeit geschlagen wie die Tendenzen des ganzen Zeitalters überhaupt. Nicht die Gerechtigkeit gilt in unserer Zeit als die wahre Tugend der Menschenliebe, sondern eine Art unklarer Enthusiasmus des Gefühls, den man Philantropie nennt. Und auch hier folgt Carlyle durchaus Fichte. In dem „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit" bei Fichte verirrt sich der Vernunftinstinkt in unklare Schwärmerei, die nichts Brauchbares liefert, sondern lediglich die Schwärmenden in eingebildete Träumereien wiegt. Und solche Schwärmereien, entschuldbar aber bedauernswert, vielleicht das traurigste Zeichen unserer Zeit, sind für Carlyle die Bestrebungen zur Emanzipation der Neger, die Bewegung für die Verbesserung des Loses der Gefangenen, die unzähligen wohlthätigen Veranstaltungen ohne reale Grundlage, die Versuche, eine oder mehrere neue Religionen zu stiften, die auf dem allgemeinen Sumpf des selbstischen Zeitalters wie schillernde Blasen aufsteigen und zerplatzen.

In einer Zeit des Glaubens werden sicherlich neun Zehntel aller Handlungen nach wie vor „egoistisch" sein. Auch der gläubige Mensch isst und trinkt, treibt sein Gewerbe und sucht darin vorwärts zu kommen, sorgt für sich und die Seinen. Aber diese Handlungen, die genau so aussehen, wie die entsprechenden des negativen Zeitalters, haben einen durchaus anderen Hintergrund. Sie heben sich ab auf dem Gedanken, dass das

Einzelwesen in grossen Zusammenhängen steht, und dass es diesen Zusammenhängen Rechenschaft schuldig ist für den Gebrauch, den es von seinem Leben gemacht hat. Deshalb wird hier jedes einzelne Leben von schlechthin unvergleichbarem Wert. Wenn wir Kunde erhalten von einem Manne, der vor Jahrtausenden ein solches Leben geführt hat, so begrüssen wir ihn als Freund, als Bruder, als Leiter; denn wir fühlen, dass die Zeit nichts vermag gegenüber dem guten menschlichen Willen, dass alle Menschen von dieser Art eine „Gemeinschaft der Heiligen" bilden. Carlyle hatte zu sehr den Wert des guten Willens erkannt, um jemals „Erfolgsethiker" werden zu können. Für ihn gab es hier nur die Richtschnur der Ethik des deutschen Idealismus, dass nichts in alle Wege gut sei, als der gute Wille.

Wenn die Aufgabe der neuen Gesellschaft, an deren Möglichkeit Carlyle niemals verzweifelt hat, die sein wird, „einen rechten Tageslohn für ein rechtes Tagewerk" zu zahlen, so giebt es nach Carlyle auch für diese Zukunftsgesellschaft Männer, deren Tagewerk nicht der Zeit, sondern der Ewigkeit angehört, und deren unbezahlbare Dienste keine Gesellschaft bezahlen kann. Es sind dies die „Lieblinge der Götter", die sie zu dem Menschengeschlecht senden, um ihm den Weg zu höheren Zielen, zu höheren Idealen zu zeigen. Seltsam ist ihr Leben auf dieser Erde und seltsam ihre Belohnung. „Howard ist nicht der einzige Wohlthäter, der ohne Geld für uns gearbeitet hat, es hat deren noch einige mehr gegeben und wird deren immer geben, hoffe ich, denn die Schicksalsmächte sind freigebig und senden hier und dort einen Mann in die Welt, um eine Arbeit zu thun, für welche sie nicht die Absicht haben, ihn mit Geld zu bezahlen. Und sie schlagen ihn wohlwollend mit schwerer Betrübnis und zertrümmern seine Welt um ihn her ganz und gar zu grimmigen, eisigen Ruinen. Sie können einen umherschweifenden Verbannten aus

ihrem Dante machen, aber nicht einen sanftgebetteten Podesta von Florenz, wenn sie eine göttliche Komödie aus ihm heraus haben wollen. Ja, das ist so ziemlich ihre Art, wenn sie würdige Arbeit für einen solchen Mann haben: sie geisseln ihn auf mannigfache Weise in die richtige Seelenstimmung, manchmal fast zur Verzweiflung, damit er verzweifelt nach seiner Arbeit suchen und sie finden möge; sie treiben ihn dann noch mit wohlwollenden Streichen an, wenn es nötig ist, was beständig in Zwischenräumen der Fall ist, und sind in der That im stillen entschlossen, ihn nach und nach mit wohlthätigem Tode, aber durchaus nicht mit Gold zu belohnen." *) — Carlyle hat sich niemals zu diesen „Lieblingen der Götter" gezählt, aber er konnte mit frommer Rührung etwas von dieser Leitung der Götter in den Jahren seiner Trübsal erkennen, und so mochte er, wie sein Held Cromwell, auf dem Sterbebette glauben, dass es unmöglich sei, aus der Gnade zu fallen. Nicht für die Ewigkeit glaubte er geschrieben zu haben, sondern für seine Zeit, aber nicht sub specie temporis, sondern sub specie aeternitatis.

*) „Flugschriften aus elfter Stunde", pag. 187.

Kapitel 8.

Das Ende.

Die Hauptbeschäftigung Carlyles nach dem Tode von Jane Welsh ist bereits erwähnt worden: es war die Sammlung ihrer Briefe und Tagebücher. Diese für ihn unermesslich traurige Pflicht giebt den Grundton dieser Zeit seines Lebens überhaupt. Carlyle war immer geneigt gewesen, die Gegenwart nur als einen flüchtigen Uebergang von der einen Ewigkeit zu der andern zu betrachten. Jetzt vertiefte sich dieses Gefühl so stark, dass ihm häufig die Wirklichkeit zu einer Welt des Scheins wurde, und lebendig war nur die Welt der Erinnerung, in der seine Gedanken fast ausschliesslich weilten. In seinen hinterlassenen Tagebüchern können wir diesen Prozess Schritt für Schritt verfolgen, und wir wissen von Carlyles Charakter genug, um mit Bestimmtheit sagen zu können, dass wir hier wirklich diejenige Melodie hören, die sein Leben beständig begleitete. Es wäre zuviel gesagt, wollte man Carlyle als lebensmüde bezeichnen. Er war der Welt so vollständig abgestorben, dass er nicht einmal ein Gefühl der Abneigung gegen sie und gegen das Leben hegte; sein Zustand war der „der Abgeschiedenheit", wie ihn Meister Eckardt beschreibt.

Bald nach dem Tode seiner Frau war er, einer herzlichen Einladung Lord Ashburtons und dessen zweiter Gemahlin, die mit Jane Welsh intim befreundet gewesen, folgend, unter Obhut des treuen Freundes Tyndall nach Mentone gereist. Erholung brachte ihm diese Reise nicht, konnte sie ihm nicht bringen; die Reize der südlichen Natur, die Schönheit des mittelländischen Meeres hatten dem an die schottischen Hochlande Gewöhnten nichts Tröstendes zu sagen.

Seine häuslichen Verhältnisse regelten sich nach seiner Heimkehr so, dass, nachdem er vergeblich versucht hatte, mit seinem Bruder, Dr. John Carlyle, zusammenzuwohnen, seine Nichte Mary Aitken ihm das Hauswesen führte und bis zu seinem Tode seine treue und verständnisvolle Pflegerin wurde. Die alten Freunde blieben dem Greise treu, aber ihre Zahl schmolz nach und nach zusammen, und neue Bekanntschaften mochte Carlyle nicht mehr anknüpfen. Aus seiner anfangs noch umfangreichen Korrespondenz sei hier auf die Briefe an Everett hingewiesen, einen der wenigen Männer, die von Carlyles scharfem Blick ganz ohne Tadel und Makel erfunden waren, und denen er mit treuer Bewunderung anhing, so lange sie lebten. Enge knüpften sich die Beziehungen zu Ruskin, mit dem ihn durchaus nicht eine Gemeinsamkeit der Weltanschauung verband, wohl aber ein gleich mächtiges Gefühl fürs Echte und Wahre gegenüber dem modernen Hang zu schlechter Scheinware auf materiellem wie auf geistigem Gebiet. Aber während Ruskin seinen erfolgreichen Kampf auf dem Gebiet des Handwerks und der Kunst ausfocht, während seine Interessen überwiegend auf ästhetischem Gebiet lagen, und er das Pfuschertum hasste, weil es hässlich war, war es hauptsächlich die moralische Nichtswürdigkeit, die in schlechter Arbeit liegt, gegen die Carlyles Sinn sich empörte.

Sehr selten waren die Gelegenheiten, durch welche

Carlyle sich bewogen fühlte, in die Oeffentlichkeit hervorzutreten und diese wiederum den Klang seiner Stimme hören zu lassen, der so oft in früheren Zeiten, unter allen vernehmlich, die Herzen erschüttert hatte. Und eine dieser öffentlichen Kundgebungen darf hier nicht vergessen werden, denn durch sie suchte Carlyle einer späteren Generation von Deutschen den Dank abzutragen für alles, was er von der früheren empfangen hatte. Der Krieg gegen Frankreich (1870—71) hatte ihn von seinem Anfang an auf das tiefste ergriffen. Er hatte jahrelang die Symptome verfolgt, die ihm einen fortschreitenden Zersetzungsprozess innerhalb des französischen Volkes zu bedeuten schienen. Widerwärtig war ihm die ganze neuere französische Litteratur, „das neue Evangelium nach den Herrn Sue und Balzac mit Madame Sand als Surrogat für die heilige Jungfrau". Am widerwärtigsten aber war ihm der Staatsstreich und die Erhebung Napoleons III. zum Talmihelden des französischen Volkes. Jetzt sah er mit einer Art von grimmiger Freude diese unwirkliche Macht mit den wirklichen Thatsachen zusammenstossen und an ihnen scheitern. Dieser Krieg bedeutete für ihn ein Beispiel zu seiner Lehre vom wahren Krieg, eine Auseinandersetzung über die wirklichen Rechts- und Machtsphären der beiden Völker. Als dann die Friedensbedingungen Deutschlands bekannt wurden, und der feine Gerechtigkeitssinn seiner Landsleute sich gegen die Annexion von Landesteilen wider den Willen ihrer Bewohner kehrte, glaubte Carlyle, dass nun für ihn die Zeit zu reden gekommen sei. Sein alter Wunsch, dass England und Deutschland sich verstehen lernen möchten, dieser Wunsch, welcher in gewissem Sinn das Leitmotiv seines Lebens bildet, veranlasste ihn zu seinem berühmten Brief an die „Times", im November 1870, in dem er den Engländern zeigte, wie Elsass und Lothringen einst Deutschland verloren gingen, und weshalb es billig und gerecht

sei, dass sie nun zum Mutterlande zurückkehrten. Seine Stimme verhallte nicht ungehört; an dem Umschlag der öffentlichen Meinung zu Gunsten Deutschlands hat Carlyle seinen reichlichen Anteil gehabt. Der Veteran hatte nicht vergeblich sein Pilum gegen die Gallier erhoben.

In den deutschen Leitern dieses Kampfes, besonders aber in Bismarck, sah Carlyle neue Helden aufstehen in einer Zeit, die noch vor kurzem in Buckles „Geschichte der Civilisation" den Einfluss grosser Persönlichkeiten auf die Geschichte rundweg geleugnet hatte. Seine optimistische Geschichtsauffassung, die durch traurige Erfahrungen und die Müdigkeit des Alters mitunter zu verkümmern gedroht hatte, sog aus der geistigen Berührung mit dieser Heldengestalt neue Nahrung und neue Hoffnung. Es war Carlyle Bedürfnis, die alten Beziehungen zu Deutschland frisch zu erhalten, und deshalb nahm er 1874 das von Friedrich dem Grossen gestiftete und nunmehr ihm verliehene Ordenskreuz des „Pour le Mérite" an, das, wie er mit stolzer Bescheidenheit schrieb, „bisher nur für wirkliche Verdienste gegeben worden war". Wir können uns über diesen Entschluss um so mehr freuen, als er das Grosskreuz des Bath-Ordens, das ihm Disraeli im selben Jahre anbot, ablehnte. So erfreute ihn auch unter den unzähligen Beweisen der Liebe und Verehrung, die ihm sein achtzigster Geburtstag brachte, keiner mehr als ein eigenhändiger Brief Bismarcks. Es ist richtig, dass Carlyle, durch den Glanz dieser Gestalt geblendet, glaubte, in dem deutschen Volk noch das Volk Goethes erkennen zu können. Es ist ein rührender Irrtum und zugleich eine ernste Mahnung für uns.

Bald nach der Feier seines achtzigsten Geburtstages stellte sich eine Lähmung der seit langer Zeit geschwächten rechten Hand ein, schon mit dem Jahre 1873 hörte die lange Reihe seiner Tagebücher auf. Immer schwacher flackerte das Lebenslicht des Greises, und am

5. Februar 1881 erlöste ihn der seit lange ersehnte Tod und vereinte ihn nach seinem mit den Jahren immer fester gewordenen Glauben mit seinen ihm vorausgegangenen Lieben. Ein öffentliches Begräbnis und eine Ruhestätte in Westminster, die geplant war, konnte nach dem letzten Willen Carlyles nicht angeordnet werden. Als Toter kehrte er zu dem Ausgangspunkt seines Lebens zurück und ruht von der Arbeit des Tages auf dem kleinen Friedhof von Ecclefechan aus.

Ich habe in meiner Darstellung das Leben Carlyles enger mit seiner Lehre verbunden, als dies der Brauch ist. Es geschah dies deshalb, weil ich zu sehen glaubte, dass alle äusseren Veränderungen im Leben Carlyles ihren Grund in einer inneren Notwendigkeit haben. Von einem merkwürdig feinen Instinkt geleitet wusste Carlyle, welche Umgebung für die ihn augenblicklich beschäftigenden Gedanken und Probleme die förderlichste sein würde, und so stellt sich für mich sein Leben direkt umgekehrt dar, wie es z. B. bei Froude erscheint. Bei Froude ist das Leben Carlyles ein direktes Widerspiel seiner Philosophie. Jede äussere Veränderung ist durch äussere, namentlich pekuniäre Umstände bedingt. Carlyle wird von den Dingen bestimmt. Alsdann würde seine Lehre, als deren Centralpunkt wir die Spontaneität des moralischen Bewusstseins erkannt haben, und sein Leben in einem unauflöslichen Widerspruch stehen. Carlyle würde in dem elementarsten Zwiespalt, der die Einheit eines Alltagsmenschen stören kann, stecken geblieben sein, und ich glaube, dass dieser falsche Eindruck durch die Biographie Froudes, so unentbehrlich sie auch in anderer Richtung sein mag, thatsächlich hervorgerufen wird. Mir scheint dagegen eine solche Einheit zwischen Leben und Lehre, wie wir sie grade bei ihm finden, selten in dem Leben eines Mannes erreicht zu sein. Seine Schriften sind gar nichts anderes als der objektiv gewordene Ausdruck seines Charakters, und wenn es wahr

ist, dass wir einen Menschen lieben müssen, bevor wir seine Werke richtig verstehen können, so ist dies bei Carlyle doppelt wahr.

Es lässt sich eigentlich über die Lehre Carlyles nicht streiten, denn sie ruht nicht auf einem breiten erkenntnistheorethischen Unterbau, dessen einzelne Voraussetzungen kritisch nachzuprüfen sind, sondern sie ist der Ausdruck einer persönlichsten Ueberzeugung, ein letztes Werturteil über den Sinn und Zweck des menschlichen Daseins, das nur entweder bejaht oder verneint werden kann. Darin liegt die Aehnlichkeit mit Fichtes Gedanken von den zwei einzig möglichen Weltanschauungen, der mechanistischen und der idealistischen, und mit seiner Bemerkung, dass es darauf ankomme, was für ein Mensch man sei, wenn man sich für die eine oder die andere entscheidet. Was Carlyle für ein Mensch war, musste gezeigt werden, damit wir die Notwendigkeit seiner Wahl begründen konnten. Aber es wurde auch deutlich, dass das, was Carlyle von allen seinen Landsleuten unterschied, nicht eigentlich der Ausfall dieser Wahl, sondern das Bedürfnis nach einer Wahl überhaupt war. Und darin liegt vor allem seine Bedeutung für das englische geistige Leben des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist der furchtbarste Feind des englischen gesunden Menschenverstandes, der da glaubt, dass Kenntnisse ohne Weltanschauung genügen, um mit dem Leben und seinen Problemen fertig zu werden. Diese zur Zeit des Auftretens Carlyles herrschende Ansicht ist durch seine Arbeit unmöglich geworden, und wenn wir die geistige Entwickelung Englands beobachten, so finden wir, dass sich in immer steigendem Masse eine reinliche Scheidung zwischen den einzig möglichen Weltanschauungen vollzieht. Wir finden überzeugte Idealisten, wir finden überzeugte Anhänger einer mechanischen Weltanschauung; der gesunde Menschenverstand hat, wie es sich gehört, seine wissenschaftliche Existenzberechtigung

verloren. Der aber, der in solcher Weise in der einförmigen Dämmerung des englischen Gedankens Licht und Finsternis schied, war Carlyle.

Es ist nun auffallend, dass die Wertschätzung Carlyles in England entschieden in der Abnahme begriffen ist. Vergleicht man den Enthusiasmus, der England bei Carlyles achtzigstem Geburtstag durchzitterte, mit den Aeusserungen bei der Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, so ist ein erheblich kühlerer Ton unverkennbar. Aber grade in dieser Thatsache liegt die Anerkennung, dass Carlyles Arbeit weit über seine kühnste Erwartung hinaus fruchtbar gewesen ist. Ein grosser Teil seiner Wirksamkeit bestand ja darin, seine Landsleute auf die grossen deutschen Geisteshelden aufmerksam zu machen, ihnen zu zeigen, dass in diesen „deutschen Mystikern" Schätze verborgen seien, ohne die auch England nicht weiter fortleben könne. Er war der Wegweiser in das gelobte Land. Aber ist der Wanderer einmal auf den richtigen Weg gekommen, so blickt er auf den Wegweiser nicht mehr zurück. In der heutigen geistigen Bewegung Englands sind Goethe und Schiller, Kant und Fichte durchaus Mitstreitende. Man ist auf ihre Werke selber zurückgegangen, man studiert sie genau so eifrig wie in Deutschland; die Wahrheit, die Carlyles Zeitgenossen als Paradoxon erschien, ist heute glücklicherweise zur Trivialität geworden. Carlyle selber hätte in seiner grossartigen Bescheidenheit nichts Besseres wünschen können, als dass seine Landsleute Goethes Werke anstatt seiner Essays über Goethe, Fichtes „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" anstatt seiner „Flugschriften aus elfter Stunde" zur Hand nähmen. Und doch glauben wir, dass England nicht im stande ist, auch abgesehen von dieser Rolle des Vermittlers, auf Carlyles Mitarbeiterschaft zu verzichten. Es kann kein Volk in der Welt das Andenken an einen treuen und wahren Mann entbehren, den es glücklich genug war, als seinen

Sohn begrüssen zu dürfen. Die Summe dieser Männer, das Mass, in dem ihre Arbeit im Volke lebendig ist, macht den Wert eines Volkes aus, und die Gedanken Carlyles werden noch für lange Zeit streiten, wenn die vorübergehenden Einflüsse und die vorübergehenden Nebelschichten, die ihren Glanz für den Augenblick verdunkeln, längst zu Boden gesunken sind. Einen solchen ephemeren, aber für den Augenblick sehr mächtigen und für Carlyles Andenken nicht förderlichen Einfluss übt die ästhetische Richtung in England aus. Carlyles Verhältnis zur Kunst, namentlich zur Malerei, bildet seinen schwächsten Punkt. Es hängt dies so eng mit seiner ganzen Art zusammen, dass wir dies Fehlen lediglich als den starken Schatten betrachten müssen, den ein starkes Licht notwendig erzeugt. Durch Ruskin und Rossetti, von andern zu schweigen, ist augenblicklich ein Kunstfieber in England herrschend geworden, das neben vielem Wertvollen auch ein erschreckendes Wachstum des Dilettantismus gebracht hat. Und man kann es den Anhängern dieser von Carlyle tödlich gehassten Richtung nicht verübeln, wenn sie nun ihrerseits in Carlyle nichts anderes sehen will als den grossen Bauern aus Annandale.

Es ist zu hoffen, dass die Synthese von tüchtigem praktischen Schaffen und künstlerischer Freude, wie wir sie bei Goethe sehen, sich auch in England herausbilden möge, und dann werden auch die Gedanken Carlyles nicht entbehrt werden können. Einen Fingerzeig für diese frohe Zukunft bietet uns ein Blick auf die getreuesten Anhänger Carlyles. Wo der Widerstand gegen Carlyle am zähesten war, bei seinen Reformgedanken auf sozialem Gebiet, da ist er am gründlichsten gebrochen. Jedes Jahr bringt aus England neue Kunde von Reformen auf wirtschaftlichem Gebiet, die lauten, als wären Carlyles Gedanken in Gesetzesparagraphen zusammengefasst worden; und dies ist in der That der Fall. Immer schwächer wird der Widerstand gegen die geschlossen vordringende

Schar von Carlyles Schülern, und es ist zu hoffen, dass bald die letzten Spuren jahrzehntelanger Gleichgültigkeit und Taubheit gegen die Klagen der handarbeitenden Klassen Englands getilgt sein werden. Möge bald der Tag kommen, wo auch auf diesem Gebiet Carlyles Schriften nur noch historischen Wert besitzen.

Es bleibt nun noch ein Wort über die Bedeutung Carlyles für Deutschland übrig. Es ist vielleicht beispiellos in der Geschichte der geistigen Bewegungen, wie eilig das deutsche Volk es hatte, sich von den Gedanken des deutschen Idealismus abzuwenden und Gedanken zu verarbeiten, von denen Carlyle in glücklicher Unkenntnis der deutschen Verhältnisse nach Goethes Tode einmal behauptet hat, dass sie für jeden Deutschen überwundene Standpunkte seien. Der deutsche Geist schien sich in der mächtigen Gedankenproduktion zu Anfang dieses Jahrhunderts totgeblüht zu haben, und alle Kräfte des Verstandes wandten sich dem „fruchtbaren Bathos der Erfahrung“ zu. Den Gründen dieser Erscheinung nachzugehen, ihre guten Seiten hervorzuheben, würde hier zu weit führen. Genug, dass erst in unserer Zeit eine intensive Beschäftigung mit jener grossen Epoche des deutschen Geisteslebens auch ausserhalb der Kreise der Fachgelehrten beginnt und dass nach dem Ruf: „Zurück zu Kant“ immer vernehmlicher der andere: „Vorwärts zu Fichte“ folgt. Und in diesem „Kampf um einen Lebensinhalt“ ist Carlyle ein wertvoller Genosse. Gerade der Teil seiner Lebensarbeit, der die letzte Hälfte seiner Thätigkeit ausmacht, ist für uns von unermesslichem Wert. Auch wir hatten ja gelernt, über den unpraktischen deutschen Idealismus achselzuckend zu lächeln, weil wir ihn nicht mehr kannten. Es ist das Verdienst Carlyles auch für uns, dass wir gesehen haben, wie unmöglich eine praktische Beschäftigung mit den Problemen des sozialen Lebens ist, die nicht auf dem Grundgedanken der deutschen Geschichtsphilosophie und damit des deut-

schen Idealismus ruht. Wir haben das Glück gehabt, dass sich die Entwickelung Deutschlands zum Industriestaat später vollzog, als dies in England der Fall war. Wir haben das weitere Glück gehabt, einen mächtigen Staatsmann zu besitzen, der die Gefahren dieser Entwickelung voraussah und mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit sein Volk auf die Wege zwang, welche diese Gefahren vielleicht beseitigen können. Aber sein Werk bedarf des Ausbaus, und hier wie in England sind es in erster Linie die Schüler Carlyles, die dazu aus ganzem Herzen sich gedrängt fühlen. Es ist nicht fremdes Eigentum, mit dem wir arbeiten, es sind die schweren Goldbarren des deutschen Idealismus, die Carlyle mit treuer Mühe in vollwichtige Münzen umgeprägt hat, und die nunmehr in Deutschland ihren Umlauf beginnen, ein belebender Strom der Gesittung und des Vertrauens auf die Zukunft unseres Volkes.

Synchronistische Tabelle
für Carlyles Leben und Schriften*).

Leben.	Schriften.
1795 — 4. Dez., — Thomas Carlyle, geboren in Ecclefechan, Grafschaft Dumfries, Schottland (9).	
1804 — Unterricht in Annan (13).	
1809 — Student in Edinburgh (13).	
1814 — Lehrer der Mathematik in Annan (15).	
1816 — Schulleiter in Kirkcaldy. Freundschaft mit Irving (17).	
1817 — Miss Gordon (Blumina) (19).	
1818 — C. und Irving verlassen Kirkcaldy. Rückkehr nach Edinburgh (19).	
1818 — 1820 — Arbeit für Brewsters Encyklopädie (20).	
1821 — Mai, — Bekanntschaft mit Jane Welsh (39).	
— Juni, — Geistige K isis (35).	
— November, — Irving geht nach London (18).	
1822 — Hauslehrer bei Mr. Buller (40).	1822 — Erster Aufsatz über Faust (New Edinburgh Review) (41).

*) Diejenigen Werke, von denen mir eine deutsche Uebersetzung bekannt ist, sind mit dem deutschen Titel angeführt. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten des Buches, auf denen das Ereignis oder die Schrift behandelt wird.

Leben.	Schriften.
	1823 — 1824 Leben Schillers in Aufsätzen veröffentlicht (London Magazine) (41).
1824 — Ende dieser Stellung (44).	— Uebersetzt Legendre, Elements de géométrie (41).
— Anfang des Briefwechsels mit Goethe (45).	— Uebersetzung Wilhelm Meisters (43).
1824 — 1825 Aufenthalt in London und Birmingham (44).	1825 — Leben Schillers als Buch (43).
— Besuch in Paris (44).	
— Rückkehr nach Schottland, Hoddam Hill (46).	
— Verlobung mit Jane Welsh (47).	
1826 — 17. Oktober, — Heirat (48). Zieht nach Comely Bank, Edinburgh (48).	
	1827 — Deutsche Dichtung in Uebersetzungen (Edinburgh Review and Foreign Review) (42, 47, 53).
	— Aufsatz über Richter (88), State of German Literature (Edinburgh Review).
1828 — Craigenputtok (51).	1828 — Life and Writings of Werner (Foreign Review).
	— Goethes Helena (Foreign Review) (79).
	— Goethe (Foreign Review) (76).
	— Burns (Edinburgh Review) (82).
	— Life of Heyne (Foreign Review).
1829 — Jeffrey tritt von der Leitung der Edinburgh Review zurück.	1829 — German Playwrights (Foreign Review).
	— Voltaire (Foreign Review) (141).
	— Novalis (Foreign Review).
	— Signs of the Times (Edinburgh Review).

Leben.	Schriften.
	1830 — History (Frasers Magazine) (125).
	— Richters Review of Madame de Staël (Frasers Magazine).
1831 — Reise nach London, um Sartor Resartus zu veröffentlichen (57).	1831 — Charakteristik unserer Zeit (Edinburgh Review) (126, 129).
— Bekanntschaft mit J. S. Mill (58) mit Leigh Hunt (60).	— Schiller (Frasers Magazine) (81).
1832 — Tod seines Vaters (11, 60). Rückkehr nach Craigenputtock. Goethes Tod. (60).	1832 — Goethes Works (Foreign Quarterly Review) (78).
	— Biography (Frasers Magazine) (76).
	— Boswells Johnson (Frasers Magazine) (84).
	— Goethes Tod (New Monthly Magazine) (60).
	— Goethes Portrait (Frasers Magazine).
	— Corn-law Rhymes (Edinburgh Review) (162).
1833 — Emersons erster Besuch. (61).	1833 — History (Frasers Magaz.) (125).
	— Diderot (Foreign Quarterly Review) (127, 141).
	— Cagliostro (Frasers Mag.).
	— Sartor Resartus in Aufsätzen (Frasers Magazine) (53, 57, 88, 189).
1834 — Endgültige Uebersiedelung nach London, 5 Cheyne Row, Chelsea (62).	
— Tod Irvings (99).	
1835 — Bekanntschaft mit Sterling (100).	1835 — On the Death of Edward Irving (Frasers Magaz.) (99).
	1836 — Buchausgabe des Sartor Resartus in Amerika (106).
1837 — Beendet „Die französische Revolution“ (102, 141).	1837 — „Französische Revolution“ (100, 142).

Leben.	Schriften.
1837 — Vorlesungen in London über deutsche Litteratur (105).	1837 — Diamantenhalsband (Frasers Magazine). — Mirabeau (London and Westminster Review). — Parlamentary History of the French Revolution (London and Westminster Review.)
1838 — Vorlesungen über Kulturperioden in Europa (105).	1838 — Buchausgabe des Sartor Resartus in England (106). 1838 — Buchausgabe der Essays in Amerika (106). — Scott (London and Westminster Review) (83). — Varnhagens Memoiren (London and Westminster Review).
1839 — Plant Cromwell (108). — Vorlesungen über „Die französische Revolution" (105).	1839 — Chartismus (107). — Sinking of the Vengeur (Frasers Magazine).
1840 — Vorlesungen über Helden u. Heldenverehrung (105). — Versuch, die Londoner Bibliothek zu begründen.	1841 — Helden und Heldenverehrung (131, 149). — Baillie, The Covenanter (London and Westminster Review).
1842 — Tod seiner Schwiegermutter (106).	
1843 — Bekanntschaft mit Dickens und Mazzini (109).	1843 — Einst und Jetzt (Past and Present) (136, 164). — Dr. Francia (Foreign Quarterly Review).
1844 — Tod Sterlings (111).	
	1845 — Letters and Speeches of Oliver Cromwell (109,155).
1847 — Zweiter Besuch Emersons (111). — Bekanntschaft mit Lord Ashburton (112).	1847 — Zweite Auflage von Cromwell (Squires Letters) (109).

Leben.	Schriften.
1849 — Besuch in Irland.	1849 — Negerfrage (Frasers Magazine) (150).
— Bekanntschaft mit Sir Robert Peel (112).	
	1850 — Flugschriften aus elfter Stunde (Latter-day Pamphlets Frasers) (115, 146, 197).
	1851 — Life of John Sterling (111).
1852 — Besucht Deutschland in Begleitung Neubergs; Besuch bei Tieck (113, 114).	
1853 — Tod seiner Mutter (115).	
— Bekanntschaft mit Ruskin (199).	1855 — Der Prinzenraub (Westminster Review).
1858 — Zweite Reise n. Deutschland (116).	1858 — Erste zwei Bände Friedrichs d. Grossen (116).
	1863 — American Iliad in a Nutshell.
1865 — Zum Rektor der Universität Edinburgh gewählt (118).	1865 — Letzte Bände Friedrichs d. Grossen (117, 156).
1866 — 2. April, — Rektoratsrede (119).	
— 21. April, — Tod seiner Frau (120).	
— Reise nach Mentone (199).	
	1867 — Den Niagara hinunter (Shooting Niagara [Macmillans]).
	1871 — Letter on the Franco-German War (Times) (200).
1872 — Dritter Besuch Emersons.	1872 — Early Kings of Norway (Frasers Magazine).
	— Portraits of John Knox (Frasers Magazine).
1874 — Verleihung des Pour le Mérite (201).	
1875 — Lähmung der rechten Hand (201).	
1881 — 5. Februar, — Tod (202).	

Frommanns Klassiker der Philosophie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in Erlangen.

Strassburger Post: Auch wir möchten diese Sammlung von Monographien dem deutschen Publikum aufs wärmste empfehlen, ja, wir nehmen keinen Anstand, diese klar geschriebenen Einführungen in das Reich der Denkerfürsten als den Grundstock jeder gediegenen Privatbibliothek zu bezeichnen. Dazu eignen sich die Monographien, nebenbei bemerkt, auch durch ihre vornehme Ausstattung.

I. G. Th. Fechner.

Von Prof. Dr. **K. Lasswitz** in Gotha.

214 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

I. Leben und Wirken. — II. Das Weltbild. 1. Die Bewegung. 2. Das Bewusstsein.

II. Hobbes

Leben und Lehre.

Von Prof. Dr. **Ferd. Tönnies** in Kiel.

246 S. Brosch. M. 2.— Geb. M. 2.50.

I. Leben des Hobbes. — II. Lehre des Hobbes: Logik. Grund-Begriffe. Die mechanischen Grundsätze. Die Physik. Die Anthropologie. Das Naturrecht.

III. S. Kierkegaard

als Philosoph.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

186 S. Brosch. M. 1.50. Geb. M. 2.—.

I. Die romantisch-spekulative Religionsphilosophie. — II. K's. ältere Zeitgenossen in Dänemark. — III. K's. Persönlichkeit. — IV. K's. Philosophie.

IV. Rousseau

und seine Philosophie.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

158 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

I. Rousseaus Erweckung und sein Problem. — II. R. und seine Bekenntnisse — III. Leben, Charakter und Werke. — IV. Die Philosophie Rousseaus.

V. Herbert Spencer.

Von Dr. **Otto Gaupp** in London.

Mit Spencers Bildnis. 2. verm. Aufl. 186 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Spencers Leben. — II. Spencers Werk. 1. Zur Entstehungsgeschichte der Entwicklungsphilosophie. 2. Die Prinzipienlehre. 3. Biologie und Psychologie. 4. Soziologie und Ethik.

VI. Fr. Nietzsche.

Der Künstler und der Denker.

Von Prof. Dr. **Alois Riehl** in Halle.

Mit Nietzsches Bildnis. 3. verm. Aufl. 176 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die Schriften und die Persönlichkeit. — II. Der Künstler. — III. Der Denker.

VII. J. Kant.

Sein Leben und seine Lehre.

Von Prof. Dr. **Friedr. Paulsen** in Berlin.

Mit Kants Bildnis und Brieffaksimile aus 1792.

3. Aufl. 420 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 4.75.

VIII. Aristoteles.

Von Prof. Dr. **Herm. Siebeck** in Giessen.

144 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

IX. Platon.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Windelband** in Strassburg.

Mit Platons Bildnis. 196 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

X. Schopenhauer.

Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube.

Von Prof. Dr. **Johannes Volkelt** in Leipzig.

Mit Schopenhauers Bildnis. 408 S. Brosch. M. 4.—.

Geb. Mk. 4.75.

XI. Thomas Carlyle.

Von Prof. Dr. **Paul Hensel** in **Heidelberg**.

Mit Carlyles Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XII. Hermann Lotze.

Erster Teil: Leben und Schriften.

Von Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in **Erlangen.**

Mit Lotzes Bildnis. 206 S Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIII. W. Wundt.

Seine Philosophie und Psychologie.

Von Prof. Dr. **Edmund König** in **Sondershausen.**

Mit Wundts Bildnis. 207 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIV. J. Stuart Mill.

Von Dr. **S. Saenger** in **Berlin.**

Mit Mills Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Geschichte der Philosophie im Umriss.

Ein Leitfaden zur Übersicht
von Dr. **Albert Schwegler.**

15. Aufl. durchgesehen und ergänzt von Prof. Dr. R. Koeber.
402 S. Originalausg. gr. Oktav. Brosch. M. 2.25. Geb. M. 3.—.

Das Schweglersche Werk behält in der philosophischen Geschichtslitteratur bleibenden Wert durch die lichtvolle Behandlung und leichte Bewältigung des spröden Stoffs bei gemeinfasslicher Darstellung, die sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit paart.

Mythologie und Metaphysik.

Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen
von Prof. Dr. **Wilhelm Bender** in Bonn.

I. Bd.: **Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum.**
296 S. Brosch. M. 4.—.

Geschichte der Philosophie im Islam.

Von **T. J. de Boer.**
191 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Psychische Kraftübertragung.

Enthaltend unter anderem einen Beitrag zur Lehre von dem Unterschied der Stände.

Von **Exsul.**

23 S. Brosch. M. —.50.

John Locke,

ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert.

Von Dr. **Ed. Fechter,** Bibliothekar d. techn. Hochschule Wien.

310 S. Brosch. M. 5.—.

Der Wille zum Glauben

und andere popularphilosophische Essays.

Von Prof. **William James.** Übersetzt von Dr. **Th. Lorenz.**
216 S. Brosch. M. 3.—.

1. Der Wille zum Glauben. 2. Ist das Leben wert, gelebt zu werden. 3. Das Rationalitätsgefühl. 4. Das Dilemma des Determinismus. 5. Der Moralphilosoph und das sittliche Leben.

Der Kampf zweier Weltanschauungen.

Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung.

Von Prof. Dr. **G. Spicker** in Münster.

310 S. Brosch. M. 5.—.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Ein deutscher Buddhist.

Biographische Skizze von **Dr. Arthur Pfungst.**
Mit Schultzes Bildnis. 2. verm. Aufl. 52 S. 8°. Brosch. M. —.75.

Die Grundfrage der Religion.

Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre
von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
72 S. Brosch. M. 1.20.

Wie Christus urteilen und handeln würde,

wenn er heutzutage unter uns lebte.
Von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
88 S. Brosch. M. 1.40.

Leben und Walten der Liebe.

Von **S. Kierkegaard.** Uebersetzt von **A. Dorner.**
534 S. Brosch. M. 5.—. Gebd. M. 6.—.

Kierkegaard, S., Angriff auf die Christenheit.

Uebersetzt von **A. Dorner** und **Chr. Schrempf.**
656 S. In 2 Teile brosch. M. 8.50. Geb. M. 10.—.

Daraus Sonderdruck:

Richtet selbst.

Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen.
Zweite Reihe. 112 S. M. 1.50.

Der Anti-Pietist. 67 S. Brosch. M. 1.—.

Die Wahrheit.

Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens.
Herausgeber: **Chr. Schrempf.**

Bd. I—IV brosch. à M. 3.20, gebd. à M. 3.75., V—VIII brosch. à M. 3.60, gebd. à M. 4.15. Bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 4 Bänden jeder Band nur M. 2.— brosch., M. 2.50 gebd.

Die Zeitschrift, die seit Oktober 1897 nicht mehr erscheint, enthält eine Anzahl Aufsätze von bleibendem Werte aus der Feder der Professoren Fr. Paulsen, Max Weber, H. Herkner, Theobald Ziegler, Alois Riehl, von Pfarrer Fr. Naumann, Karl Jentsch, Chr. Schrempf und anderen hervorragenden Mitarbeitern.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Schriften von **Christoph Schrempf:**

Drei Religiöse Reden. 76 S. Brosch. M. 1.20.

Natürliches Christentum.
Vier neue religiöse Reden. 112 S. Brosch. M. 1.50.

Ueber die Verkündigung des Evangeliums an d. neue Zeit.
40 S. Brosch. M. —.60.

Zur Pfarrersfrage. 52 S. Brosch. M. —.80.

An die Studenten der Theologie zu Tübingen.
Noch ein Wort zur Pfarrersfrage.
30 S. Brosch. M. —.50.

Eine Nottaufe. 56 S. Brosch. M. —.75.

Toleranz.
Rede geh. in der Berl. Gesellschaft für Eth. Kultur.
32 S. Brosch. M. —.50.

Zur Theorie des Geisteskampfes.
56 S. Brosch. M. —.80.

Obige 8 Schriften Chr. Schrempfs kosten anstatt M. 6.65, wenn gleichzeitig bezogen, nur M. 3.—.

Menschenloos.
Hiob • Ödipus • Jesus • Homo sum . .
152 S. Brosch. M. 1.80. Geb. M. 2.60.

Martin Luther
aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt.
188 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Das moderne Drama der Franzosen
in seinen Hauptvertretern.
Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron.

Von Prof. Dr. **Joseph Sarrazin.**

2. Aufl. 325 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Schiller in seinen Dramen.

Von **Carl Weitbrecht**, Prof. a. d. techn. Hochschule Stuttgart.

314 S. Brosch. M. 3.60. Eleg. geb. M. 4.50.

Ein bedeutendes und schönes Buch zugleich, getragen von jenem sittlichen Pathos, das allein Schillers Person und Lebenswerk gerecht zu werden vermag und dabei in seiner Darstellungsweise darauf angelegt, dem Leser einen wirklichen ästhetischen Genuss zu bereiten. (Dtsche. Litteraturztg.)

Diesseits von Weimar.

Auch ein Buch über Goethe.

Von **Carl Weitbrecht**, Prof. a. d. techn. Hochschule Stuttgart.

320 S. Brosch. M. 3.60. Eleg. geb. M 4.50.

Ein köstliches Buch, das man von Anfang bis Ende mit immer gleichbleibendem Vergnügen liest. Der Titel will sagen, dass es sich hier um den jungen Goethe handelt vor seiner Uebersiedelung nach Weimar. (Pädagog. Jahresbericht.)

Schwarmgeister.

Tragödie.

Von **Carl Weitbrecht.**

125 S. Brosch. M. 1.80.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde.

Von **F. J. Frommann.**

3. Ausgabe. 191 S. Brosch. M. 3.—.

Goethes Charakter.

Eine Seelenschilderung

von **Robert Saitschick.**

150 S. Brosch. M. 1.80.

I. Lebenskämpfe. II. Eigenart. III. Welt und Seele.

Wir zählen Saitschicks Schrift zu den wertvollsten Essays, die über Goethe geschrieben wurden. (Beil. z. Allg. Ztg.)

Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen.

Vom **Grafen Gobineau.**

Deutsche Ausgabe von **Ludwig Schemann.**

Erster Band 324 S.	Brosch. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Zweiter Band 388 S.	Brosch. M. 4.20.	Geb. M. 5.20.
Dritter Band 440 S.	Brosch. M. 4.80.	Geb. M. 5.80.
Vierter Band 424 S.	Brosch. M. 4.50.	Geb. M. 5.50.

Gobineau hat stolz und gross es ausgesprochen, er habe zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt, Schwerlich möchte er sich mit seinem Glauben überhoben haben!... Der „Nationalitäten"-, d. h. eben der Racen-Gedanke durchzieht das moderne Völkerleben heute mehr denn je, und keiner kann sich mehr der Empfindung erwehren, dass alle modernen Nationen vor eine Entscheidung, eine Prüfung gestellt sind, was sie als Nationen — d. h. eben nach ihrer Racen-Anlage, ihren Mischungsbestandteilen, dem Ergebnisse ihrer Racenmischungen — wert seien, inwieweit sie dunkel geahnten, vielleicht mit Vernichtung drohenden Stürmen der Zukunft gewachsen sein werden.

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.

Von Direktor Dr. **A. Döring.**

431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

157 S. Brosch. M. 1.80.

I. Herbarts allgemeine Bedeutung. II. Herbarts Ethik. III. Herbarts Psychologie. Einteilung seiner Pädagogik. „Regierung". IV. „Unterricht" und „Zucht"; „Erziehender Unterricht". V. Das Zeitalter Pestalozzis. VI. Allgemeine Grundlagen der Erziehungslehre Pestalozzis. VII. Pestalozzis Grundansicht über die soziale Bedingtheit der Erziehung. Die „Abendstunde". VIII. Ethik und Sozialphilosophie nach den „Nachforschungen". Religion.

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.

Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.

360 S. Brosch. M. 6.—.

I. Fundamentalphilosophische Voraussetzungen. II. Grundlinien individualer und sozialer Ethik. III. Organisation und Methode der Willenserziehung.

Rodbertus.

Von **Karl Jentsch.**

259 S. Preis brosch. M. 3.—. Eleg. gebd. M. 3.80.

I. Lebensgeschichte. II. Die Lehre. 1. Antike Staatswirtschaft. 2. Die Volkswirtschaft der Gegenwart. 3. Die Staatswirtschaft der Zukunft. III. Die Bedeutung des Mannes.

P. J. Proudhon.

Leben und Werke.

Von Dr. **Arthur Mülberger.**

248 S. Brosch. M. 2.80. Eleg. geb. M. 3.60.

I. Der Kritiker. 1809—1848. II. Der Kämpfer. 1848—1852. III. Der Denker. 1852—1865.

Gut und Geld.

Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers.

Von **Gustav Müller.** (New-York).

292 S. Brosch. M. 2.40. Eleg. geb. M. 3.20.

I. Der Reichtum. II. Das Kapital. III. Der produktive und der unproduktive Verbrauch. IV. Der Lohn. V. Der Gewinn. VI. Die Rente. VII. Der Wert. VIII. Das Geld. IX. Die Produktivität der Nationen. X. Der Welthandel. XI. Freihandel und Zollschutz. XII. Die Krisis. XIII. Die Grenzen des Reichtums.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Politiker und Nationalökonomen.

Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen

herausgegeben von

G. Schmoller und O. Hintze

Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli

von

Richard Fester

Professor an der Universität Erlangen.

214 S. Brosch. M. 2.50; Geb. M. 3.—.

Plan und Mitarbeiter des Unternehmens.

Eine neue Durchforschung und eine aus dem lebendigen Geist moderner Weltauffassung und Wissenschaft entspringende Würdigung der politischen und sozialen Systeme, die im Laufe der letzten vier Jahrhunderte die denkenden Köpfe und das Leben der Völker beherrscht haben, ist eine heute vielfach empfundene Aufgabe. Zur Lösung derselben erschien die Form der Biographie die geeignetste.

Hervorragende Gelehrte und Schriftsteller haben sich zu monographischen Darstellungen grosser Politiker und Nationalökonomen vereinigt. Es wurde dabei der schriftstellerischen Individualität, der Neigung der einzelnen Forscher volle Freiheit gewährt, in der Auswahl wie in der Behandlung der Gegenstände.

Die Sammlung will nicht einseitigen, wissenschaftlichen oder politisch-sozialen Parteiidealen dienen.

Als Leser denken wir uns nicht bloss und nicht in erster Linie Fachgelehrte, sondern gebildete Männer und Frauen aus allen Lebenskreisen, vor allem auch Studierende aller Fakultäten. Die Sammlung will einerseits dazu beitragen, die Wissenschaft vom Staats- und Gesellschaftsleben zu fördern; sie will aber andererseits auch dem praktischen Bedürfnis dienen, die politische und soziale Bildung unserer Nation zu klären und zu vertiefen.

Ihre Mitarbeit bei diesem Unternehmen haben bisher zugesagt oder doch in Aussicht gestellt:

Prof. Dr. v. *Bezold* in *Bonn*	für	**Bodinus.**
Dr. *Gaupp* in *London*	„	**Gladstone.**
Prof. Dr. *Gothein* in *Bonn*	„	**Vico.**
Prof. Dr. *Grünberg* in *Wien*	„	**Turgot.**
Prof. Dr. *Hasbach* in *Kiel*	„	**Adam Smith.**
Prof. Dr. *Hintze* in *Berlin*	„	**Friedrich d. Gr.**
Prof. Dr. *Marcks* in *Leipzig*	„	**Dahlmann.**
Prof. Dr. *Oldenberg* in *Marburg*	„	**K. Marx.**
Prof. Dr. *Pribram* in *Wien*	„	**Cromwell.**
Prof. Dr. *Rathgen* in *Marburg*	„	**Niebuhr.**
H. Rippler in *Berlin*	„	**Bismarck.**
Prof. Dr. *Schäfer* in *Heidelberg*	„	**Treitschke.**
Prof. Dr. *Schmoller* in *Berlin*	„	**Friedr. Wilhelm I.**
Prof. Dr. *Waentig* in *Greifswald*	„	**St. Simon.**

Darstellungen von **Cavour, Roon, Moltke, Lassalle, Fr. List** und andern grossen Staatsmännern und Nationalökonomen werden folgen.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

REC'D LD
DEC 7 - 1959
SEP 14 '64 LU

REC'D 3 PM
SEP
1 Oct'64 5 M

REC'D LD
NOV 18 '64 - 1 PM
2 DEC'64 HK
IN STACKS
NOV 18 1964
REC'D LD
JAN 29 '65 - 2 PM

LD 21A-50m-4,'59
(A1724s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

9 Apr'53 RL
MAR 26 1953 LU
30 No'59 ES
12/3 0

20m-1,'22

96903

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY